

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Jahrgang 1900

urn:nbn:de:bsz:31-62042

0Z
112

Großer
Volkskalender
des
Jahres hinkenden Boten
für
1900



• Jahr. •

Druck & Verlag v. J. H. Geiger.
(Moritz Schauenburg)

07

A22. 1900

Schönstes Weihnachtsgeschenk für Studenten!
Kommersbuch
 mit Wappen und Zettel solote Handschutz in den
 Verbindungsfarben!

Kommersbuchdeckenpressung



für die Ausgaben
 G, H, I, K, X, Y.

Kommersbuchausstattung
 für Student. Korporationen
 Gesehlich geschägt!



Offiziell eingeführt bei mehreren

hundert Verbindungen!

Musterbuch Nr. 228.

Schauenburgs
Allgem. Deutsches Kommersbuch

55.—58. Auflage.

Von der 51. Auflage ab **neue Bearbeitung.**
 811 Lieder. Zahlreiche Originalkompositionen.
 Preis geb. von Mk. 5.50 an bis zu Mk. 20.—
 Beliebtestes, vollständigstes u. meistgebrauch-
 tes aller Kommersbücher. Geschmackvolle Original-
 einbände in Leinwand, Leder und Pergament.
 Extraanfertigung von Einbänden nach besonderen
 Wünschen schnellstens und zu mäßigem Preise. **Illustrierter Katalog gratis.**

Klavierausgabe
 des
Allgemeinen deutschen Kommersbuch.



Druckzeichnung der Klavierausgabe
 zum Allg. Deutsch. Kommersbuch.

Klavierausgabe

3. Allgemeinen Deutschen Kommersbuche unter dem Titel
 „Kommersabende“. 24 Hefte à M 1.— oder
 4 Bände geb. à M 7.—

In den vorliegenden 4 Bänden sind nicht weniger als 515
 der gebräuchlichsten Lieder mit Klavierbegleitung für mittlere Sing-
 stimmen enthalten, so daß diese Sammlung nicht allein unerreicht
 dasteht, sondern auch die weitaus verbreitetste und beliebteste ist.
 Die Originalkompositionen vieler der bekanntesten Studentenlieder
 sind Eigentum der Verlagshandlung und nur in dieser Ausgabe
 enthalten. Ausführlicher Prospekt mit
 alphabetischem Inhaltsverzeichnis durch
 jede Buchhandlung oder direkt franko
 von Lahr.

Eine auserlesene Sammlung von Kommersliedern ohne
 Melodien hat die Verlagshandlung unter dem Titel:

Taschenkommersbuch,

eine Sammlung der schönsten Studentens, Volks- und
 Vaterlandslieder, herausgegeben. Speziell geeignet ist das Taschen-
 kommersbuch für solche Gelegenheiten, bei welchen das Allgemeine
 Deutsche Kommersbuch zu umfangreich und schwerfällig ist, wie für
 Sprichtouren und nach auswärtig verlegte Kneipen. Doch dient auch
 das „Taschenkommersbuch“ nicht lediglich studentischen Zwecken, sondern
 ist, wie das „Allgemeine Deutsche Kommersbuch“, auch in vielen anderen
 Vereinen eingeführt. Inwieweit die Verlagshandlung den Wünschen
 des Publikums Rechnung trägt, beweist die Herstellung von besonderen
 Ausgaben für einzelne Vereinsgattungen, die das „Taschen-
 kommersbuch“ am meisten gebrauchen und benutzen. So werden
 für Kaufmännische Vereine, Radfahrer- und Turnvereine

besondere Einbände

geliefert, da das studentische Emblem häufig nicht gewünscht wird, und
 ferner enthalten die Ausgaben für Radfahrer u. Turner
 je einen 2 Bogen starken Anhang mit gebräuchlichen
 Sportliedern und zwar ohne Preiserhöhung.

Vorrätig in allen besseren Buch- u. Musikalienhandlungen. Ausführlicher illustr. Katalog gratis u. franko.

TASCHEN-



KOMMERSBUCH

Druckzeichnung für allgem. Zwecke.
 14. Auflage mit 224 Liedern.
 Preis in biegsamem Wadstuchlein-
 band mit Roschnitt nur 1 Mark.
 12 Exemplare . . . M. 11.—
 25 „ „ „ „ „ 22.—
 in Leinw. geb. m. Bierndg. „ 1.50
 12 Exemplare . . . „ 13.—
 25 „ „ „ „ „ 28.50

1943 Nr. 1246

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr i. B.



Aus tiefster Seele.

Eine Blütenlese deutscher Lyrik.

Herausgegeben von

Adolf Bartels.

Mit 32 Dichterbildnissen von Erdmann Wagner.

— Zweite vermehrte Auflage. —

Preis eleg. geb. M 3.—

Der vornehm ausgestattete, mit 32 Dichterbildnissen illustrierte Band enthält eine von feinem litterarischen Geschmack zeugende Auswahl von Gedichten unserer hervorragendsten Lyriker von Klopstock bis in die Gegenwart. Die kurzen biographischen Notizen bilden eine wertvolle Zugabe des Buches.

Aus tiefster Seele lautet der Titel einer lyrischen Anthologie. Der feinsinnige Kritiker Adolf Bartels hat sie zusammengestellt und der Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr bietet sie uns in feiner Ausstattung zum Preise von 3 M an. Anthologien waren mit der Zeit in schlechten Ruf gekommen; sie wurden, wie so vieles andere, „fabriziert“. **Aus tiefster Seele** bietet aber nicht nur in den einzelnen Poesien, sondern auch in der ganzen Art der Zusammenstellung die besten Reize für ein dem Schönen zugewandtes Gemüt; die dem Dichter nötige „feinste Künstlerhand“ ist auch Bartels gegeben, der ja selber einige der vertieftesten dichterischen Gaben beigezeichnet hat. Das Buch ist ganz geeignet, den schlimmen Ruf der Anthologien zu zerstören; sie seien Dinge zum „Drinherumblättern“ in Zeiten der Langweile. Bartels zwingt, seine Gaben zu lesen. Er verschafft hohen Genuß. Dabei ist das Buch reichhaltig sondergleichen: 400 Gedichte von 165 Dichtern finden wir; die Zeit von Klopstock bis Busse ist vertreten. 32 Bildnisse von Dichtern schmücken das Werk, dessen zweite Auflage schon vorliegt. Für den Weihnachtstisch ist die wertvolle Sammlung gut geeignet.

Freiburger Zeitung.

Geschichte der deutschen Litteratur

von Emil Brenning.

Mit 170 Illustrationen und 15 Buchtiteln und Kopfleisten von Professor Herm. Götz. Preis in Halbfranz geb. nur noch M 6.—



„Es liegt hier ein Werk vor, das, auf tüchtigen Studien beruhend, ein klares und durch die Art der Darstellung anmutendes Bild der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Litteratur entwirft. . . Der reiche Bilderschnuck, welchen die Verlags-handlung dem Werke hat angedeihen lassen, stellt dasselbe, abgesehen von den Buntbildern, neben das viel überschätzte Werk von Robert König, vor welchem das vorliegende aber den Vorzug größerer wissenschaftlicher Tiefe und parteiloser Darstellung voraus hat.“

Pädagogischer Jahresbericht.

„. . . Ein sehr gewissenhaftes Eingehen in den Geist der verschiedenen Zeiten und Dichter, eine strenge Gerechtigkeitssiebe zeichnen die Arbeit aus, sie ist von einseitiger Parteinahme durchaus fern.“

Allgemeine Zeitung, München.

Diplome

in Entwurf und Ausführung von Künstlerhand
für Radfahrer-, Turner-, Gesangvereine, landwirtschaftliche
und Gartenbauvereine, sowie solche Diplome, die für alle Zwecke
verwendbar sind.

In 4—15 Farben ausgeführt.

Preise von 1 Mk. 50 Pfg. bis 4 Mk.

Partien billiger.

Texteindruck ein- u. mehrfarbig billigst.

Aus der Sammlung

Lebensbilder berühmter Männer



ist in zweiter, bis zum Tode des Altreichskanzlers
ergänzter Auflage erschienen:

Fürst Bismarck.

Ein Lebensbild von Wilhelm Buchner.

Preis geh. 75 Pfg.

Aus dem Kleinleben.

Erzählungen

VON

Hermine Dillinger.

Mit dem Porträt der Verfasserin in Lichtdruck
und vielen Holzschnitten im Texte.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.
Preis geheftet M. 2.—, geb. M. 2.50.

Mein Kochbuch.

Hübsch ausgestattet mit passenden Bildern von
Erdmann Wagner.

In elegantem Ganzleinenband mit ca. 260 Seiten feinem
Schreibpapier und Register.

Große Ausgabe Preis M. 4.—

Kleine Ausgabe Preis M. 2.—

Dieses Buch ist dazu bestimmt, neue und alte bewährte Kochrezepte
handschriftlich aufzunehmen; es kommt somit einem viel und oft ge-
fühlten Bedürfnis entgegen.

Baumbach- Lachner-Album.

Lieder humoristischen und senti-
mentalsten Inhalts von Rud.
Baumbach. Mit Klavierbeglei-
tung. Op. 68. Preis M. 1.—

Hebenblüten und Hopsendolden.

Heitere Lieder für eine mittlere
Sängstimme mit Klavierbegleitung
komponiert von D. E. Becker.
Op. 150. Preis M. 1.—

Baumbach-Langer- Album. I.

Kommers- und Trinklieder von
Rud. Baumbach. Mit Klavier-
begleitung. Preis M. 1.—

Baumbach-Langer- Album. II.

Kommers- u. Trinklieder von
Rud. Baumbach. Mit Klavier-
begleitung. Preis M. 1.—

Bodenstedt-Liebe-Album.

Kommers- und Sololieder von
Friedrich Bodenstedt. Mit Klavier-
begleitung. Op. 105. Preis
M. 1.—

Scheffel-Album.

Lieder aus dem Engeren und
Weiteren mit Klavierbegleitung.
Preis M. 1.—, in Leinwand
geb. M. 1.20.

OZ
A 22, 1900



Die Übertragung der Garten
Gärten von A. F. Haberl (siehe Seite 127)



Die Überraschung im Garten.

Gedicht von J. P. Hebel. (Siehe Seite 127.)

07
A 22
Großer

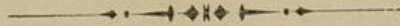
Volks-Kalender

des

Jahrer Sinkenden Boten

für das Jahr

1900.



Jahr.
Druck und Verlag von J. H. Geiger.
(Moritz Schauenburg.)

2



Inhalt.

	Seite.
Der Hinfende als Hundertjähriger. Gedicht von A. Bartels	1
Kalender zur Ermittlung von Wochentagen	28
Zinstabelle, Münztabelle, Maß und Gewicht	29
Fruchtigkeits- und Brütetkalender	30
Portotarif, Gebührentarif für Telegramme	33
Genealogie	34
Wie der Hinfende sein hundertjähriges Jubiläum feiert	35
Die Auserwählten. Von Ludwig Stark	44
Das Weichtgeheimnis	47
Der Mann im Grund. Von Maximilian Schmidt	49
Die Versuchung. Von Franz Wichmann	66
Der kluge Handwerksbursche	71
Magdalen. Von Anna Geis	72
Das Lahrer Reichswaisenhaus	80
Weltbegebenheiten	81
Ein Fünfhundertjähriger	95
Ein tapferer Seemann	95
Allerlei	96
Reiche Leute, oder wohl dem, der sich selbst besiegt	97
Die Schwarzwälderuhr	109
Vom Bäsli und seinem Herrgöttli	115
Der geheimnisvolle Ring	127
Die Ueberraschung im Garten. Von J. P. Hebel	127
Der Edelstein	128
Der knarrende Baum. Von Hermann Heiberg	129
Statistenglück. Von Maximilian Schmidt	134
Pro patria	137
Das Hufeisen	140
Heimkehr. Von Woldemar Kaden	151
Die Rose von Pirmasens	153
Euer Durchlaucht	157
Noch ein Stücklein vom Herrn Martin	159



Chronologische Elemente und bewegliche Feste.

(Nach dem Gregorianischen Kalender.)
 Die Goldene Zahl ist 1.
 Die Epakte XXIX.
 Der Sonnenjerkel 5.
 Zinszahl der Römer 18.
 Der Sonntagsbuchstabe G.
 Septuagesimä 11. Februar.
 Aschermittwoch 28. Februar.
 Ostersonntag 15. April.
 Himmelfahrt Christi 24. Mai.
 Pfingstsonntag 3. Juni.
 Trinitatissonntag 10. Juni.
 Fronleichnamfest 14. Juni.
 Erster Adventsonntag 2. Dezember.
 Das Jahr 1900 ist ein **gemeines**
 Jahr von 365 Tagen.
 Von Weihnachten 1899 bis Herrens-
 fastnacht 1900 sind es 8
 Wochen 6 Tage.
 Die vier Quatember: 7. März,
 6. Juni, 19. Sept., 19. Dez.
 Zahl d. Sonntage nach Trinit. 24.

Wenn es nach M. E. Z. 12 Uhr mittag ist,
 so ist es nach O. Z. in

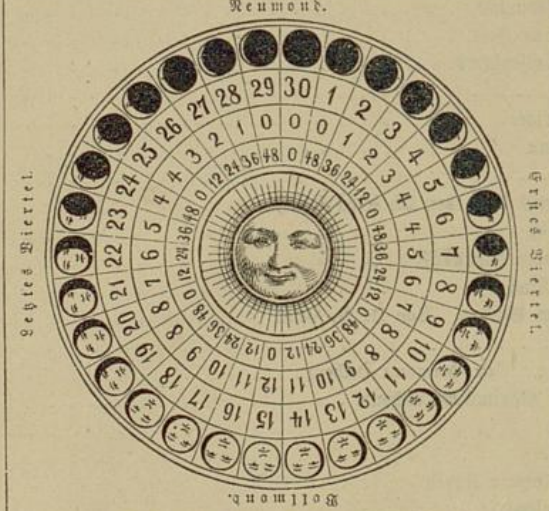
1. Zürich	11 Uhr 34 Min. vm.
2. Wien	12 " 6 " nm.
3. Amsterdam	11 " 20 " vm.
4. Stockholm	12 " 12 " nm.
5. Petersburg	1 " 1 " nm.
6. London	11 " 0 " vm.
7. New-York	6 " 4 " vm.
8. Benedig	11 " 49 " vm.
9. Paris	11 " 9 " vm.
10. Warschau	12 " 25 " nm.
11. Kopenhagen	11 " 50 " vm.
12. Rom	11 " 50 " vm.
13. Madrid	10 " 45 " vm.
14. Lissabon	10 " 24 " vm.
15. Athen	12 " 35 " nm.
16. Neapel	11 " 57 " vm.

Historische Zeitrechnung
 auf 1900. Jahr.

Nach Erbauung der Stadt
 Rom 2653
 Nach Erfindung des Schieß-
 pulvers 546
 Nach Erfindung der Buch-
 druckerkunst 460
 Nach Entdeckung Amerikas . 408
 Nach der Reformation Dr.
 Martin Luthers 383
 Nach dem westfälischen Frie-
 den 252
 Nach Antritt der Regent-
 schaft des Großherzogs
 Friedrich von Baden . 48
 Nach Ausrufung des deut-
 schen Kaiserreichs . . . 29
 Jahresregent ist **Mercur** ♄.

Die Mondscheibe

gibt an, wie viele Stunden der Mond vor und nach Mitternacht, von 6 Uhr
 nachm. bis 6 Uhr vorm. gerechnet, scheint. Der äußere Kreis zeigt die Ab- und
 Zunahme des Mondes; der zweite giebt die Tage, der dritte die Stunden und der
 vierte die Minuten nach dem Neumond an, bis auf den Tag, den man wissen will.
 Mit z. B. der Mond 8 Tage alt, so scheint er 6 St. 24 M. vor Mitternacht; ist er
 22 Tage alt, so scheint er wieder 6 St. 24 M., aber erst nach Mitternacht.



Die Aspekte.

- Zusammenkunft ☉
 Gegensein ☿
 Dritterchein △
 Vierterchein □
 Sechsterchein ✱
 Aufsteig. ☾
 Absteig. ☽
 Simelesskörper.
 Sonne ☼
 Mond ☾
 Mercurius ☿
 Venus ♀
 Mars ♂
 Jupiter ♃
 Saturnus ♄
 Uranus ♅

- Der Neumond ☾
 Das erste Viertel ☽
 Der Vollmond ☽
 Das letzte Viertel ☾
 Stunde vorm. v.
 Stunde nachm. u.
 Simelesszeichen.
 Widder ♈
 Stier ♉
 Zwillinge ♊
 Krebs ♋
 Löwe ♌
 Jungfrau ♍
 Waage ♎
 Skorpion ♏
 Schütze ♐
 Steinbock ♑
 Wassermann ♒
 Fische ♓

Kalender der Juden.

Das 5660. Jahr der Welt und der Anfang des 5661. Jahres.		Das 5661. Jahr.	
1900.	Neumonde und Feste.	1900.	Neumonde und Feste.
1. Jan.	1. Schebat des Jahres 5660.	29. Mai.	1. Sivan.
31. "	1. Adar.	3. Juni.	6. " Woch. v. Pfingst.*
13. Febr.	14. " Klein Purim.	4. "	7. " Zweites Fest.*
2. März	1. Beadar.	28. "	1. Thamus. [Eroberung
14. "	13. " Fasten-Githet.	15. Juli.	18. " Fasten. Tempel
15. "	14. " Purim o. Hamansf.	27. "	1. Ab. [Verbrennung.
16. "	15. " Schuschan-Purim.	5. Aug.	10. " Fasten. Tempel
31. "	1. Nisan. [Anfang*.	26. "	1. Elul.
14. April	15. " Passah- o. Osterfest.	Das 5661. Jahr.	
15. "	16. " Zweites Fest.*	24. Sept.	1. Tischni. Neujahrsfest.*
20. "	21. " Siebentes Fest.*	25. "	2. " Zweites Fest.*
21. "	22. " Passah-Ende.*	26. "	3. " Fasten-Gedaltah.
30. "	1. Jjar. [Schülerfest.	3. Okt.	10. " Versöhnungsf. o.
17. Mai.	18. " Lag Bomer oder		lange Nacht.*

Die mit * bezeichneten Feste werden freuge gefeiert.

Der Hinkende als Hundertjähriger.

Neujahr 1900.



So spricht der Hinkende Bote von Fahr:

Ich zieh' durch die Lande nun hundert Jahr',
Ich ziehe vom Schwarzwald weit, weit bis ans Meer,

Meine Botentasche, die wird nimmer leer.
Ich keh'r in viel tausend Häuser ein
Und trag' ein Büchlein mit Bildern hinein;
Man nimmt es fröhlich und sagt mir beim Gehen:
Im nächsten Jahre auf Wiedersehen!

So spricht der Hinkende Bote von Fahr:

Meine Stirn ward faltig und grau mein Haar,
Doch wißt, mein Herz ist immer noch jung,
Und mein Geist hat stets noch den alten Schwung,
Und zieh' ich, der Stelzfuß, durch Berg und Thal,
Da segn' ich die Heimat viel tausendmal:
O du deutsches Land, wer müßt' dich nicht lieben,
Wem stünd'st du nicht ewig ins Herz geschrieben!

So spricht der Hinkende Bote von Fahr:

Was erlebt' ich nicht alles die hundert Jahr'!
Ich sah noch den Ersten Napoleon
Auf dem waffenstarrenden, blutigen Thron
Und sah den Dritten auf Sedans Gefild
Sich beugen vor Wilhelms Heldenbild —
Ach Gott, nun ist auch Bismarck geschieden
Und eingegangen zum himmlischen Frieden. . .

So spricht der Hinkende Bote von Fahr:

Bleibt Deutschland nur einig, hat's keine Gefahr;
Dringt dann der fremde verwüstend ins Haus,
Man schießt ihn mit blutigem Kopfe hinaus.
Drum hör es, o Deutscher, und merk es dir recht:

Zankst du mit dem Bruder, so bist du ein Knecht,
Doch liebst du den Bruder und schonst ihn beizeiten,
Dann kommst du als Herr durch die Lande rings
schreiten.

So spricht der Hinkende Bote von Fahr:

Der Ernst, der ist gut, doch der Scherz auch fürwahr.

Ich hab' in der Tasche manch fröhlichen Schwank,
Die will ich erzählen euch allen zu Dank,
Ich lieb' auch ein munteres Liedel beim Wein
Und lade von Herzen den Freund dazu ein,
Und habt ihr sie satt, die polit'schen Geschichten,
So weiß ich von treuer Lieb zu berichten.

So spricht der Hinkende Bote von Fahr:

Stoßt an jetzt auf weitere hundert Jahr'!
Auch künftig erzähl' ich, was alles geschehn,
Ob drohend Kometen am Himmel stehn,
Von Krieg und Frieden, in Ernst und in Scherz,
Stets treu meinem Volke, gut deutsch das Herz.
Stoßt an, deutsche Brüder, wir bleiben die Alten,
Thun unsre Pflicht und lassen Gott walten!

H. Bartels.

1900. I.	Januar oder Schneemonat		C= u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.		
	Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Wutmaßl.	Witterung	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.
Mont.	1 Neujahr, IESUS	Pdilo				7.49	4.12	8. 6	4. 1
Dienst.	2 Abel, Seth, Matar.	Meinolf				8.29	5.33	8. 6	4. 2
Mittw.	3 Isaak, Genov., Gn.	Adelfried				9. 3	6.56	8. 6	4. 4
Donn.	4 Elias, Titus, Isab.	Rigobert				9.29	8.21	8. 6	4. 5
Freit.	5 Simeon, Telesph.	Roger, Rand.				9.52	9.43	8. 6	4. 6
Samst.	6 H. 3 Kön., G. Chr.	Eckefried				10.14	11. 4	8. 5	4. 7
1	G. 1. S. n. Ep.	Prot. Die Taufe Jesu. Kath. Jesus 12 Jahre alt.	Matth. 3, 13-17. alt. Luf. 2, 42-52.			Tageslänge 8 Stunden 3 Minuten.			
Sonnt.	7 Isidorus, Lucianus	Alderich				10.36	vorm.	8. 5	4. 8
Mont.	8 Erhardus, Severin.	Vilmut				10.58	0.23	8. 5	4. 9
Dienst.	9 Julianus, Martial.	Gudula				11.26	1.41	8. 4	4.10
Mittw.	10 Samson, Paul, Ag.	Hartmut				11.57	2.56	8. 3	4.12
Donn.	11 Gerson, Hyginus	Hilde, Had.				nachm.	4. 8	8. 2	4.14
Freit.	12 Reinhold, Ernestus	Mildrande				1.23	5.11	8. 2	4.15
Samst.	13 XXI. Tag, Hilarius	Dietmar				2.19	6. 5	8. 1	4.17
2	G. 2. S. n. Ep.	Prot. Gott ist Geist. Kath. Hochzeit zu Kana.	Joh. 4, 5-26. Joh. 2, 1-11.			Tageslänge 8 Stunden 17 Minuten.			
Sonnt.	14 Felix, Priester	Walerich				3.21	6.49	8. 1	4.18
Mont.	15 Maurus, Habakuf	Itha, Warb.				4.27	7.24	8. 0	4.20
Dienst.	16 Marcellus, Heinrich	Geburtst. d. Hürten zur Spitze.				5.34	7.53	7.59	4.21
Mittw.	17 Antonius, Ulfried	Ulfried				6.40	8.17	7.59	4.22
Donn.	18 Priska, Wilfriede	Mainrad				7.47	8.35	7.58	4.24
Freit.	19 Martha, Sara, Kan.	Wilfried				8.52	8.54	7.57	4.25
Samst.	20 Fabian u. Sebastian	Geburtst. d. Hürten zu Waldeck				9.57	9.11	7.56	4.27
3	G. 3. S. n. Ep.	Prot. Jesus, der Welt Heiland. Kath. Jesus heilt den Aussätzigen.	Joh. 4, 27-42. Matth. 8, 1-13.			Tageslänge 8 Stunden 35 Minuten.			
Sonnt.	21 Agnes, Meinrad	Gibich				11. 2	9.28	7.54	4.29
Mont.	22 Vinzenz, Anastasius	Pdram				vorm.	9.47	7.53	4.31
Dienst.	23 Emerentia, Rahm.	Bertram				0.10	10. 7	7.52	4.32
Mittw.	24 Timotheus, Erich	Isberga				1.18	10.33	7.51	4.34
Donn.	25 Pauli Bek., Poppo	Poppo, Ingo				2.26	11. 4	7.50	4.36
Freit.	26 Polykarp., Pauline	Cheodolinde				3.35	11.45	7.48	4.38
Samst.	27 Kais. Geb. Joh. Chryf.	Gotthold				4.38	nachm.	7.47	4.40
4	G. 4. S. n. Ep.	Prot. Jesus in der Schule zu Nazareth. Kath. Schifflein Christi.	Luf. 4, 14-24. Matth. 8, 18-27.			Tageslänge 8 Stunden 56 Minuten.			
Sonnt.	28 Karl, Karoline	Karl				5.34	1.44	7.45	4.41
Mont.	29 Valer., Küger, Frau	Küdiger				6.20	3. 1	7.44	4.43
Dienst.	30 Adelgunde, Martina	Algunde				6.57	4.24	7.43	4.45
Mittw.	31 Virgil, Petrus Nol.	Faramund				7.28	5.51	7.41	4.47

Buß- und Betttag: 12. in Württemberg.

Es steht den evangelischen Geistlichen frei, über den angegebenen oder einen selbstgewählten Text zu predigen.

Januar

Gereimter Witterungs-Kalender.

Bei Donner im Winter ist viel Kälte da-
 hinter. — Morgens Morgenwind, mittags
 Mittagwind, auf Tage schön Wetter wir
 sicher sind. — Gut Wetter kündigt Abendrot,
 doch Morgenrot bringt Wind und Kot. —
 Der Abend rot und weiß das Morgenlicht,
 dann trifft den Wandrer böses Wetter nicht.
 — Auf gut Wetter vertrau, beginnt der
 Tag nebelgrau. — Die dunkle Nacht heitren
 Tag macht. — Frühregen entweicht, eh' die
 Uhr auf zwölfe zeigt. — Regen in der Frühe
 gilt als gut Zeichen aller Welt. — Wenn
 feiner Regen will, macht großen Wind er still.



31 Tage.

Neumond den 1. nachm.
 2 U. 52 M. Rauhes Wetter.
 Erstes Viertel den 8. vorm.
 6 U. 40 M. Unhaltend kalt.
 Vollmond den 15. nachm.
 8 U. 8 M. Schnee u. Regen.
 Letztes Viertel den 24. vorm.
 0 U. 53 M. Gelind.
 Neumond den 31. vorm.
 2 U. 23 M. Abwechselfind.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

1900. II.	Februar oder Hornung		C = u. Planetenlauf		Mond.		Sonnenn.		
	Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mercur.	Venus.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.
Donn.	1	Brigitta, Ignatius	Sigebert	☾	☾	7.54	7.17	7.39	4.49
Freit.	2	Mariä Rein., Fichtm.	Bodo, Strut.	☾	☾	8.18	8.43	7.38	4.51
Samst.	3	Blasius, Hadelin	Hadelin	☾	☾	8.41	10. 5	7.37	4.52
5	5. 5. S. n. Ep. Prot. Die Geistesverwandtschaft. Matth. 12, 46-50. Kath. Vom guten Samen. Matth. 13, 24-30.						Tageslänge 9 Stunden 19 Minuten.		
Sonnt.	4	Veronika, Kleophea	Frodobert	☾	☾	9. 3	11.27	7.35	4.54
Mont.	5	Agatha, Bertolf	Kolant	☾	☾	9.31	verm.	7.34	4.56
Dienst.	6	Dorothea, Alderich	Theodolf	☾	☾	10. 1	0.44	7.32	4.57
Mittw.	7	Richard, Romuald	Richard	☾	☾	10.37	1.58	7.31	4.59
Donn.	8	Salomon, Joh. v. M.	Romuald	☾	☾	11.23	3. 4	7.29	5. 1
Freit.	9	Apollonia, Otto	Berthold	☾	☾	nachm.	4. 1	7.27	5. 3
Samst.	10	Scholastika, Wilhelm	Vollbert	☾	☾	1.14	4.48	7.25	5. 5
6	6. Septuages. Prot. Die Heilung des Blindgeborenen. Joh. 9, 1-7. Kath. Arbeiter im Weinberg. Matth. 20, 1-16.						Tageslänge 9 Stunden 44 Minuten.		
Sonnt.	11	Euphrosina, Desider.	Randolt	☾	☾	2.18	5.26	7.23	5. 7
Mont.	12	Eulalia, Ludovika	Pippin	☾	☾	3.23	5.56	7.22	5. 8
Dienst.	13	Jonas, Benignus	Walafried	☾	☾	4.30	6.21	7.20	5.10
Mittw.	14	Valentin, Adelfons	Wilburga	☾	☾	5.36	6.42	7.18	5.12
Donn.	15	Faustinus, Siegfried	Sigfried	☾	☾	6.41	7. 0	7.16	5.13
Freit.	16	Juliana, Onesimus	Randolt	☾	☾	7.46	7.18	7.15	5.15
Samst.	17	Donatus, Fintanus	Widgeron	☾	☾	8.52	7.35	7.13	5.16
7	7. Seragei. Prot. Jesus die Auferstehung. Joh. 11, 20-27. Kath. Gleichnis vom Säemann. Luf. 8, 4-15.						Tageslänge 10 Stunden 7 Minuten.		
Sonnt.	18	Simeon, Flavian	Balderich	☾	☾	9.58	7.53	7.11	5.18
Mont.	19	Gabinus, Mansuet.	Humbert	☾	☾	11. 5	8.13	7. 9	5.20
Dienst.	20	Eucharis, Cleuther.	Elisinde	☾	☾	verm.	8.37	7. 7	5.22
Mittw.	21	Felix, Eleonora	Kunimund	☾	☾	0.12	9. 6	7. 5	5.24
Donn.	22	Petri Stuhlfeier	Gosbert	☾	☾	1.18	9.41	7. 3	5.26
Freit.	23	Josua, Petrus Dam.	Gottlieb	☾	☾	2.22	10.27	7. 1	5.27
Samst.	24	Matthias, Leutfried	Albrecht	☾	☾	3.19	11.25	6.59	5.29
8	8. Eit., Hrn.-Fastn. Prot. Jesus bei Zachäus. Luf. 19, 1-10. Kath. Der Blinde am Wege. Luf. 18, 31-43.						Tageslänge 10 Stunden 35 Minuten.		
Sonnt.	25	Viktorin, Walburga	gebürtstag des Königs v. Württemb.	☾	☾	4. 8	nachm.	6.56	5.31
Mont.	26	Astor, Alexander	Hila	☾	☾	4.50	1.52	6.54	5.33
Dienst.	27	Fastnacht, Sara	Waldemar	☾	☾	5.24	3.15	6.52	5.35
Mittw.	28	Ascherm., Romanus	Angelbert	☾	☾	5.52	4.42	6.50	5.36

Buß- und Betttag: 9. in Württemberg.



Der Auf- und Untergang von Sonne und Mond ist auf die geographische Breite von Erfurt berechnet und in Ortszeit angegeben. Will man die entsprechende Uhrzeit (M. E. Z.) haben, so muß man den für den betreffenden Ort geltenden Zeitunterschied hinzufügen (siehe die Tabelle S. 27). Alle übrigen Zeitangaben beziehen sich auf mitteleuropäische Zeit (M. E. Z.).

Februar

28 Tage.

Regenbogen am Morgen, des Hirten Sorgen,
 Regenbogen am Abend, den Hirten ladend. —
 Wind vom Sinken der Sonn' ist mit Regen
 verbündet, Wind vom Steigen der Sonn' uns
 gut Wetter verkündet. — Der Nebel, wenn
 er steigend sich erhölet, bringt Regen, doch klar
 Wetter, wenn er fällt. — Dicke Abendnebel
 begen öfters für die Nacht den Regen. — Wenn
 kurz vor Vollmond der Sonn' Ausgang neblig
 war, wird's Wetter in den nächsten Tagen
 warm und klar. — Winternebel bringt Tau
 bei Ostwinde, bei Westwind treibt er weg
 das Gekinde. — Des Stinknebel's Gewalt
 macht's Wetter taub und fast.



Erstes Viertel den 6. nachm.
 5 U. 23 M. Bringt Kälte.
 Vollmond den 14. nachm.
 2 U. 51 M. Rasse Witterung.
 Letztes Viertel den 22. nachm.
 5 U. 44 M. Regen und Schnee.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.

1900. III.	März oder Lenzmond		C = u. Planetenlauf Mutmaßl. Witterung	Mond		Sonnen	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.
Donn.	1 Albinus, Donatus	Benno		6.17	6. 8	6.48	5.38
Freit.	2 Simplicius, Luise	Geburstag des Papstes Leo XIII.		6.41	7.34	6.45	5.40
Samst.	3 Kunigunde, Titian	Kunigund		7. 5	9. 0	6.43	5.42
9	5. Inbor. Prot. Das Sigen zur Rechten u. Linken Jesu. Matth. 20, 17-23. Kath. Jesus wird versucht. Matth. 4, 1-11.			Tageslänge 11 Stunden 3 Minuten.			
Sonnt.	4 Adrian, Kasimir	Heimo		7.31	10.22	6.41	5.44
Mont.	5 Friedrich, Gusebius	Walbod		8. 2	11.40	6.39	5.45
Dienst.	6 Fridolin, Friederike	Bldegar		8.37	vorm.	6.37	5.47
Mittw.	7 Anst. Perpetua, Hel.	Kero, Gero		9.20	0.52	6.35	5.48
Donn.	8 Philemon, Joh. v. G.	Mansfred		10.11	1.54	6.33	5.50
Freit.	9 40 Ritter, Franziska	Hedio		11. 8	2.45	6.31	5.51
Samst.	10 Alexander, 40 Märt.	Wielant		nachm.	3.26	6.29	5.53
10	5. Femin. Prot. Das Sterben des Weizenkorns. Joh. 12, 20-27. Kath. Verkürung Christi. Matth. 17, 1-9.			Tageslänge 11 Stunden 28 Minuten.			
Sonnt.	11 Rosina, Cyrillus	Wittekind		1.16	3.59	6.27	5.55
Mont.	12 Gregor, Theophanes	Asbrant		2.21	4.25	6.24	5.56
Dienst.	13 Euphrasia, Nicephor.	Giselher		3.27	4.48	6.22	5.58
Mittw.	14 Zacharias, Mathilde	Mechthild		4.33	5. 7	6.20	6. 0
Donn.	15 Christoph, Longinus	Tothar, Roth.		5.38	5.26	6.18	6. 2
Freit.	16 Heribert, Henriette	Heribert		6.43	5.46	6.16	6. 3
Samst.	17 Gertrud, Patrizius	Gertrut		7.49	6. 1	6.13	6. 5
11	5. Oculi. Prot. Die Verkürung Jesu. Joh. 17, 1-8. Kath. Jesus treibt Teufel aus. Luk. 11, 24-28.			Tageslänge 11 Stunden 56 Minuten.			
Sonnt.	18 Gabriel, Anselm	Anshelm		8.56	6.20	6.11	6. 7
Mont.	19 Joseph, Nährvater	Ingunde		10. 2	6.42	6. 8	6. 9
Dienst.	20 Emanuel, Joachim	Gambert		11. 9	7.10	6. 6	6.10
Mittw.	21 Mittfasten, Bened.	Kelinde		vorm.	7.43	6. 4	6.12
Donn.	22 Kasimir, Br. Klaus	Imideo		0.12	8.25	6. 1	6.14
Freit.	23 Viktorian, Eberhard	Lüdiger		1.10	9.17	5.59	6.15
Samst.	24 Gabriel, Pigmennius	Lieberga		2. 2	10.20	5.57	6.17
12	5. Lätare. Prot. Die Heiligung in der Wahrheit. Joh. 17, 9-19. Kath. Jesus speist 5000 Mann. Joh. 6, 1-15.			Tageslänge 12 Stunden 24 Minuten.			
Sonnt.	25 Mariä Verkündig.	Romilda		2.44	11.31	5.55	6.19
Mont.	26 Judgerus, Olympia	Guntram		3.19	nachm.	5.53	6.20
Dienst.	27 Ruprecht, Lydia	Berengar		3.49	2.11	5.51	6.22
Mittw.	28 Priskus, Guntram	Geb. des jüngsten Neuf d. L.		4.15	3.35	5.48	6.23
Donn.	29 Eustadius, Mecht.	Marbod		4.39	5. 0	5.46	6.25
Freit.	30 Guido, Quirinus	Wido, Udo		5. 4	6.25	5.44	6.27
Samst.	31 Balbina, Kornelia	Kovena		5.30	7.51	5.42	6.28
Fuß- und Betttage: 2. in Waldeck und Pyrmont. 4. in Bayern und Württemberg. 9. in Mecklenburg. 14. im Königreich Sachsen.							
Nichte ist so schlimm, als man es denkt. Wenn man's nur recht versteht und lenkt.				Gewissen ohne Wissen Ist besser als Wissen ohne Gewissen.			

März

Viel und langer Schnee: viel Heu, aber mager Korn und dicke Spreu. — Viel Schnee, den uns der Lenz entfernte, läßt zurück und reiche Ernte. — Bleibt der Winter zu fern, nachwintert er gern. — Je drei Tage Sonn und ein Tag Regen gleicht aus in Niedrung und Höhe den Segen. — Mag der Rauch nicht aus dem Schornstein wallen, dann will der Regen aus den Wolken fallen. — Baumblüten, die im Herbst kommen, haben künftigen Sommer die Frucht genommen. — Stellen Blätter an den Fischen schon vor Mai sich ein, gedeiht im Lande Korn und Wein. — Verblühen nur die Kirichen gut, auch Regen im Blühen dann was Rechtes thut.



31 Tage.

Neumond den 1. nachm.
 0 U. 25 M. Meist frisch.
 Erstes Viertel den 8. vorm.
 6 U. 35 M. Kalt und trüb.
 Vollmond den 16. vorm.
 9 U. 12 M. Neblicher Himmel.
 Letztes Viertel den 24. vorm.
 6 U. 37 M. Abwechselnd.
 Neumond den 30. nachm.
 9 U. 31 M. Hell und trocken.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

1900. IV. Monat.	April oder Ostermond		C= u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
	Evang. u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Aufg. u. M.	Untg. u. M.
13	5. Jud., Konf.-Tag.		Prot. Gemeinschaft aller mit Gott. Joh. 17, 20-26. Kath. Juden woll. Jesum steinigen. Joh. 8, 46-59.				Tageslänge 12 Stunden 50 Minuten.	
Sonnt.	1 Hugo, Theodora	Hugo, Sibich		sonnig	5.59	9.13	5.39	6.29
Mont.	2 Theodosia, Frz. v. P.	Gebürtst. d. Herzogs von Sachsen-Mein.		5. ♀ * ♀	6.32	10.30	5.37	6.31
Dienst.	3 Richard, Reinhard	Chrimhild		♀ ♀ ♀	7.13	11.39	5.35	6.33
Mittw.	4 Ambrosius, Isidor	Walheide		C im ♀, C ♀ ♀	8. 3	vorm.	5.33	6.35
Donn.	5 7 Schm. M., Emilie	Hertlieb		C ♀ ♀, C ♀ ♀	8.59	0.36	5.31	6.36
Freit.	6 Cölestin, Sixtus	Waltrut		♀ in ♀	10. 2	1.22	5.29	6.38
Samst.	7 Hermann, Egessipp.	Amelgart		♂ dir.	11. 8	1.58	5.27	6.39
14	5. Palmtag.		Prot. Einzug Jesu in Jerusalem. Joh. 12, 12-19. Kath. Christi Einzug zu Jerusalem. Matth. 21, 1-9.				Tageslänge 13 Stunden 16 Minuten.	
Sonnt.	8 Amandus, Anatlet.	Gotelinde		♀ * ♀, ♀ in ♀	naehm.	2.27	5.25	6.41
Mont.	9 Sybilla, Mar. Cleoph	Geb. des Großherz. v. Mecklenburg-Schw.		frisch	1.18	2.51	5.22	6.42
Dienst.	10 Ezechiel, Daniel	Allmann		Wind	2.24	3.12	5.20	6.44
Mittw.	11 Leo, Papst	Godebert		C Grdf., C ♀ ♀	3.28	3.31	5.17	6.46
Donn.	12 Gründ., Julius	Wigold		rauh	4.34	3.48	5.15	6.48
Freit.	13 Karfreit., Iustinus	Aduna		C ♀ ♀, C ♀ ♀	5.38	4. 7	5.13	6.49
Samst.	14 Tiburtius, Tiberius	Erudobert		h retr. (C ♀ h)	6.45	4.26	5.11	6.50
15	5. Osterfest.		Prot. Er ist auferstanden. Luk. 24, 1-12. Kath. Auferstehung Christi. Marc. 16, 1-7				Tageslänge 13 Stunden 43 Minuten.	
Sonnt.	15 Anastasia, Preszenz.	Albio		2.2 ♀ ♀ h	7.53	4.48	5. 9	6.52
Mont.	16 2. Osterfest, Aaron	Brigith		♂ in ♀ ab-	9. 0	5.14	5. 7	6.54
Dienst.	17 Rudolf, Anicetus	Rudolf		♀ ♀ ♀ wechselnd	10. 4	5.45	5. 5	6.56
Mittw.	18 Ulmann, Eduard	Edwart		C im ♀, C ♀ ♀	11. 5	6.25	5. 3	6.57
Donn.	19 Werner, Leo	Werner		(C ♀ ♀	11.58	7.14	5. 1	6.59
Freit.	20 Hermogen, Sulpit.	Hermann		C ♀ h, C ♀ ♀	vorm.	8.12	4.59	7. 0
Samst.	21 Anselm, Adolar	Welf		♂ ♀ ♀ (♂ in ♀)	0.42	9.21	4.56	7. 2
16	5. Quaf.		Prot. Er ist der Herr! Joh. 21, 1-14. Kath. Jesus erscheint den Jüngern. Joh. 20, 19-31.				Tageslänge 14 Stunden 10 Minuten.	
Sonnt.	22 Kajus, Sotherus	Erchenwall		3.3 ♀ ♀ h	1.19	10.34	4.54	7. 4
Mont.	23 Georg, Adalbert	Gebürtst. d. Königs von Sachsen.		(♂ Morgenstern in gr. Ausweichung	1.50	11.52	4.52	7. 6
Dienst.	24 Albrecht, Fidelis	Albrecht		schön	2.16	naehm.	4.50	7. 7
Mittw.	25 Markus, Erwin	Sigmar		♀ ♀ ♀	2.40	2.34	4.48	7. 9
Donn.	26 Kletus, Marcellin.	Gambrin		h ♀ ♀	3. 4	3.56	4.47	7.10
Freit.	27 Anastasius, Zitta	Gebürtst. d. Königs von Bayern.		C Grdu., C ♀ ♀	3.28	5.20	4.45	7.12
Samst.	28 Vitalis, Prudenç	Helise, Elfe		(C ♀ ♀, C ♀ h)	3.54	6.42	4.43	7.13
17	5. Misser.		Prot. Simon Jona, hast du mich lieb? Joh. 21, 15-19. Kath. Vom guten Hirten. Joh. 10, 11-17.				Tageslänge 14 Stunden 33 Minuten.	
Sonnt.	29 Petrus, Märt., Rob.	Gebürtst. d. Herzogs von Anhalt.		6.23 ♀ Abendst.	4.26	8. 3	4.41	7.14
Mont.	30 Quirinus, Kathar.	Rudibert		(in gr. Ausw)	5. 4	9.17	4.39	7.16
Wuß. u. Bettage: 6. in Württemberg. 8. in Hessen 13. Lippe, Mecklenburg, Neuh. a. L. u. Sachsen-Altenburg.								
Leerer Kopf und leeres Jag, Leeres Herz — wie hoh! klingt das!				Hoch Witzel und Farbe! Hoch Sitnik und Lach! Wenn sie Verwendung finden mit Sinn und Geschmack.				

April

Halten Wit' und Weid' ihr Wipfellaub
 lange, ist zeit'ger Winter und gut Frühfahr
 im Gange. — Viel Buchhülse und Eichel,
 dann wird euch der Winter nicht schmeideln. —
 An schönen Herbst und gelinden Winter
 glaubt, werden die Bäume schon im September
 entlaubt; doch bleibt das Laub bis zum No-
 vember hinein, wird strenger Winter kein
 kurzer sein. — Wenn am Schlehdorn vor
 Mai schon Blüte hängt, schon Reife der
 Roggen vor Jakobi empfängt. — Um Heu
 und Korn wird schlimmer es stehn, je später
 wir Säen am Schlehdorn sehn. — Viel
 Hopfen, viel Korn, viel Speis' und Trant
 und Gott dem Herrn verdoppelt Dan!



30 Tage.

Erstes Viertel den 6. nachm.
 9 U. 55 M. Kalt und trüb.
 Vollmond den 15. vorm.
 2 U. 2 M. Veränderlich.
 Letztes Viertel den 22. nachm.
 3 U. 34 M. Beständig.
 Neumond den 29. vorm.
 6 U. 23 M. Schöne Witterung.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.

1900. V. Monat.	Mai oder Wonnemond		C = u. Planetenlauf Wutmaßl. Witterung	Mond.		Sonnens.	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Untg. U. M.
Dienst.	1 Philipp, Jak., Walb.	Walburg		5.50	10.21	4.37	7.18
Mittw.	2 Athanasius, Sigm.	Attala		6.45	11.13	4.35	7.20
Donn.	3 † Erfindung	Friso, Wilb.		7.46	11.55	4.33	7.21
Freit.	4 Monika, Florian	Wolfhelm		8.53	vorm.	4.32	7.23
Samst.	5 Gotthard, Pius V.	Gotthart		9.59	0.27	4.30	7.24
18	5. Jubilate. Prot. Meine Schafe hören meine Stimme. Joh. 10, 22-30. Kath. Nach Trübsal Freude. Joh. 16, 16-22.			Tageslänge 14 Stunden 58 Minuten.			
Sonnt.	6 Johann v. der Pforte	Kunihilde		11. 6	0.54	4.28	7.26
Mont.	7 Gottfried, Stanisl.	Gotfried		naqm.	1.16	4.26	7.28
Dienst.	8 Michaels Erschei.	Ubal		1.17	1.35	4.24	7.29
Mittw.	9 Beatus, Hiob, Greg.	Emma		2.22	1.54	4.23	7.31
Donn.	10 Gordian, Anton	Hulda		3.26	2.11	4.21	7.32
Freit.	11 Erich, Luise, Adolf	Erich, Gundo		4.34	2.31	4.19	7.34
Samst.	12 Pankratus, Wibert	Tiebhilde		5.41	2.52	4.17	7.36
19	5. Cantate. Prot. Jesus, das Brot des Lebens. Joh. 6, 35-40. Kath. Jesus verheißt den Tröster. Joh. 16, 5-14.			Tageslänge 15 Stunden 21 Minuten.			
Sonnt.	13 Servatius, Emilie	Wiborade		6.47	3.16	4.16	7.37
Mont.	14 Bonifazius, Epiph.	Hildeburg		7.55	3.46	4.15	7.39
Dienst.	15 Sophie, Torquatus	Imhilde		8.58	4.23	4.13	7.40
Mittw.	16 Peregrin, Joh. v. N.	Tandila		9.54	5. 9	4.12	7.41
Donn.	17 Bruno, Ubal	Bruno		10.41	6. 6	4.11	7.43
Freit.	18 Christhona, Benant.	Friedlinde		11.21	7.12	4. 9	7.44
Samst.	19 Potentia, Peter Cöl.	Hildrun		11.54	8.25	4. 8	7.45
20	5. Rogate. Prot. Bittet, so wird euch gegeben. Matth. 7, 7-14. Kath. So ihr den Vater bittet. Joh. 16, 23-30.			Tageslänge 15 Stunden 39 Minuten.			
Sonnt.	20 Christian, Bernhard	Gudrun		vorm.	9.41	4. 7	7.46
Mont.	21 Konstantin, Prudenz	Helmtraut		0.21	10.59	4. 5	7.48
Dienst.	22 Helena, Julia	Hsanthe		0.44	naqm.	4. 4	7.50
Mittw.	23 Desiderius, Bischof	Godoleva		1. 8	1.39	4. 3	7.51
Donn.	24 Chr. Himmels., Joh.	Herlinde		1.31	2.58	4. 1	7.52
Freit.	25 Urban, Gregor	Freya		1.54	4.20	4. 0	7.54
Samst.	26 Philipp Aeri, Cleuth.	Goderich		2.24	5.39	3.59	7.55
21	5. Exaudi. Prot. Ich will euch nicht Waisen lassen. Joh. 14, 14-20. Kath. Zeugnis des heil. Geistes. Joh. 15, 16-27.			Tageslänge 15 Stunden 57 Minuten.			
Sonnt.	27 Eutrop, Beda	Ludolf		2.58	6.55	3.59	7.56
Mont.	28 Wilhelm, German	Geburist. des Fürsten Reuch j. P.		3.39	8. 3	3.58	7.57
Dienst.	29 Maximin, Theodos.	Amelung		4.30	9. 1	3.57	7.58
Mittw.	30 Felix I., Ferdinand	Wigand		5.29	9.48	3.56	7.59
Donn.	31 Kreszenzia, Petron.	Katwald		6.34	10.25	3.55	8. 1

Buß- und Betttag 4. in Württemberg.

Wenn du nicht Güter hast und dennoch Leibeserben,
Bring ihnen Künste bei, dich Güter zu erwerben. W. Oph.

Ein rechter Meister zieht keinen Schüler, sondern wiederum —
Meister. Rob. Schumann.

Mai

Lassen die Frösche sich hören mit Knarren,
 wist du nicht lange auf Regen barren. —
 Wenn der Froschlaich im Fezz tief im Wasser
 war, auf trocken Sommer deutet das; liegt
 er stoch nur eber am Ufer gar, dann wird der
 Sommer besonders naß. — Wenn Johannis-
 würrchen schön leuchten und glänzen, kommt
 Wetter zur Luft und im Freien zu Längen;
 verbirgt sich das Tierchen bis Johanni und
 weiter, wird's Wetter einstuellen nicht warm
 und nicht heiter. — Wenn Spinnen fleißig
 weben im Freien, läßt sich bauernd schön Wetter
 prophezeien; weben sie nicht, wird's Wetter
 sich wenden, geschieht's bei Regen, wird halt
 er enden.



31 Tage.

Erstes Viertel den 6. nachm.
 2 U. 39 M. Rauhe Winde.
 Vollmond den 14. nachm.
 4 U. 37 M. Hell und trocken.
 Letztes Viertel den 21. nachm.
 9 U. 31 M. Beständige Witterung.
 Neumond den 28. nachm.
 3 U. 50 M. Fruchtbar. —
 Sichtbare Sonnenfinsternis.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.

1900. VI.	Juni oder Brachmond		C=U. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
	Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Wutmaßl. Witterung	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.
Freit.	1 Fortunatus, Nikod.	Kuno, Wolo	♀ Abdt. im größt.		7.44	10.54	3.54	8. 2
Samst.	2 Eugen, Erasmus	Sindolf	♂ in ♀	(Blau)	8.50	11.19	3.53	8. 3
22	6. Pfingstf.		Prot. Nehmet hin den heiligen Geist. Joh. 20, 19-23. Kath. Sendung des heil. Geistes. Joh. 14, 23-31.		Tageslänge 16 Stunden 12 Minuten.			
Sonnt.	3 Oliva, Klotilde	Klothilde	1. ♂ ♀ ☉	ange-	9.58	11.39	3.52	8. 4
Mont.	4 2. Pfingstf., Quirin	Uta, Walg.	☾ ☉ ♀	nehm	11. 4	11.59	3.52	8. 5
Dienst.	5 Bonifazius, Winfr.	Winfried	☾ 7.59 v. ☉	☉ Erdf.	nachm.	vorm.	3.51	8. 6
Mittw.	6 Quat., Norbert	Norbert	☾ ☉ ♀	trüb	1.13	0.17	3.50	8. 7
Donn.	7 Robert, Sebastian	Chorismund	☾ ☉ ♀	reg-	2.19	0.35	3.50	8. 8
Freit.	8 Medardus	Wittich	☾ ☉ ♀	ne-	3.26	0.54	3.49	8. 8
Samst.	9 Kolumbus, Primus	Tuitgard	♀ in ☉	rish	4.32	1.17	3.49	8. 9
23	6. Dreifalt.		Prot. Der Taufbefehl. Matth. 28, 16-20. Kath. Christus befiehlt zu taufen. Matth. 28, 18-20.		Tageslänge 16 Stunden 22 Minuten.			
Sonnt.	10 Margareta, Königin	Salaburg	☾ ☉ ♀	☉ ♀ h	5.40	1.45	3.48	8.10
Mont.	11 Barnabas, Iduna	Iduna	☾ ☉ ♀	heiter	6.46	2.19	3.48	8.11
Dienst.	12 Basildes, Onuphr.	Harduin	☾ ☉ ♀	☉ in ☉	7.46	3. 2	3.47	8.12
Mittw.	13 Anton von Padua	Nordhild	☾ ☉ ♀	☉ 4.39 v. ☉	8.38	3.55	3.47	8.12
Donn.	14 Fronl., Basilius	Nanna	☾ ☉ ♀	☉ h ☉ Finst.	9.20	5. 0	3.47	8.13
Freit.	15 Vitus, Modestus	Boso	☾ ☉ ♀	☉ h ☉	9.56	6.12	3.47	8.13
Samst.	16 Justina, Ludgard	Volker	☾ ☉ ♀	☉ h ☉ schön beständig	10.25	7.28	3.47	8.14
24	6. 1. S. u. Dr.		Prot. Seligpreisungen. Matth. 5, 1-12. Kath. Vom großen Abendmahl. Luf. 14, 16-24.		Tageslänge 16 Stunden 27 Minuten.			
Sonnt.	17 Hortensia, Rainer	Cheobald	☾ ☉ ♀	☉ ♀ retr.	10.50	8.48	3.47	8.14
Mont.	18 Marcellus, Arnulf	Arnulf	☾ ☉ ♀	☉ ♀, ☉ ☉ ♀	11.13	10. 8	3.47	8.15
Dienst.	19 Gerhard, Gervasius	Gerhart	☾ ☉ ♀	☉ Erdnähe	11.36	11.27	3.47	8.15
Mittw.	20 Sylverius, Regina	Asalinde	☾ ☉ ♀	☉ 1.57 v. ☉	11.59	nachm.	3.46	8.16
Donn.	21 Albanus, Moxsius	Chlofinde	☾ ☉ ♀	☉ in ☉, längster	vorm.	2. 5	3.46	8.17
Freit.	22 Paulin, 10000 Ritt.	Similde	☾ ☉ ♀	☉ in ☉, Sommer-Anf.	0.25	3.24	3.46	8.17
Samst.	23 Edeltrud, Agrippina	Edeltrud	☾ ☉ ♀	☉ h ☉ ☉ (☉ ☉ ♀)	0.57	4.40	3.46	8.17
25	6. 2. S. u. Dr.		Prot. Vom Senforn und Sauerteig. Matth. 13, 31-33 Kath. Vom verkornen Schafe. Luf. 15. 1-10.		Tageslänge 16 Stunden 30 Minuten.			
Sonnt.	24 Johannes d.C. Geb.	Geb. d. Großberg. v. Sachf.-Weim.-Eisen.	☾ ☉ ♀	☉ ☉ ☉	1.34	5.50	3.47	8.17
Mont.	25 Eulogius, Prosper	Eberhart	☾ ☉ ♀	☉ in ☉ ☉ ☉ ☉	2.20	6.50	3.47	8.17
Dienst.	26 Joh., Paul, Jeremias	Notruda	☾ ☉ ♀	☉ ☉ h	3.15	7.39	3.47	8.17
Mittw.	27 7 Schläfer, Ladisl.	Sunilde	☾ ☉ ♀	☉ 2.28 v. ☉	4.18	8.23	3.48	8.17
Donn.	28 Benjamin, Leo II.	Iduberga	☾ ☉ ♀	☉ in ☉	5.25	8.55	3.48	8.17
Freit.	29 Petrus, Paulus	Edburga	☾ ☉ ♀	☉ in ☉	6.36	9.22	3.49	8.17
Samst.	30 Lucina, Pauli Geb.	Edowin	☾ ☉ ♀	☉ ☉ ☉ warm Donner	7.41	9.44	3.50	8.16

Buß- und Bettag: 1. u. 29. in Württemberg.

Viel und gut sprechen ist das Talent eines wichtigen Kopfes;
Wenig und gut — der Charakter eines Denkers;
Viel und schlecht — die Wut des Dünkings;
Wenig und schlecht — das Unglück des Tropfes. Huselund.

Hübsch gemessen und gewogen —
Glaub, dann wirst du nicht betrogen!
Fein gewogen und gemessen —
Deinem Gelde bürgt's Interessen.

Juni

Eine Gister allein ist schlechten Wetters Zeichen, doch steigt das Eiternpaar, wird schlechtes Wetter weichen. — Singt die Graumähd, eh' treiben die Nebel, will Gott ein gutes Jahr uns geben. — Steigt die Lerche hoch, singt lange hoch oben, hab' bald ihr das lieblichste Wetter zu loben. — Der Mittag des Freitags prägt oft uns ein, wie künftigen Sonntag das Wetter wird sein. — Im Juni wird des Nordwinds Horn noch nicht verderben an dem Korn. — Stellt der Juni mild sich ein, wird mild auch der Dezember sein. — Juni trocken mehr als naß, bringt gut Naß dem Winterjah. — Hat Mercurius am Regen Behagen, will er ihn auch in die Ernte jagen.



30 Tage.

Erstes Viertel den 5. vorm.
7 U. 59 M. Bringt Regen.
Vollmond den 13. vorm.
4 U. 39 M. Aufsteierend. —
Sichtbare Mondfinsternis.
Letztes Viertel den 20. vorm.
1 U. 57 M. Schön und warm.
Neumond den 27. vorm.
2 U. 28 M. Beständig.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.

1900. VII. Monat.	Juli oder Heumond		C = u. Planetenlauf Mutmaßl. Witterung		Mond.		Sonnen.	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.		
26	Prot. Gleichnis vom verborg. Schatz. Matth. 13, 44-46. Kath. Berufung Petri. Luf. 5, 1-11.		Tageslänge 16 Stunden 25 Minuten.					
Sonnt.	1 Theobald, Simeon	Theobald	☾ ☐ ♂, ☐ ☐ ♀	8.48	10. 3	3.51	8.16	
Mont.	2 Mariä Heims., Otto	Otto, Otthild	☾ ☐ ♂ Erdferne	9.53	10.21	3.52	8.16	
Dienst.	3 Kornelius, Culojus	Hagen	☾ ☐ ♂ Erdf. (☐ ☐ ♀)	10.59	10.40	3.52	8.15	
Mittw.	4 Ulrich, Bisch., Hatto	Ulrich	☾ ☐ ♂ Abendstern in größt. Ausdehnung	nachm.	10.59	3.53	8.15	
Donn.	5 Wendelin, Zoe	Wendelin	☾ ☐ ♂ 1.14 v. ☐ ☐ ♀	1. 9	11.20	3.53	8.14	
Freit.	6 Esajas, Dominika	Herrich	☾ ☐ ♂ Regen	2.16	11.45	3.54	8.14	
Samst.	7 Wilibald, Joachim	Karlmann	☾ ☐ ♀	3.22	vorm.	3.55	8.14	
27	Prot. Im Kindesinn das Himmelreich. Matth. 18, 1-5. Kath. Der Pharisäer Gerechtigkeit. Matth. 5, 20-24.		Tageslänge 16 Stunden 17 Minuten.					
Sonnt.	8 Kilian, Elisabeth	Geburtst. des Grob. von Dilsenburg.	☾ ☐ ♂ Wird Morgenstern	4.28	0.16	3.56	8.13	
Mont.	9 Cyrillus, Zeno, Luise	Wolfram	☾ ☐ ♂ im ☐ ☐ ♂	5.31	0.54	3.57	8.12	
Dienst.	10 7 Brüder, Rufina	Gunzo	☾ ☐ ♂ (☐ ☐ ♂)	6.27	1.42	3.58	8.11	
Mittw.	11 Rachel, Pius I.	Hanno	☾ ☐ ♂ (☐ ☐ ♀)	7.15	2.41	3.59	8.10	
Donn.	12 Nabor, Joh. Gualb.	Wesso, Hatto	☾ ☐ ♂ 2.22 n. ☐ ☐ ♀	7.54	3.52	4. 0	8.10	
Freit.	13 Heinrich, Anaklet	Heinrich	☾ ☐ ♂ regne-	8.27	5. 9	4. 1	8. 9	
Samst.	14 Alfred, Bonavent.	Teutobert	☾ ☐ ♀ risch	8.54	6.29	4. 2	8. 8	
28	Prot. Der verlorne Sohn. Luf. 15, 11-32. Kath. Jesus speist 4000 Mann. Mark. 8, 1-9.		Tageslänge 16 Stunden 4 Minuten.					
Sonnt.	15 Ap. Teil., S. Heinrich	Hildebrand	☾ ☐ ♂ Erdn., ☐ ☐ ♀	9.19	7.51	4. 3	8. 7	
Mont.	16 Ruth, Faustus	Heilwig	☾ ☐ ♂ Hundstage Anfang	9.42	9.13	4. 4	8. 6	
Dienst.	17 Alexius, Arthur	Fromund	☾ ☐ ♂ (☐ ☐ ♂)	10. 6	10.33	4. 6	8. 6	
Mittw.	18 Maternus, Rufina	Egenolf	☾ ☐ ♂ ☐ retr., hi. ♀ zur.	10.31	11.53	4. 7	8. 5	
Donn.	19 Rosina, Vinzenz v. P.	Hilderich	☾ ☐ ♂ ☐ 3.32 v. ☐ ☐ ♀	11. 0	nachm.	4. 8	8. 3	
Freit.	20 Margareta, Arnold	Arnold	☾ ☐ ♀	11.35	2.28	4.10	8. 2	
Samst.	21 Arbogast, Dietrich	Arbo, Erbo	☾ ☐ ♀ heiter	vorm.	3.39	4.11	8. 1	
29	Prot. Der reiche Jüngling. Mark. 10, 17-22. Kath. Vom falschen Propheten. Matth. 7, 15-21.		Tageslänge 15 Stunden 47 Minuten.					
Sonnt.	22 Maria Magdalena	Alberich	☾ ☐ ♂ ☐ im ☐ ☐ ♀ * ♂	0.17	4.43	4.12	7.59	
Mont.	23 Apollinaris, Sibor.	Hervig	☾ ☐ ♂ ☐ in ☐	1. 8	5.33	4.13	7.58	
Dienst.	24 Christina, Bernhard	Emich	☾ ☐ ♀ ☐ 4 Δ ☐	2. 6	6.21	4.15	7.57	
Mittw.	25 Jakob, Christoph	Hildebert	☾ ☐ ♂ ☐ be-	3.11	6.56	4.16	7.56	
Donn.	26 Anna, Polybius	Sigelinde	☾ ☐ ♂ ☐ 2.13 n. ☐ ☐ ♀	4.19	7.24	4.17	7.55	
Freit.	27 Pantaleon, Martha	Rutharth	☾ ☐ ♂ ☐ stän-	5.26	7.49	4.18	7.53	
Samst.	28 Nazarius, Selsus	Mangold	☾ ☐ ♀ ☐ dig	6.34	8. 8	4.20	7.52	
30	Prot. Das Argernis der Welt. Matth. 18, 6-11. Kath. Vom ungerechten Haushalter. Luf. 16, 1-9.		Tageslänge 15 Stunden 30 Minuten.					
Sonnt.	29 Beatrix, Martha	Egbert	☾ ☐ ♀ ☐ dir. schön	7.40	8.28	4.21	7.51	
Mont.	30 Jakoea, Abdon	Gerold	☾ ☐ ♂ ☐ [☐ dir.	8.46	8.46	4.23	7.49	
Dienst.	31 German, Ignaq v. L.	Friedegar	☾ ☐ ♂ ☐ Erdf., ☐ ☐ ♀	9.50	9. 5	4.24	7.47	

Buß- und Betttage: 15. in Mecklenburg. 27. in Württemberg.

Juli

Dampft das Strohbach nach Gewitterregen,
 kehrt 's Gewitter wieder auf andern Wegen. —
 Dem Sommer sind Donnerwetter nicht Schande,
 sie nützen der Luft und dem Lande. — Weckt,
 das heron Gewitter zieh', schnappt auf der
 Weid' nach Luft das Vieh; auch wenn's die
 Nasen aufwärts streckt und in die Höh' die
 Schwänze reckt. — Giebt Ring oder Hof sich
 Sonn' oder Mond, bald Regen und Wind
 uns nicht verjehnt. — Sommers Höhenrauch
 in Menge ist Vorbote von großer Winter-
 strenge. — Sind abends über Wies' und Fluß
 Nebel zu schauen, wird die Luft schön anhal-
 tend Wetter drauen. — Staubregen wird guter
 Bote sein, schön trocken Wetter tritt dann ein.



31 Tage.

Erstes Viertel den 5. vorm.
 1 U. 14 M. Bringt Regen.
 Vollmond den 12. nachm.
 2 U. 22 M. Meistens naß.
 Letztes Viertel den 19. vorm.
 6 U. 32 M. Aufheiternd.
 Neumond den 26. nachm.
 2 U. 43 M. Schöne Witterung.

1.	.....
2.	.....
3.	.....
4.	.....
5.	.....
6.	.....
7.	.....
8.	.....
9.	.....
10.	.....
11.	.....
12.	.....
13.	.....
14.	.....
15.	.....
16.	.....
17.	.....
18.	.....
19.	.....
20.	.....
21.	.....
22.	.....
23.	.....
24.	.....
25.	.....
26.	.....
27.	.....
28.	.....
29.	.....
30.	.....
31.	.....

August

Der Sichel vergißt nicht Barnabas, er sorget
 gern fürs längste Gras. — Ist in der ersten
 Augustwoche heiß, bleibt der Winter lange weiß.
 — Im August Wind aus Nord sagt Unbes-
 ständigkeit fort. — Welltau im August ist
 sehr ungesund, ungereinig Obst bring nicht
 in den Mund. — Wenn der Ruckus lange
 nach Johanni schreit, so ruhet er die teure
 Zeit. — Sind Laurentius und Bartholomäus
 schön, ist guter Herbst vorauszusehn. — Schön
 Wetter zu Maria Himmelfahrt verkündet
 Wein von bester Art. — Wenn großblumig
 wir viele Dffeln erblicken, will Gott gar guten
 Herbst uns schicken. — Bringt Rosamunde
 Sturmwind, so ist Sybille uns gelind.



31 Tage.

Erstes Viertel den 3. nachm.
 5 U. 46 M. Regen und Wind.
 Vollmond den 10. nachm.
 10 U. 30 M. Unbeständig.
 Letztes Viertel den 17. nachm.
 0 U. 46 M. Warmes Wetter.
 Neumond den 25. vorm.
 4 U. 53 M. Abwechselnd.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

1900. IX. Monat.	September oder Herbstmond		C = u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.
Samst.	1 Verena, Egidius	Merlinda			nachm.	9 28	5.13	6.46
35	G. 12. S. n. Dr. Prot. Die christliche Vollkommenheit. Matth. 5, 43-48. Kath. Von den zehn Aussätzigen. Luf. 17, 1-19.				Tageslänge 13 Stunden 30 Minuten.			
Sonnt.	2 Veronika, Stephan	Wannig			1.59	10.14	5.14	6.44
Mont.	3 Theodosius, Euphem.	Sido			2.52	11.12	5.16	6.41
Dienst.	4 Esther, Rosalia	Wangio			3.38	vorm.	5.18	6.39
Mittw.	5 Bertinus, Laurent.	Herbold			4.17	0.19	5.20	6.37
Donn.	6 Zacharias, Magnus	Hacho			4.50	1.34	5.21	6.35
Freit.	7 Regina, Altmund	Altmund			5.19	2.54	5.22	6.33
Samst.	8 Mariä Geburt	Chnodomar			5.45	4.18	5.24	6.30
36	G. 13. S. n. Dr. Prot. Eins ist not. Luf. 10, 38-42. Kath. Vom ungerechten Mammon. Matth. 6, 24-33.				Tageslänge 13 Stunden 2 Minuten.			
Sonnt.	9 Geburtstag des Großh. v. Baden				6. 9	5.42	5.26	6.28
Mont.	10 Pthgerus, Nikol. v. L.	Ptger			6.37	7. 7	5.28	6.26
Dienst.	11 Felix, Regula, Hyac.	Ingomar			7. 4	8.33	5.29	6.23
Mittw.	12 Syrus, Guido, Ottil.	Angila			7.38	9.55	5.31	6.21
Donn.	13 Hektor, Amat., Mat.	Chusinde			8.16	11.14	5.32	6.19
Freit.	14 Erhöhung, Cypr.	Malorich			9. 3	nachm.	5.33	6.17
Samst.	15 Nikodemus, Roger	Tummelich			9.57	1.27	5.35	6.15
37	G. 14. S. n. Dr. Prot. Die Witwe am Gotteslasten. Mart. 12, 38-44. Kath. Vom Jüngling zu Naim. Luf. 7, 11-16.				Tageslänge 12 Stunden 37 Minuten.			
Sonnt.	16 Kornelius, Roland	Geburist. d. Herz. v. Sachsen-Altenburg.			10.58	2.18	5.36	6.13
Mont.	17 Lambert, Frau	Lidwina			vorm.	2.57	5.38	6.11
Dienst.	18 Richard, Titus	Theoderich			0. 3	3.30	5.40	6. 8
Mittw.	19 Anat., Januarius	Markolf			1. 9	3.58	5.42	6. 6
Donn.	20 Tobias, Eustachius	Uring			2.15	4.20	5.43	6. 3
Freit.	21 Matthäus, Evang.	Tandolin			3.21	4.40	5.44	6. 1
Samst.	22 Morik, Emerica	Frida			4.25	5. 0	5.46	5.59
38	G. 15. S. n. Dr. Prot. Die Demut. Luf. 17, 7-10. Kath. Vom Wasserfüchtigen. Luf. 14, 1-11.				Tageslänge 12 Stunden 10 Minuten.			
Sonnt.	23 Thekla, Linus	Ruprecht			5.30	5.18	5.47	5.57
Mont.	24 Gerhard, Mar. v. M.	Adelhart			6.35	5.38	5.49	5.55
Dienst.	25 Kleophas, Jos. v. G.	Friedebert			7.40	5.59	5.50	5.53
Mittw.	26 Cyprian, Justina	Amalaberga			8.44	6.23	5.52	5.51
Donn.	27 Kosmas u. Damian	Audomar			9.48	6.53	5.53	5.48
Freit.	28 Wenzeslaus, Adalr.	Irnsfried			10.51	7.28	5.55	5.46
Samst.	29 Michael, Marich	Armgart			11.50	8.10	5.57	5.44
39	G. 16. S. n. Dr. Prot. Die Treue. Matth. 25, 14-30. Kath. Vom größten Gebot. Matth. 22, 35-46.				Tageslänge 11 Stunden 43 Minuten.			
Sonnt.	30 Ursus, Hier., Soph.	Hudung			nachm	9. 4	5.58	5.41

Buß- und Betttage: 16. Gidg. Betttag. 21. in Württemberg. Erntefest: 30. in Nassau und im N.-Bez. Hannover.

September

30 Tage.

Septembers-Gewitter sind Vorläufer von starkem Wind. — St. Michaels-Wein wird Herren-Wein sein, St. Gallus-Wein ist Bauern-Wein. — Sind Zugvögel nach Michaels noch hier, haben bis Weihnachten kein Wetter wir. — In vielem Herbstesnebel seh' ein Zeichen von viel Winter Schnee. — Späte Rosen im Garten, schöner Herbst und der Winter läßt warten. — Ist die Hechtleber der Galle zu breit, vorn spitz, nimmt harter Winter lange Zeit in Besitz. — Blüht Jakobus weiße Meltschen in die Höh', sind's Winterblüten zu vielem Schnee. — Jakobus in sonnenheller Gestalt macht uns die Weihnacht kalt.



Erstes Viertel den 2. vorm.
8 U. 56 M. Warme Regen.
Vollmond den 9. vorm.
6 U. 6 M. Heitert auf.
Letztes Viertel den 15. nachm.
9 U. 57 M. Meistens schön
Neumond den 23. nachm.
8 U. 57 M. Veränderlich.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.

1900. X. Monat.	Oktober oder Weinmond		C=II. Planetenlauf		Mond.		Sonn.			
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Wutmaßl. Witterung		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.		
Mont.	1 Remigius, Julia	Volkmar			10.11 n.	C♂ h	1.31	10.46	0.53	5.39
Dienst.	2 Teodegar, Theophil	Athelm				C♂ ♀	2.12	11.14	6.15	5.37
Mittw.	3 Jairus, Candidus	Alapold				C♂♂	2.47	verm.	6.35	5.34
Donn.	4 Franz v. A., Edwin	Franz				C♂♂	3.16	0.28	6.55	5.32
Freit.	5 Placidus, Flavia	Hellmut				C♂♀ ♀△ h	3.42	1.48	6.75	5.30
Samst.	6 Angela, Bruno	Todemar				C♂♀ [♁ in ♁]	4.8	3.10	6.85	5.28
40	6. 17. S. n. Dr. Prot. Überschlagen der Kosten. Luf. 14, 25-33. Kath. Vom Sichtbrüchigen. Matth. 9, 1-8.						Tageslänge 11 Stunden 16 Minuten.			
Sonnt.	7 Juditha, Amalia	Amelolt				C♂ h trüb	4.34	4.35	6.10	5.26
Mont.	8 Pelagius, Brigitta	Traugott			2.18 n.	C♂ Erdn.	5.1	5.59	6.12	5.23
Dienst.	9 Dionysius, Abraham	Diegitha				C♂♀ ♀ in ♁	5.33	7.25	6.14	5.21
Mittw.	10 Gideon, Franz B.	Geburtst. d. Fürsten zu Schaumb.-Lippe.				C♂♂ feucht	6.10	8.47	6.15	5.18
Donn.	11 Burkhard, Emil	Burkhardt				C in ♁	6.55	10.5	6.17	5.16
Freit.	12 Walfried, Maximil.	Walther				C♂♀ C♂♀	7.48	11.13	6.18	5.14
Samst.	13 Koloman, Eduard	Wallia				C♂ h ♀□♀	8.49	nachm.	6.20	5.12
41	6. 18. S. n. Dr. Prot. Das Gebet des Herrn. Matth. 6, 9-13. Kath. Königliche Hochzeit. Matth. 22, 1-14.						Tageslänge 10 Stunden 49 Minuten.			
Sonnt.	14 Kalixtus, Kallistus	Hermanarich			10.51	C♂ ver-	9.54	0.55	6.21	5.10
Mont.	15 Theresia, Aurelia	Teupold				C♂ an-	11.0	1.31	6.23	5.8
Dienst.	16 Gallus, Abt	Erlefried				C♂♂ derlich	verm.	2.0	6.24	5.6
Mittw.	17 Florentin, Hedwig	Geburtst. d. Großh. v. Mecklenb.-Strelitz.				C♂♂ h in ♁	0.6	2.24	6.26	5.4
Donn.	18 Lukas, Evangelist	Hadbürg				♁ * ♀	1.14	2.45	6.28	5.2
Freit.	19 Ferdinand, Petr. v. A.	Edehart				C♂♀ C♂♀	2.18	3.5	6.30	5.0
Samst.	20 Wendelin, Sindolf	Agilolf				♀♂♂ windig	3.23	3.24	6.32	4.58
42	6. 19. Allg. Kw. Prot. Jesu Einladung. Matth. 11, 25-30. Kath. Sohn des röm. Beamten. Joh. 4, 46-53.						Tageslänge 10 Stunden 49 Minuten.			
Sonnt.	21 Ursula, Berthold	Chassilo				C♂ Erdf., C♂ h	4.26	3.44	6.33	4.56
Mont.	22 Kordula, Mar. Sal.	Baldwin			2.27 n.	♁♂♂	5.31	4.4	6.35	4.54
Dienst.	23 Severinus, Verus	Eisfried				C♂ in ♁	6.36	4.27	6.37	4.51
Mittw.	24 Salomea, Raphael	Harold				h * ♁ schön	7.40	4.56	6.39	4.49
Donn.	25 Krispinus, Chrys.	Teutfried				C♂♀ C♂♂	8.43	5.29	6.40	4.47
Freit.	26 Amandus, Evaristus	Erchanger				C in ♁ heiter	9.44	6.11	6.42	4.45
Samst.	27 Sabina, Kapitolinus	Eldritha				♁ C♂♀ C♂♀	10.40	7.0	6.44	4.43
43	6. 20. S. n. Dr. Prot. Jesus der Weinstock. Joh. 15, 1-8. Kath. Des Königs Rechnung. Matth. 18, 23-35.						Tageslänge 9 Stunden 55 Minuten.			
Sonnt.	28 Simon u. Judas	Markwart				C♂ h mild	11.28	7.57	6.46	4.41
Mont.	29 Eusebia, Narcissus	Gisela				♁ in ♁	nachm.	9.3	6.48	4.39
Dienst.	30 Hartmann, Gutrop.	Hartmann				♁ Abendsiern in größt. Ausweichung.	0.46	10.14	6.49	4.38
Mittw.	31 Wolfgang, Gustach.	Wolfgang			9.18 v.		1.17	11.28	6.51	4.36

Buh- und Bettage: 19. in Württemberg. Erntefeste: 7. in Bayern u. Preußen. 14. im N.-B. Kurich. 17. in Bremen und Verden. Reformationstfest: 28. in den N.-B. Hannover, Stade, Frankfurt a. M. 31. im Königreich Sachsen und in Sachsen-Mtenburg.

Oktober

Warmer Oktober bringt fürwahr uns sehr kalten Februar. — Frost und Schnee im Oktober sind Boten, der Januar sei gefürcht. — Oktober-Gewitter sagen beständig, der fünftige Winter sei wetterwendig. — Wenn zu uns Simon und Judas wandeln, wollen sie mit dem Winter handeln. — Oktober-Donner ist fürwahr noch besser als im Februar, der kringt nur wohl der Wüthrer Schar. — Fällt der erste Schnee in den Schuch, vor strengem Winter kündet er Schuch. — Hat der Oktober viel Regen ges bracht, hat er die Gotteslächer bedacht.



31 Tage.

Erstes Viertel den 1. nachm.
10 U. 11 M. Regnerisch.
Vollmond den 8. nachm.
2 U. 18 M. Feucht.
Letztes Viertel den 15. vorm.
10 U. 51 M. Unsteter Himmel.
Neumond den 23. nachm.
2 U. 27 M. Beständig schön.
Erstes Viertel den 31. vorm.
9 U. 18 M. Hell und warm

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

1900. XI. Monat.	November oder Windmond		C-u. Planetenlauf		Mond.		Sonn.	
	Evang. u. Kath.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Aufg. u. M.	Untg. u. M.
Donn.	1 Aller Heiligen	Hildegund		C □ ♀, C ♂ ♂	1 43	vorm.	6.53	4.34
Freit.	2 Aller Seelen	Ansgar		C □ ♀ hell	2 8	0.47	6.54	4.33
Samst.	3 Theophil, Pirmin	Winhilde		♀ in ☿, ♀ □ h	2.31	2.6	6.55	4.31
44	G. 21. S. n. Dr.	Prot. Schwert und Kelle. Kath. Vom Zinsgroichen.	Neh. 4, 15-20. Matth. 22, 15-21.		Tageslänge 9 Stunden 32 Minuten.			
Sonnt.	4 Sigmund, Karl Bor.	Sigmund		C ♂ ♀, C □ h	2.58	3.27	6.57	4.29
Mont.	5 Malachias, Zachar.	Komwer		C Grdn. ♀ * ♀	3.26	4.52	6.59	4.28
Dienst.	6 Leonhard, Alwine	Alwine		freundlich	4 1	6.14	7.1	4.26
Mittw.	7 Florentin, Engelb.	Angelbert		an. C □ ♂	4.42	7.36	7.3	4.24
Donn.	8 Gekrönte, Gottfr.	Hermingild		C im ☿, C ♂ ♀	5.32	8.51	7.5	4.22
Freit.	9 Theodor, Erbo	Gunila		C □ ♀ [♀ retr.	6.31	9.55	7.6	4.21
Samst.	10 Justus, Tryphon	Bardolf		C □ ♀, C ♂ h	7.37	10.46	7.8	4.19
45	G. 22. S. n. Dr.	Prot. Die still wachsende Saat. Kath. Des Obersten Tochter.	Marl. 4, 26-29. Matth. 9, 18-26.		Tageslänge 9 Stunden 8 Minuten.			
Sonnt.	11 Martin, Bischof	Willimar		angenehm	8.46	11.28	7.10	4.18
Mont.	12 Martin, Papst, Jon.	Theuthilde		Stern-	9.54	nachm.	7.11	4.17
Dienst.	13 Weibert, Stanisl.	Wibert		schuppen	11.2	0.27	7.13	4.15
Mittw.	14 Helene, Beneranda	Friedrich		3.38 v. C ♂ ♂	vorm.	0.49	7.14	4.14
Donn.	15 Leopold, Luitpold	Notburga		C □ ♀ ♀ * ♀	0 8	1.10	7.16	4.13
Freit.	16 Dthmar, Edmund	Landfried		C □ ♀ ♀ □ ♂	1.12	1.29	7.18	4.11
Samst.	17 Florian, Gregor	Sigrade		C Grdf., C □ h	2.17	1.49	7.20	4.10
46	G. 23. S. n. Dr.	Prot. Die Dankbarkeit. Kath. Das Himmelreich ein Senfkorn.	5. Mos. 8, 10-18. Matth. 13, 31-35.		Tageslänge 8 Stunden 46 Minuten.			
Sonnt.	18 P. P. Kirchw., Otto	Alboin		♀ in ♄ zur.	3.20	2.9	7.22	4.8
Mont.	19 Elisabeth, Kön. v. H.	Wibrant		C ♂ ♀ [♀ Morgent.	4.25	2.31	7.23	4.7
Dienst.	20 Amos, Eduard, Fel.	Ulmann		22. ♀ □ ♀ in ♄	5.30	2.58	7.25	4.6
Mittw.	21 Mariä Pferung	Angelinde		Unschätz- bare = Stücker- nis	6.34	3.30	7.26	4.5
Donn.	22 Cäcilia, Alfons	Wendelgart		8.17 v. C im ☿	7.37	4.9	7.28	4.4
Freit.	23 Klemens, Felicitas	Edmund		C ♂ ♀, C ♂ ♀	8.34	4.56	7.29	4.3
Samst.	24 Chrysoگون., Joh. v. †	Bathilde		♂ in ♄ Regen	9.26	5.52	7.31	4.2
47	G. 24. S. n. Dr.	Prot. Text von der Oberkirchenbehörde zu bestimmen. Kath. Greuel der Verwüstung.	Matth. 24, 15-35.		Tageslänge 8 Stunden 29 Minuten.			
Sonnt.	25 Katharina, Zintan	Geburts- u. Grobherz- von Hessen.		C ♂ h ♂ Δ h	10.11	6.55	7.32	4.1
Mont.	26 Konradus, Egbert	Konrat		C □ ♀ feucht	10.48	8.4	7.34	4.0
Dienst.	27 Jeremias, Valerian	Willigis		[♀ in ☿	11.20	9.17	7.36	3.59
Mittw.	28 Günther, Sosthenes	Günther		C □ ♀	11.46	10.33	7.37	3.58
Donn.	29 Saturnin, Noah	Helferich		6.35 n. [♀ dir.	nachm.	11.49	7.39	3.58
Freit.	30 Andreas, Apostel	Gerwin		C ♂ ♂, C □ ♀	0.34	vorm.	7.40	3.57

Wuh- und Bettage: 16. in Württemberg. 21. in Anhalt, Braunschweig, Bremen, Hamburg, Lippe, Lübeck, Oldenburg, Preußen, Neuz. u. j. L., im Königreich Sachsen, in den sächsischen Herzogtümern, in Schaumburg-Lippe, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck u. Pyrmont. 25. in Baden. 30. in Mecklenburg. Erntefeste: 4. im R.-V. Frankfurt a. M. 18. in Baden u. Württemberg. Totenfest: 25. in Preußen u. im Königreich Sachsen. Allg. Reformationsfest: 4.

November

Aller-Heiligen bringt Sommer für alle Wei-
ber, der ist des Sommers letzter Vertreiber. —
Aller-Heiligen trägt eigen den Winter zu allen
Zweigen. — Sankt Martin setzt sich schon mit
Dank am warmen Ofen auf die Bank. — Sankt
Martin weiß nichts mehr von heiß. — Schaffi
Katharina vor Frost sich Schutz, so wäset man
lange draußen im Schmutz. — Kälter Dejem-
ber und fruchtreich Jahr sind vereinigt immer-
dar. — Kälter Dezember mit Schnee giebt reich-
lich Korn auf der Höhe. — Frau Lucia findet
zu kurz den Tag, drum wird er verlängert
acht Tage darnach. — Der heil'ge Christ will
'ne Eisbrücke haben, fehlt sie, wird selbst er
damit sich begaben.



30 Tage.

Vollmond den 7. vorm.
0 U. 0 M. Mildes Wetter.
Letztes Viertel den 14. vorm.
3 U. 38 M. Trüber Himmel.
Neumond den 22. vorm.
8 U. 17 M. Regnerisch. —
Unsichtbare Sonnenfinsternis.
Erstes Viertel den 29. nachm.
6 U. 35 M. Unfreundlich.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.

1900. XII.	Dezember oder Wintermond		C-u. Planetenlauf		Mond.		Sonnens.	
			Mutmaßl. Witterung		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
Monat.	Evangelischer u. Katholischer	Deutscher.						
Samst.	1 Eligius, Longinus	Hertha		trüb	1. 0	1. 8	7.41	3.56
48	G. 1. Adv. B. H.	Prot. Der Ratsschluß der Erlösung. Eph. 1, 3-10. Kath. Zeichen des Gerichts. Luf. 21, 25-33.		Tageslänge		8 Stunden 13 Minuten.		
Sonnt.	2 Candidus, Bibiana	Hidulf		windig	1.25	2.27	7.43	3.56
Mont.	3 Lucian, Franz Xaver	Gotthelf		Erdu., C♂♀	1.56	3.48	7.44	3.55
Dienst.	4 Barbara, Sigrum	Sigrum		rau	2.32	5. 8	7.45	3.55
Mittw.	5 Lucius, Sabbas	Ingeburg		Cim♂, C♂♀	3.17	6.25	7.46	3.54
Donn.	6 Nikolaus, Sazo	Sazo		11.38 v. C♂♀	4.11	7.35	7.48	3.54
Freit.	7 Werner, Ambrosius	Reginald		C♂♂	5.15	8.33	7.50	3.53
Samst.	8 Maria Empfängnis	Wiro		Neigstern in größter Ausdehnung.	6.23	9.20	7.51	3.53
49	G. 2. Advent.	Prot. Sie sind allzumal Sünder. Röm. 3, 21-26. Kath. Johannes im Gefängnis. Matth. 11, 2-10.		Tageslänge		8 Stunden 1 Minute.		
Sonnt.	9 Wilibald, Leofadia	Wilibald		falt	7.34	9.57	7.52	3.53
Mont.	10 Walther, Gulalia	Godo, Ddolf		win-	8.44	10.28	7.53	3.52
Dienst.	11 Damasus, Waldemar	Walabrecht		dig	9.52	10.52	7.54	3.52
Mittw.	12 Berthold, Synesius	Gangolf			10.58	11.14	7.55	3.52
Donn.	13 Lucia, Ottilia	Aldobrant		11.32 v. C♂♂	vorm.	11.34	7.56	3.52
Freit.	14 Nikasius, Israel	Bertilo		C♂♂	0. 4	11.53	7.57	3.52
Samst.	15 Abraham, Gusebius	Merwig		Erdf., C♂♂	1. 7	nachm.	7.58	3.52
50	G. 3. Advent.	Prot. Offenbarung Gottes im Gewissen. Röm. 2, 10-16. Kath. Zeugnis Johannes. Joh. 1, 19-28.		Tageslänge		7 Stunden 54 Minuten.		
Sonnt.	16 Adelheid, Jonathan	Adelheid		22. C in ♀, kürzest.	2.11	0.35	7.58	3.52
Mont.	17 Lazarus, Albina	Alkwin		Tag, Winteranfang	3.16	0.59	7.59	3.52
Dienst.	18 Wunibald, Mar. G.	Wunnibald		unfreundlich	4.20	1.28	8. 1	3.52
Mittw.	19 Quat., Nemesius	Niblung		C im ♂, C♂♀	5.24	2. 4	8. 2	3.53
Donn.	20 Christian, Achilles	Tanzo		C♂♀, C♂♂	6.24	2.49	8. 2	3.53
Freit.	21 Thomas, Apostel	Tioba		1.1 v. C♂♂	7.19	3.42	8. 3	3.53
Samst.	22 Bertha, Beata, Zeno	Bertha		C♂♂	8. 8	4.43	8. 3	3.54
51	G. 4. Advent.	Prot. Der Weg zum Leben. Apgesch. 3, 19-26. Kath. Rufende Stimme. Luf. 3, 1-6.		Tageslänge		7 Stunden 50 Minuten.		
Sonnt.	23 Dagobert, Viktoria	Dagobert		♀ in ♀, ♀♂♂	8.49	5.53	8. 4	3.54
Mont.	24 Adam, Eva, Herm.	Hermine		bedeckt	9.23	7. 6	8. 4	3.55
Dienst.	25 Christfest	Etticho		29. h♂♂	9.52	8.22	8. 5	3.56
Mittw.	26 2. Christf., Stephanus	Stilicho		C♂♀	10.17	9.39	8. 5	3.56
Donn.	27 Johannes, Evang.	Dankwart		C♂♂, C♂♂	10.41	10.56	8. 5	3.57
Freit.	28 Kindleintag	Herwart		2.48 v. C♂♂	11. 5	vorm.	8. 6	3.58
Samst.	29 Thomas, Bischof	Ewalt		C♂♂	11.29	0.14	8. 6	3.59
52	G. 1. S. n. W.	Prot. Die Fülle der Gottheit in Christo. Kol. 2, 1-9. Kath. Beschneidung Christi. Luf. 2, 33-49.		Tageslänge		7 Stunden 53 Minuten.		
Sonnt.	30 David, König	Sämund		C Erdu. ♂♂♂	11.56	1.33	8. 6	3.59
Mont.	31 Schlusgd. Sylvester	Geiserich		Schneefall	nachm.	2.51	8. 6	4. 0

Buß- und Bettag: 14. in Württemberg.

Dem Armen mangelt mancherlei, dem Geizigen — alles.

Gott gab Zähne, er wird auch Brot geben.
(Alter Spruch.)

Dezember

Je dunkler es über Dezember-Schnee war,
je mehr leuchtet Segen im künftigen Jahr.

Düngerreime.

Wer spärlich seinen Acker düngt, der weiß
schon, was die Ernte bringt. — Hans düngte
seine Felder schlecht, war Ackermann, jetzt ist
er Knecht. — Wer gute Ernte machen will,
der düngt, pflügt und gräbt viel. — Lobs
läßt die Lauche in den Bach, ein Dummkopf
nur thut es ihm nach. — Dünger ist die Seele
vom Ackerbau, sie gehören zusammen wie Mann
und Frau. — Gutes Vieh, gute Streu, reich-
lich Futter giebt fetten Mist, reiche Ernten,
viel Milch, Käse und Butter.



31 Tage.

Vollmond den 6. vorm.
11 U. 38 M. Kalt und windig.

Letztes Viertel den 13. nachm.
11 U. 42 M. Rauh und un-
freundlich.

Neumond den 22. vorm.
1 U. 1 M. Bedeckter Himmel.

Erstes Viertel den 29. vorm.
2 U. 48 M. Schneefall.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.



Vom Winter.

Der Winter dieses Jahres hat am 22. Dezember des vorigen Jahres morgens 1 Uhr 56 Min. seinen Anfang genommen, nämlich am kürzesten Tag, wo die Sonne in das Zeichen des Steinbocks trat.



Vom Frühling.

Der Frühling dieses Jahres beginnt am 21. März morgens 2 Uhr 39 Min., wobei die Sonne in das Zeichen des Widders eintritt.

Von den Finsternissen des Jahres 1900.

Im Jahre 1900 werden zwei Sonnenfinsternisse und eine Mondfinsternis stattfinden, von denen die erste Sonnen- und die Mondfinsternis bei uns sichtbar sein werden.

Die erste Finsternis ist eine totale an der Sonne, die sich am 28. Mai begiebt, auf der Erde überhaupt nachmittags von 1 Uhr 12 Min. bis 6 Uhr 36 Min. In Deutschland*) ist sie partial und beträgt fast $\frac{2}{3}$ des Sonnendurchmessers; sie beginnt um 4 Uhr 0 Min. und endigt um 5 Uhr 59 Min. Die Finsternis ist sichtbar in Nord- und Mittelamerika, in der nördlichen Hälfte des Atlantischen Ozeans, im nordwestlichen Afrika, in Europa und im westlichen Asien.

Die zweite ist eine partiale Mondfinsternis und ereignet sich am 13. Juni morgens von 4 Uhr 24 Min. an bis zum Untergang des Mondes. Sie ist von kaum merkbarem Betrage, dagegen wird der Halbschatten der Erde eine Stunde lang vorher am Monde beobachtet werden. Die Finsternis wird im Westen Europas, im westlichen Teile Afrikas, im Atlantischen Ozean, in Amerika mit Ausnahme des Nordwestens und im südöstlichen Teile des Großen Ozeans beobachtet.

Die dritte Finsternis ist eine ringförmige an der Sonne und findet am 22. November statt, auf der Erde überhaupt vormittags von 5 Uhr 20 Min. bis 11 Uhr 20 Min. Man wird sie in der südlichen Hälfte Afrikas, im Indischen Ozean, in Australien und auf den Sundainseln wahrnehmen.

*) Diese Angabe bezieht sich auf Erfurt. Im Großherzogtum Baden beträgt die Finsternis $\frac{1}{4}$ des Sonnendurchmessers und endigt um 6 Uhr 7 Min.



Vom Sommer.

Der Sommer fängt mit dem längsten Tag an, wo die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt nämlich am 21. Juni abends 10 Uhr 40 Min.



Vom Herbst.

Dieser nimmt seinen Anfang, wenn die Sonne bei der andern Tag- und Nachtgleiche in das Zeichen der Wage tritt, am 23. September nachmittags 1 Uhr 20 Min.

Mittleuropäische Zeit. (M. E. Z.)

Die Zeiten für den Auf- und Untergang von Sonne und Mond sind in diesem Kalender in Ortszeit angegeben und auf die geographische Breite von Erfurt berechnet. Wenn man also z. B. bestimmen will, um wieviel Uhr die Sonne an irgend einem Ort nach der M. E. Z. aufgeht, so muß die Differenz zwischen M. E. Z. und O. Z. mittelst der nachfolgenden Tabelle berücksichtigt werden. Da, wo nichts bei der Minutenzahl steht, geht die M. E. Z. der Ortszeit vor, wo aber ein — davorsteht, geht sie um die angegebene Zahl nach.

Aachen	36 Min.	Deffau	11 Min.	Gotha	17 Min.	Luzern	27 Min.	Remscheid	31 Min.
Altona	20 "	Dortmund	30 "	Graz	— 2 "	Magdeburg	13 "	Rostock	11 "
Augsburg	16 "	Dresden	5 "	Halle a. S.	12 "	Naumburg	27 "	St. Gallen	23 "
Barmen	31 "	Duisburg	33 "	Hamburg	20 "	Rannhelm	26 "	Schwerin	14 "
Basel	30 "	Düsseldorf	38 "	Hannover	21 "	Remel	24 "	Spanbau	7 "
Berlin	6 "	Erfeld	31 "	Heidelberg	25 "	Weg	35 "	Stettin	2 "
Bern	30 "	Elbing	— 18 "	Innsbruck	14 "	Mühlhausen i. G.	30 "	Strasburg i. G.	29 "
Böckum	31 "	Erfurt	16 "	Kaiserslautern	29 "	München	14 "	Stuttgart	23 "
Bonn	32 "	Eisen	32 "	Karlsruhe	26 "	N.-Glabach	34 "	Trier	33 "
Braunschweig	18 "	Flensburg	22 "	Kassel	22 "	Rünster	29 "	Triest	5 "
Bremen	25 "	Frankfurt a. M.	25 "	Kiel	19 "	Rürnberg	16 "	Ulm	20 "
Breslau	— 8 "	Frankfurt a. O.	2 "	Köln	32 "	Oldenburg	27 "	Weimar	15 "
Bromberg	— 12 "	Freiburg i. B.	29 "	Königsberg	— 22 "	Osnabrück	28 "	Wien	— 5 "
Brunn	— 6 "	Fürth	16 "	Krefeld	34 "	Plauen	11 "	Wiesbaden	27 "
Charlottenburg	7 "	Genf	35 "	Jahr	28 "	Posen	— 8 "	Winterthur	25 "
Chemnitz	8 "	Gera	12 "	Leipzig	10 "	Potsdam	8 "	Würzburg	20 "
Danzig	— 15 "	Gießen	25 "	Regnitz	— 5 "	Prag	— 8 "	Yarich	26 "
Darmstadt	25 "	Hörsib	0 "	Lübeck	17 "	Regensburg	12 "	Zwickau	10 "

Binstabelle.

Kapital.	Auf ein Jahr zu 360 Tagen.					Auf einen Monat zu 30 Tagen.					Auf einen Tag.				
	6%		5%		4%	6%		5%		4%	6%		5%		4%
	M	℄	M	℄	M	M	℄	M	℄	M	M	℄	M	℄	M
1	6	5	4	3	0.5	0.5	0.42	0.33	0.25	0.04	0.017	0.014	0.011	0.008	0.0014
2	12	10	8	6	1	1	0.83	0.67	0.5	0.08	0.033	0.028	0.022	0.017	0.0028
3	18	15	12	9	1.5	1.5	1.25	1	0.75	0.12	0.05	0.042	0.033	0.025	0.0042
4	24	20	16	12	2	2	1.67	1.33	1	0.17	0.067	0.055	0.044	0.033	0.0055
5	30	25	20	15	2.5	2.5	2.08	1.67	1.25	0.21	0.083	0.069	0.055	0.042	0.0069
6	36	30	24	18	3	3	2.50	2	1.5	0.25	0.100	0.083	0.067	0.050	0.0083
7	42	35	28	21	3.5	3.5	2.92	2.33	1.75	0.29	0.117	0.097	0.078	0.058	0.0097
8	48	40	32	24	4	4	3.33	2.67	2	0.33	0.133	0.111	0.089	0.067	0.011
9	54	45	36	27	4.5	4.5	3.75	3	2.25	0.37	0.15	0.125	0.10	0.075	0.012
10	60	50	40	30	5	5	4.17	3.33	2.5	0.41	0.17	0.139	0.11	0.083	0.013
20	120	1	80	60	10	10	8.33	6.67	5	0.83	0.33	0.278	0.22	0.17	0.027
30	180	1	120	90	15	15	12.50	10	7.5	1.25	0.50	0.416	0.33	0.25	0.041
40	240	2	160	120	20	20	16.67	13.33	10	1.67	0.67	0.555	0.44	0.33	0.055
50	300	2	200	150	25	25	20.83	16.67	12.5	2.08	0.83	0.694	0.55	0.42	0.069
60	360	3	240	180	30	30	25	20	15	2.50	1	0.833	0.67	0.50	0.083
70	420	3	280	210	35	35	29.17	23.33	17.5	2.91	1.17	0.972	0.78	0.58	0.097
80	480	4	320	240	40	40	33.33	26.67	20	3.33	1.33	1.11	0.89	0.67	0.11
90	540	4	360	270	45	45	37.5	30	22.5	3.75	1.50	1.25	1	0.75	0.12
100	600	5	400	300	50	50	41.67	33.33	25	4.17	1.67	1.39	1.11	0.83	0.13
200	1200	10	800	600	100	100	83.33	66.67	50	8.33	3.33	2.78	2.22	1.67	0.27
300	1800	15	1200	900	150	150	125	100	75	12.50	5	4.17	3.33	2.50	0.41
400	2400	20	1600	1200	200	200	166.67	133.33	100	16.67	6.67	5.55	4.44	3.33	0.55
500	3000	25	2000	1500	250	250	208.33	166.67	125	20.83	8.33	6.94	5.55	4.17	0.69
600	3600	30	2400	1800	300	300	250	200	150	25	10	8.33	6.67	5	0.83
700	4200	35	2800	2100	350	350	291.67	233.33	175	29.17	11.67	9.72	7.78	5.83	0.97
800	4800	40	3200	2400	400	400	333.33	266.67	200	33.33	13.33	11.11	8.89	6.67	1.11
900	5400	45	3600	2700	450	450	375	300	225	37.50	15	12.50	10	7.50	1.25
1000	6000	50	4000	3000	500	500	416.67	333.33	250	41.67	16.67	13.89	11.11	8.33	1.38

Wert der bekanntesten ausländischen Gold- und Silbermünzen gegenwärtiger Währung.

		M	℄
Belgien:	1 Zwanzig-Franken-Stück in Gold	16	20
	1 Frank in Silber à 100 Cent.	0	80
Dänemark:	1 Rohn-Kronen-Stück in Gold	11	25
	1 Krone in Silber à 100 Dre.	1	08
England:	1 Sovereign (Pfund Sterling) in Gold	20	43
	1 Schilling in Silber à 12 Pence	1	—
Frankreich:	1 Zwanzig-Franken-Stück in Gold	16	20
	1 Frank in Silber à 100 Cent.	0	80
Griechenland:	1 Zwanzig-Drachmen-Stück in Gold	16	20
	1 Drachme in Silber à 100 Lepta	0	80
Italien:	1 Zwanzig-Lire-Stück in Gold	16	20
	1 Lira in Silber à 100 Cent.	0	80
Niederlande:	1 Rohn-gulden-Stück in Gold	16	87
	1 Gulden in Silber à 100 Cent.	1	70
Nordamerika:	1 Eagle (10 Dollars) in Gold	42	—
	1 Dollar in Gold oder Silber à 100 Cent.	4	20
Norwegen:	1 Rohn-Kronen-Stück	11	25
	1 Krone in Silber à 100 Dre.	1	08
Österreich:	1 Acht-Gulden oder Zwanzig-Franken-Stück in Gold	16	20
	1 Dufaten in Gold	9	60
Portugal:	1 Gulden in Silber à 100 Kreuzer	1	70
	1 Krone in Gold	45	35
Rumänien:	1 Leos in Silber à 100 Reis	0	41
	1 Zwanzig-Lei-Stück in Gold	16	20
Rußland:	1 Rubel in Silber	0	80
	1 Imperial = 10 Gold-Rubel	32	40
Schweden:	1 Rubel in Silber à 100 Kopelen	3	20
	1 Rohn-Kronen-Stück in Gold (Kronor)	11	25
Schweiz:	1 Krone (Krona) in Silber à 100 Dre	1	08
	1 Frank in Silber à 100 Rappen	0	80
Serbien:	1 Dinar in Silber à 100 Cent.	0	80
	1 Zwanzig-Desetas-Stück in Gold	16	20
Spanien:	1 Pefia	0	80
	1 türk. Piaster à 40 Para in Gold	18	64

Maß und Gewicht.

Steko heißt hundert. Kilo heißt tausend. Centi heißt hundert. Milie heißt tausend. Gewogen wird mit dem Kilo (kg). Gemessen wird mit dem Liter (l). Ein Liter reines, 4 Grad C warmes Wasser wiegt 1 Kilo oder 2 Pfund.

1. Längenmaß.
Die Einheit bildet das Meter (m) oder der Stab. Der hundertste Teil des Meters heißt Centimeter (cm). Der tausendste Teil des Meters heißt das Millimeter (mm) oder der Strich. Tausend Meter heißen das Kilometer (km).

Überzicht.
1 Meter (m) (Stab) = 100 Centimeter (cm) = 1000 Millimeter (mm) (Strich).
1 Centimeter (cm) = 10 Millimeter (mm).
1 Kilometer (km) = 1000 Meter (m).

2. Flächenmaß.
Die Einheit bildet das Quadratmeter (qm) oder der Quadratfuß.

Hundert Quadratmeter bilden ein Ar (a).
Hundert Ar bilden ein Hektar (ha).
Hundert Hektar bilden einen Quadratkilometer (qkm).

Überzicht.

1 Ar (a) = 100 □Meter (qm).
1 □Meter (qm) = 10000 □Centimeter (qcm).
1 □Centimeter (qcm) = 100 □Millimeter (qmm).
1 Hektar (ha) = 100 Ar (a) = 10000 □Meter (qm).
1 □Kilometer (qkm) = 100 Hektar (ha) = 10000 Ar (a) = 1000000 (qm).

3. Röhren- oder Hohlmaß.
Die Einheit ist das Liter (l) oder die Kanne. Das halbe Liter heißt der Schoppen. Fünfzig Liter sind ein Sessel. Hundert Liter bilden das Hektoliter (hl) oder das Faß. Tausend Liter sind ein Kubikmeter (cbm).

Überzicht.

1 Liter (l) (Kanne) = 1000 Kubikcentimeter (cbcm).
1 Hektoliter (hl) (Faß) = 100 Liter (l).

4. Gewicht.

Die Einheit ist das Gramm (g). Tausend Gramm bilden ein Kilogramm (kg) (= 2 Pf.). Ein halbes Kilogramm heißt das Pfund. Fünfzig Kilogramm oder 100 Pfund bilden 1 Centner (Ctr.). Tausend Kilogramm oder 2000 Pfund bilden 1 Tonne (t).

Überzicht.

1 Kilogramm (kg) = 1000 Gramm (g).
1 Gramm (g) = 1000 Milligramm (mg).
1 Tonne (t) = 1000 Kilogramm (kg).

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, auch direkt von der Verlagshandlung gegen Einsendung des Betrages. Briefmarken aller Länder werden in Zahlung angenommen.

Schönstes Gelegenheitsgeschenk!

Aus Lenz *u.* *u.* und Herbst.

Erzählungen für die reifere Jugend
von

Klara Jäger.

Illustriert von **August H. Plinke.**

Preis in elegantem Leinwandband 2 Mark.



Unter dem Titel „Aus Lenz und Herbst“ hat die Verfasserin eine Reihe ihrer in älteren Jugendschriften zerstreut vorkommenden Erzählungen zusammengestellt, die bei dem vorzüglichen Inhalte auch heute noch geeignet sind, dem Leser Freude und geistige Anregung zu bringen. Eine Reihe größerer und kleinerer Illustrationen und Initialen von Künstlerhand, die dem Leser Persönlichkeiten und Szenen aus den Erzählungen vor Augen führen, bereichern dem Büchlein zur ganz besonderen Zierde. Das geschmackvoll gebundene Werkchen dürfte daher nicht nur in einzelnen Fällen ein willkommenes Gelegenheitsgeschenk bilden, sondern verdiente, in jeder Familienbibliothek und namentlich in Schulbibliotheken seinen Platz zu finden.

In 6. Auflage erschienen:

Fröhlich Palz, Gott erhalt's.

NADLER
Fröhlich Palz.
Gott erhalt's

Gedichte in Pfälzer Mundart von **Karl Gottfried Nadler.**

Mit Nadlers Bildnis von **J. Göhenberger** und 21 Illustrationen von **A. Oberländer.**

Herausgegeben von **Ludwig Eichrodt.**

Preis elegant gebunden 2 Mk. 25 Pfg.

Diese neue Auflage ist auch äußerlich mit einem neuen Kleide versehen worden. In schlichten Farbtönen gehalten, zeigt die Einbanddecke die köstliche Figur eines recht freundlich dreinblickenden Herrn, die einer Illustration Oberländers entnommen ist, so daß dadurch schon von außen auf den humoristischen Inhalt des Buches hingewiesen wird.

Aus Nadlers pfälzischen Gedichten atmet ein solch urwüchsiger, köstlicher Humor, daß, wer sich einmal mit denselben beschäftigt hat, die treuherzige und doch so frisch-derbe Art Nadlers lieb gewinnen muß. Für Freunde lustiger Dialektdichtung bildet „Fröhlich Palz, Gott erhalt's“ eine schier unerlöschliche Quelle

lauteren Genusses. Dieser wird noch erhöht durch 21 prächtige Illustrationen Oberländers, des genialen Zeichners der „fliegenden Blätter“. Dem Buche ist ein Glossar beigegeben, so daß auch Lesern, die mit dem speziell pfälzischen Dialekt nicht vertraut sind, das Verständnis der Gedichte leicht gemacht ist.



Neue Deckenzeichnung.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, auch direkt von der Verlagsbuchhandlung gegen Ein-
sendung des Betrages. Briefmarken aller Länder werden in Zahlung angenommen.

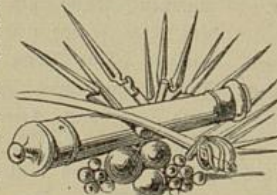
Familienchronik. Gedenkbuch für Mädchen und Frauen.
Mit 31 Illustrationen von Prof. Erdmann Wagner
in München. Elegant gebunden.

Große Ausgabe *M. 4.* — Kleine Ausgabe *M. 2.50.*
Wie schon der Titel des Buches besagt, ist dasselbe bestimmt, die
denkwürdigen Tage und Ereignisse der Familie hand-
schriftlich aufzunehmen, Freud und Leid, wie es das Leben bietet
in seinen mannigfachen Wandlungen; es kann somit bei manchen
Gelegenheiten als gern entgegengenommenes Geschenk verwendet
werden.

Kinderchronik. 41 Blatt. Elegant gebunden M. 2.50
Ein reizend ausgestattetes Bächlein mit farbigem Titelbilde sowie
einer Anzahl künstlerisch ausgeführter Initialen. Die Blätter der
"Kinderchronik" sind nicht bedruckt, sondern sollen nach Anleitung
der darin markierten Abteilungen den Eltern dazu dienen, die Er-
eignisse im Kinderleben in dem Bächlein aufzuschreiben, um damit
eine "Chronik" zu schaffen, welche, aufbewahrt in der Familie, ein
dauerndes und sprechendes Erinnern an die Kinderzeit ermöglicht.

**Anzengraber, Ludwig, Launiger Zuspruch und erste
Red. Kalendergeschichten. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—**
**Buchner, Wilh. Der große deutsch-französische Krieg
1870—1871. Für das Volk und die Jugend erzählt.
Geheftet M. —.50, gebunden M. —.75**

Eine Geschichte des Krieges von 1870/71 möchte wohl gerne jeder
besitzen, käuflich sind aber meistens nur dieselbige teure Bücher,
deren Anschaffung viel Geld, deren Studium viel Zeit kostet. Darum
hat die Verlagsbuchhandlung von Moritz Schauenburg
in Lahr von Wilhelm
Buchner, dem bekannten
Verfasser der Lebensbilder
berühmter deutscher
Männer (Moltke, Bismarck,
Wilhelm I., Hofr., Gneisenau,
Scharnhorst usw., à 75 Pfg.),
eine kurze, Kriegsgeschichte
schreiben lassen, die jetzt in
einem hübschen Bändchen
vorliegt.



Das Buch umfaßt 148 Seiten, giebt zuerst einen kurzen Ueber-
blick der europäischen Staatengeschichte seit den Freiheitskriegen und leitet
dann hinüber zu den Ereignissen von Ems, aus denen die Verwir-
rung des deutschen Einheitsgedankens entstehen sollte. Hier setzt
der Verfasser mit der eigentlichen Kriegsgeschichte ein und entrollt
in verständlicher, vor allem aber klarer und übersichtlicher Weise
das blitzschnell wechselnde Bild vom Kriegstheater. Der Leser folgt
einer so flott geschriebenen, kurzgehaltenen Schilderung leichter als
einer mit vielen Einzelheiten überladenen und der Gewinn ist
daraus größer, weil er hier ohne Mühe und ohne vieles Nach-
blättern einen Überblick über den ganzen Verlauf des Krieges
erhält. Aus diesem Grunde ist selbst den Besitzern größerer Werke
die Anschaffung dieses kleinen Kriegsbüchchens nur anzuraten. Dasselbe
ist in einen so zähen, festen Umschlag gehängt, daß es gar nicht
gebunden zu werden braucht. Dem Buche sind beigegeben: ein
Bildnis Kaiser Wilhelms I. in Buntdruck und mehrere Karten. Es
sei hiermit angelegentlichst empfohlen.

**Bürklin, Albert, Toni und Madlein. Eine Erzäh-
lung aus dem badischen Schwarzwald. Mit 12 Illu-
strationen von G. Kühn. Statt M. 2.40 M. 1.—**

— **Der Lehrer Hintende. Kalendergeschichten. 3 Bände.
Mit Porträt. Jeder Band geh. M. 2.—, geb. M. 2.50**
— **Der Kanzleirat. Erzählung. M. 1.—**

Wer immer echt volkstümliche Erzählungen sucht, greife getroßt zu
einem Bürklin'schen Buche; hier wird er das Gesuchte finden.

**Villinger, S., Aus dem Kleinleben. Erzählungen.
Mit dem Porträt der Verfasserin in Lichtdruck und
vielen Holzschnitten im Texte. Dritte verbesserte und
vermehrte Auflage. Geheftet M. 2.—, geb. M. 2.50**

**Campe, J. S., Robinson. Eine Erzählung für jung
und alt. Mit Titelbild. Kartontiert M. —.75**

**Seibels ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen
Hausfreundes. Für die Jugend, insbesondere für Volks-
und Schulbibliotheken. Herausgegeben von Karl
Stöber. Mit 16 Holzschnitten von Allgauer und
Siegle nach Zeichnungen von Rothbart. Sechste
Auflage. M. 1.—**

— **Seine Ausgabe, mit fünf Farbendruckbildern. Kar-
tonniert M. 1.50**

Gedenkbuch für Kinder. Hübsch gebunden M. 2.—

Gemäß seinem Titel ist dies Buch be-
stimmt, kleine Notizen von Kinderhand
aufzunehmen, unter Beihilfe der Eltern
oder Geschwister natürlich. Es enthält
einen geradezu unerhörten Reichtum an
reizend gezeichneten Bildern von der
Meisterhand August H. Plinkes sowie eine
Masse der launigsten Kinderreime, Aes-
op's Bild und Reim, ist dem Gepräge der ver-
schiedenen Monate angepaßt, man könnte
somit sagen, ein ganzes Jahr aus dem
Leben des Kindes spiegelt sich in diesem
Bächlein wieder. Anlage und Idee desselben sind durchaus eigen-
artig, originell. Die Bilder sind von einer Frische und Natürlichkeit,
daß auch Erwachsene dieselben stets mit innigem Behagen be-
trachten werden.



**Gedenkbuch, Christliches. In Lederband M. 2.—
— in Leinwandband M. 1.50**

Sehr hübsch ausgestattet, bietet das Bächlein, wie der Titel be-
sagt, für jeden Jahrestag einen entsprechenden Bibelspruch sowie
ein erbauliches Lied von unsern hervorragendsten geistlichen Lieber-
dichtern. Außerdem ist auf jeder Seite noch hinlänglicher Raum
zum Aufnehmen allgemeiner Notizen.

**Gedenkbuch, Klassisches. In Lederband M. 1.75
— in Leinwandband M. 1.25**

Ein zierliches Notizbuch in schönem Gewande mit Sprüchen und
Sentenzen für jeden Tag des Jahres von unserm Dichterkönig
Goethe, die zur innern Einkehr und Umschau anregen.

**Gedenk- und Geburtstagsbuch mit Sprüchen für jeden
Tag und mit 12 Farbendruckbildern illustriert.
Elegant gebunden M. 2.25**

— **Prachtausgabe mit 12 Chromos. Eleg. geb. M. 3.—**
Dieses Buch ist ein sogenanntes "Vergismemnicht" in größerer Aus-
gabe. Seine vornehme Ausstattung und praktische Einrichtung
machen dasselbe zu einem der beliebtesten Geschenkbücher.

**Vergismemnicht, Christliches. In Lederband M. 2.—
— in Leinwandband M. 1.50**

**Vergismemnicht, Klassisches. In Lederband M. 1.75
— in Leinwandband M. 1.25**

**Die neue nützlichste Bienenzucht. Von Ludwig
Huber, Hauptlehrer. Zwölfte verbesserte Auflage.
Mit 72 Holzschnitten. Geh. M. 1.80, geb. M. 2.50**

**Jubiläum der Tierwelt. Zum Andenken an die Er-
rettung durch Vater Noah vor 6000 Jahren. Text von
R. Siebel, Bilder von W. Wellner. Geb. M. 1.20**

Ein köstliches Bilderbuch, unterhaltend und belustigend für jung
und alt!

**Siefker, G. S., Großherzog. Schlossgärtner in Baden-
Baden, Der praktische Obstbau in Feld u. Garten.
Zweite vermehrte und neu bearbeitete Auflage des
Werkes: Der Obstbaum als Kulturpflanze. Kar-
tonniert M. 1.—**

**Hoffacker, Fr. B., Der Hausgarten in Stadt und
Land. Leichtfaßliche Anleitung zum Gartenbau für
Besitzer städtischer und ländlicher Hausgärten. Dritte
verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 54 Holz-
schnitten. Kartontiert M. 2.—**

Deutschland. Kaiser Wilhelm II., König von Preußen, geb. 27. Jan. 1859, reg. seit 15. Juni 1888, verm. 27. Febr. 1881 mit Kaiserin Auguste Viktoria, geb. 22. Okt. 1858, Schwester des Herzogs Ernst Günther zu Schleswig-Holstein. Kinder: 1. Kronprinz Wilhelm, geb. 6. Mai 1882; 2. Pr. Elisabeth, geb. 7. Juli 1883; 3. Pr. Adalbert, geb. 14. Juli 1884; 4. Pr. August Wilhelm, geb. 29. Jan. 1887; 5. Pr. Daskar, geb. 27. Juli 1888; 6. Pr. Joachim, geb. 17. Dez. 1890; 7. Pr. Viktoria Luise, geb. 13. Sept. 1892. Geschwister des Kaisers: 1) Garzette, Erbprinzessin v. S. Meiningen. 2) Pr. Heinrich, geb. 14. Aug. 1862, verm. 24. Mai 1888 mit Pr. Irene von Hessen, geb. 11. Juli 1866. Söhne: a) Pr. Waldemar, geb. 20. März 1889; b) Pr. Sigismund, geb. 27. Nov. 1896. 3) Pr. Viktoria, Gemahlin des Pr. Adolf zu Schaumburg-Lippe, geb. 12. April 1866. 4) Sophie, Kronprinzessin von Griechenland. 5) Pr. Margarete, Gemahlin des Prinzen Friedrich Karl von Hessen, geb. 22. April 1872. Mutter des Kaisers: (Kaiserin u. Königin Friedrich) Viktoria, geb. 21. Nov. 1840, Witwe, des am 15. Juni 1888 † Kaisers Friedrich. Vater des Kaisers: d. Kaisers: Luise, Gröf. von Baden. Kinder des am 21. Jan. 1883 † Pr. Karl (Großherzogs d. Kaisers): a) der am 15. Juni 1885 † Pr. Friedrich Karl, Kinder: 1) Pr. Luise Margarete, geb. 26. Juni 1880, verm. 13. März 1879 mit Pr. Arthur, Herz. von Gonnaught. 2) Pr. Fr. Leopold, geb. 14. Nov. 1865, verm. 24. Juni 1889 mit Pr. Luise Sophie, Schw. d. Kaiserin. b) Pr. Luise, geb. 1. März 1829. c) Pr. Anna, geb. 17. Mai 1836, Witwe seit 14. Okt. 1884 von Landgr. Friedrich von Hessen. Kinder des am 14. Okt. 1872 † Pr. Albrecht (Großherzogs des Kaisers): 1) Pr. Albrecht, geb. 8. Mai 1837, Reg. des Herzogs Braunschweig, Witwer seit 8. Okt. 1898 von Pr. Marie von S. Altenb. 2) Pr. Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842, Witwe seit 28. Juli 1879 von Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin.

Baden. Großherzog Friedrich Wilh. Ludw., geb. 9. Sept. 1826, folgte in der Reg. seinem Vater, dem Gröf. Leopold, 24. April 1852, verm. 20. Sept. 1856 mit Gröf. Luise Marie Elisabeth, geb. 3. Dez. 1838, Vaterschwester des Kaisers Wilhelm II. Kinder: a) Erbgröf. Friedrich, geb. 9. Juli 1857, verm. 20. Sept. 1885 mit Erbgröf. Hilta, geb. 5. Nov. 1864, T. des Großherzogs Adolf von Luxemburg. b) Viktoria, Kronprinzessin v. Schweden. Geschwister: a) Herzogin Alexandrine, Witwe seit 22. Aug. 1893 v. Herzog Ernst II. v. S. Koburg-Gotha. b) die Witwe v. am 27. April 1897 † Pr. Wilhelm, Maria von Leuchtenberg, geb. 16. 4. Okt. 1841. Kinder: 1) Erbprinzessin Marie v. Anhalt. 2) Pr. Karoline, geb. 10. Juli 1867. c) Pr. Karl, geb. 9. März 1832, verm. 17. Mai 1871 mit Desalle, Gräfin v. Hema, geb. 10. Juni 1845. d) Pr. Maria, geb. 20. Nov. 1834, verm. 11. Sept. 1858 mit Fürst Ernst zu Reiningen.

Anhalt. Herzog Friedrich, geb. 29. April 1831, reg. seit 22. Mai 1871, verm. 22. April 1854 mit Herzogin Antoinette, Pr. v. S. Altenb., geb. 17. April 1838. Erbpr. Friedrich, geb. 19. Aug. 1856, verm. 2. Juli 1889 mit Erbpr. Marie, geb. 26. Juli 1865, T. des † Pr. Wilhelm v. Baden.

Bayern. König Otto I., geb. 27. April 1848, reg. seit 13. Juni 1886 unter Regentenschaft seines Oheims Prinzen Ludwig, Regent seit 10. Juni 1886, geb. 12. März 1821. Präsumtiver Thronf.: Pr. Ludwig, ältester Sohn des Regenten, geb. 7. Jan. 1845, verm. 20. Februar 1868 mit Pr. Maria Theresia, geb. 2. Juli 1849, T. des † Erz. Ferdinand v. Osterreich-Este.

Belgien. König Leopold II., geb. 9. April 1835, reg. seit 10. Dez. 1865, verm. 22. Aug. 1853 m. Kön. Marie Henriette, geb. 23. Aug. 1836, T. des † Erz. Joseph von Osterreich.

Braunschweig. Am 21. Okt. 1885 zum Regenten erwählt Prinz Albrecht von Preußen, geb. 8. Mai 1837.

Bulgarien. Fürst Ferdinand I., geb. 26. Febr. 1861, erwählt am 7. Juli 1887, Witwer seit 29. Sept. 1893. Kronpr. Friedrich, geb. 3. Juni 1843.

Frankreich. Republik. Präf.: Em. Loubet, geb. 31. Dez. 1838, erwählt 18. Febr. 1899.

Griechenland. König Georg I., geb. 24. Dez. 1845, reg. seit 31. Okt. 1863, verm. 27. Okt. 1867 m. Kön. Olga, geb. 3. Sept. 1851, T. d. † Gröf. Konstantin v. Rußland. Kronpr. Konstantin, geb. 2. Aug. 1868, verm. 27. Okt. 1898 m. Kronpr. Sophie, geb. 14. Juni 1870, Schwester d. Kais. Wilhelm II.

Großbritannien u. Irland. Königin Viktoria, Kaiserin v. Indien, geb. 24. Mai 1819, reg. seit 20. Juni 1837. Kronpr. Albert Edward, geb. 9. Nov. 1841, verm. 10. März 1863 m. Pr. Alexandra, geb. 1. Dez. 1844, T. des Königs Christian IX. von Dänemark.

Hessen. Großherzog Ernst Ludwig, geb. 25. Nov. 1808, reg. seit 13. März 1892, verm. 19. April 1894 mit Großherzogin Viktoria, geb. 25. Nov. 1876, T. des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha. Geschwister: a) Pr. Viktoria, Gem. des Pr. Ludwig v. Battenberg. b) Pr. Elisabeth, Gem. des Gröf. Sergius v. Rußland. c) Pr. Irene, Gem. des Pr. Heinrich von Preußen. d) Pr. Alice (Alexandra), Kaiserin von Rußland.

Italien. König Humbert I., geb. 14. März 1844, reg. seit 9. Jan. 1878, verm. 22. April 1868 mit Kön. Margareta, geb. 20. Nov. 1851, T. des † Herzogs von Genua. Kronprinz Viktor Emanuel, geb. 11. Nov. 1869, verm. 24. Oktober 1896 mit Pr. Helene von Montenegro.

Niederlande. Fürst Johann II., geb. 5. Okt. 1840, reg. seit 12. Nov. 1858.

Lippe-Deimold. Fürst Alexander, geb. 16. Jan. 1831, reg. f. 20. März 1895 zum Regenten. d. Graf. Ernst I. Lippe-Biesterfeld, geb. 9. Juni 1842.

Luxemburg (Daus Rassa). Gröf. Adolf, geb. 24. Juli 1817, reg. seit 23. Nov. 1890, verm. 23. April 1851 mit Gröf. Adolph, geb. 25. Dez. 1833, T. des † Pr. Friedrich August von Anhalt. Erbgröf. Wilhelm, geb. 22. April 1852.

Mecklenburg. A. Mecklenburg-Schwerin. Großherzog Friedrich Franz IV., geb. 9. April 1882, reg. seit 10. April 1897 unter der Regentenschaft des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg, geb. 8. Dez. 1857,

B. Mecklenburg-Strelitz, Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Okt. 1819, reg. seit 6. Sept. 1860, verm. 28. Juni 1843 mit Großherzogin Auguste, geb. 19. Juli 1822, T. des † Herzogs Adolf v. Cambridge. Erbgröf. Adolf Friedrich, geb. 22. Juli 1848.

Montenegro. Fürst Nikolaus I., geb. 7. Okt. 1841, reg. seit 13. Aug. 1860, verm. 8. Nov. 1860 mit Fürstin Milena, geb. 4. Mai 1847. Erbpr. Danilo, geb. 20. Juni 1871.

Niederlande. Königin Wilhelmine, geb. 31. Aug. 1880, reg. seit 23. Nov. 1890 unter Regentchaft ihrer Mutter Königin Emma, übernimmt am 31. Aug. 1898 persönlich die Regierung.

Oldenburg. Gröf. Peter, geb. 8. Juli 1827, reg. seit 27. Febr. 1853, Witwer seit 2. Febr. 1896 von Gröf. Elisabeth, T. des † Herzogs Joseph zu S. Altenburg. Erbgröf. August, geb. 16. Nov. 1852, verm. 21. Okt. 1896 mit Erbgröf. Elisabeth, geb. 10. Aug. 1819, T. des † Gröf. Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin.

Osterreich. Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. Aug. 1830, reg. seit 2. Dez. 1848, Witwer seit 10. Sept. 1898 von Kaiserin Elisabeth, T. des † Herzogs Maximilian in Bayern. Thronfolger: Erbprinz Franz Ferdinand, Neffe des Kaisers, geb. 18. Dez. 1863.

Papst Leo XIII., geb. 2. März 1810, erwählt am 20. Febr. 1878.

Portugal. König Karl I., geb. 28. Sept. 1863, reg. seit 19. Okt. 1889, verm. am 22. Mai 1886 mit Königin Amalia, geb. 28. Sept. 1865, T. des Grafen v. Paris. Kronprinz Louis Philipp, geb. 21. März 1887.

Preußen. A. Ältere Linie. (Neus-Schles.) Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846, reg. seit 8. Nov. 1859, Witwer seit 20. Sept. 1891 von Fürstin Ida, T. des † Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe. Erbprinz Heinrich XXIV., geb. 20. März 1878.

B. Jüngere Linie. (Neus-Schles.) Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832, reg. seit 11. Juli 1867, Witwer seit 10. Juli 1886 v. Fürstin Agnes, T. d. † Herz. Eugen v. Würt. Erbpr. Heinrich XXVII., geb. 10. Nov. 1858.

Rumänien. König Karl I., Pr. v. Hohenzollern, geb. 29. April 1839, reg. seit 20. April 1866, verm. 15. Nov. 1860 mit Kön. Elisabeth, Pr. von Wied, geb. 29. Dez. 1843. Kronpr. Ferdinand, Pr. v. Hohenzollern, geb. 24. Aug. 1865, verm. 10. Jan. 1893 mit Kronpr. Maria, geb. 29. Okt. 1875, T. des Herzogs Alfred v. Saargröb. Weiba.

Rußland. Kaiser Nikolaus II., geb. 18. 6. Mai 1868, reg. seit 1. Nov. 19. Okt. 1894, verm. 26. 14. Nov. 1894 mit Kaiserin Alexandra (Alice), geb. 6. Juni 25. Mai 1872, Schwester des Großherzogs von Hessen. Thronf.: 1) Pr. Olga, geb. 15. 3. November 1895. 2) Pr. Tatjana, geb. 10. Juni 30. Mai 1897.

Sachsen. A. Ernestinische Linie. S. Weimar-Eisenach. Gröf. Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818, reg. seit 8. Juli 1853, Witwer seit 23. März 1897 von Gröf. Sophie, Schw. des † Königs Wilhelm III. der Niederlande. Erbgröf. Wilhelm, geb. 10. Juni 1876.

S. Meiningen u. Hildburghausen. Herz. Georg II., geb. 2. Apr. 1826, reg. seit 20. Sept. 1866. Erbpr. Bernhard, geb. 21. April 1851, verm. 18. Febr. 1878 mit Erbpr. Charlotte, geb. 24. Juli 1860. Schw. d. Kais. Wilhelm II.

S. Altenburg. Herzog Ernst, geb. 16. Sept. 1826, reg. seit 3. Aug. 1853, Witwer seit 23. Okt. 1897 von Herzogin Agnes, Schwester des Herzogs Friedrich von Anhalt.

S. Koburg-Gotha. Herzog Alfred, geb. 6. Aug. 1844, reg. seit 22. Aug. 1893, verm. 23. Jan. 1874 m. Herzog. Maria, geb. 17. 5. Okt. 1853, Schw. des † Kaisers Alexander III. von Rußland.

B. Albertinische Linie. Königreich Sachsen. König Albert, geb. 23. April 1828, reg. seit 29. Okt. 1873, verm. 18. Juni 1853 m. Königin Karoline, geb. 5. Aug. 1833, T. des † Pr. Sufstas von Bala. Bruder: Pr. Georg, geb. 8. Aug. 1832, Witwer seit 5. Febr. 1884 von Pr. Maria Anna, Infantin v. Portugal.

Schaumburg-Lippe. Fürst Georg, geb. 10. Okt. 1846, reg. seit 8. Mai 1893, verm. 16. April 1882 mit Fürstin Maria Anna, geb. 14. März 1864, T. d. Pr. Moriz v. Sachf.-Altenburg. Erbprinz Adolf, geb. 23. Febr. 1883.

Schwarzburg-Rudolstadt. Fürst Günther, geb. 21. Aug. 1852, reg. seit 15. Jan. 1890, verm. am 10. Dez. 1891 mit Fürstin Anna, geb. 19. Febr. 1871, T. des Prinzen Georg von Schwarzburg-Waldenburg.

Schwarzburg-Sondershausen. Fürst Karl Günther, geb. 7. Aug. 1830, reg. seit 17. Juli 1880, verm. 12. Juni 1869 m. Fürstin Marie, geb. 28. Juni 1845, T. d. † Pr. Eduard zu Sachsen-Altenburg.

Schweden und Norwegen. König Oskar II., geb. 21. Jan. 1829, reg. seit 18. Sept. 1872, verm. 6. Juni 1857 mit Kön. Sophie, geb. 9. Juli 1836, Schwester des Großherzogs Adolf von Luxemburg. Kronprinz Gustaf, geb. 16. Juni 1858, verm. 20. Sept. 1881 mit Kronpr. Viktoria, geb. 7. Aug. 1862, T. des reg. Großherzogs von Baden. Söhne: 1. Pr. Gustav Adolf, geb. 11. Nov. 1882. 2. Pr. Wilhelm, geb. 17. Juni 1884. 3. Pr. Erik, geb. 20. April 1889.

Schweiz. Republik. Präf.: Eduard Müller, geb. 12. Nov. 1848, erw. 15. Dez. 1898.

Serbien. König Alexander I., geb. 14./2. Aug. 1876, folgt seinem Vater Milan I. infolge dessen Abdankung v. 6. März 22. Febr. 1880.

Spanien. König Alfonso XIII., geb. 17. Mai 1886, Regent: Königin-Witwe Maria Christina, geb. 21. Juli 1858, T. d. † Erz. Herzogs Karl Ferdinand von Osterreich.

Türkei. Großsultan Abdulschamid, geb. 22. Sept. 1842, regiert seit 31. Aug. 1876.

Waldeck. Fürst Friedrich, geb. 20. Jan. 1865, reg. seit 12. Mai 1893, verm. 9. Aug. 1895 mit Fürstin Bathildis, geb. 21. Mai 1873, T. des Pr. Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Erbpr. Josias, geb. 13. Mai 1896.

Württemberg. König Wilhelm II., geb. 25. Febr. 1848, reg. seit 6. Okt. 1891, verm. 8. April 1846 mit Königin Charlotte, geb. 10. Okt. 1864, T. des Pr. Wilhelm zu Schaumburg-Lippe.

Wie der Hinkende sein 100 jähriges
Jubiläum feiert und dabei eine Stand-
rede auf's ganze 19. Jahrhundert hält.



Und nun noch in aller Eile den Kranz da hinauf gehangen und dann hätten wir's," so meinte die Löwenwirtin und reichte dem Wirt den mächtigen Kranz, in dem auf blütenweißem Grunde eine große fette Hundert prangte. Der Löwenwirt aber hupfte beherzter, als man's dem dicken Manne wohl zutrauen mochte, die Sprossen der Leiter hinauf, daß sie unter der schweren Last nur so knackte, und befestigte zu all dem Kranzwerk, so sonst schon um Fenster und Thüren prangte, auch noch diesen Kranz über dem Thürpfosten. Dann stieg er hurtig wieder hinunter und stellte sich vergnügt vor's Haus hin, wo sich derweile auch all die

gewohnten Gäste — vom Geißbauern an bis hinauf zu Seiner Ehren dem Herrn Bürgermeister selbst — bereits vollzählig eingefunden hatten; nur Peter, der Barbier, fehlte diesmal; er hätte seine ganz bestimmten Gründe — so hatte er sagen lassen — daß er nicht käme; die Gründe aber seien wissenschaftlicher Natur. —

„Der Hinkende wird Augen machen," sagte der Löwenwirt und rieb sich fröhlich die feisten Hände.

„Sapperlot, was soll denn das alles?" fragte der Schwarzgeißbauer, der wieder mal nicht wußte, was los war.

„Aber Geißbauer," rief ihm Kilian, der Hufschmied, zu, „so besinnt Euch doch! Der Hinkende feiert heute ja sein Jubiläum!"

„Das 100 jährige," schrie ihm der Hansrieder ins Ohr, der eben zu allen Zeiten einmal gescheitert war als sein Nachbar, der Geißbauer.

„Wichtig, richtig, es ist ja auch wahr; Donner Schlag, das soll aber gefeiert werden!" Und gleich schrie er wütend drauf los: „Hurra, hurra!"

Und ob's so sein sollte, bog just im nämlichen Augenblicke die lang erwartete alte schwere Kutsche um die Ecke, und darin saß silbergrauen Haars — wie's einem Hundertjährigen zukommt — aber mit

lachenden Wangen und fröhlich blickenden Augen, der Hinkende!

„Hurra, hurra!" schrie alles, „der Hundertjährige soll leben!"

„Einen schönen guten Abend, all beisammen," erwiderte da der Hinkende noch von seinem Sitze aus, „und herzlichsten Dank auch für all die schönen Willkommen."

Darauf kletterte er aus der Kutsche und humpelte in die Gaststube hinein, umdrängt von allen, denn jeder wollte dem jetzt Hundertjährigen zuerst die Rechte gedrückt haben. Der Löwenwirt aber stieg in den Keller hinunter und brachte etliche ganz verstaubte Flaschen herauf, die er dann mit einer Miene auf den Tisch und neben den Hinkenden stellte, als wäre dies auch ein Hundertjähriger.

„Das war recht," meinte da schmunzelnd der Hinkende, als er von dem Wein gekostet hatte, „das ist ein Weinchen, von dem man nur alle 100 Jahre einmal trinken sollte. Wohl bekomm's den Herren!"

Alles that mit vielem Eifer Bescheid, dann aber wurde es mit einemale still; es war, als ob jeder nun zu dem besonderen Weine auch sonst noch etwas ganz Apartes erwartete. Lachenden Auges sah da der Hinkende von einem zum andern von allen denen, welche die gesamte Tafelrunde ausmachten, und dann begann er:

„Ja, liebe Freunde, das glaubt nur, es ist 'was ganz Besonderes und Ausnahmeweises, so ein rundes Jahrhundert! Volle 100 Jahre sind so gut wie herum, und bevor wir auseinander gehen, hebt ein neues Jahrhundert an. Wer weiß, was dieses erst alles bringt! Wer hätte es vor 100 Jahren wohl gedacht, daß die neue Zeit so sonderbare Dinge in die Welt setzen würde! Und nun liegt das alles hinter uns, und es ist uns, als hätte es so sein müssen. Vor 100 Jahren wußte keiner, was eine Eisenbahn ist, — heute pfeift sie überall. Wenn einer dazumal gesagt hätte, es würde die Zeit kommen, wo die Leute auf tausend Stunden weit miteinander würden genau so sprechen können, als ob sie einander hier an Löwenwirts Tisch gegenüber sitzen, den hätten die andern laut ausgelacht."

„Und eingesperrt hätten sie ihn," so ergänzte der Bürgermeister, wahrscheinlich deshalb, weil er sich auf's Einsperren so gut versteht.

„Und ins Narrenhaus hätten sie ihn gethan," fuhr der Hinkende fort, „denn niemand hätte es ihm glauben wollen, daß der Mensch dergleichen Kunststücke fertig brächte! — Und nun gar das elektrische Licht und die elektrische Eisenbahn!" —

„Die wir aber immer noch nicht haben," rief der Hansrieder dazwischen.

„Gott sei Dank nicht! Auch noch die Konkurrenz!" knurrte Kilian der Hufschmied.

„Im übrigen, Hinkender," fiel der Bürgermeister ein, „Ihr wolltet uns doch gerade diesmal etwas Elektrisches zum besten geben, so hattet Ihr doch in der vorigen Standrede gemeint."

„Nein, diesmal soll uns der Hinkende seine Stand-

rede über das alte Jahrhundert halten," sagte der Ratschreiber, der ja immer wider das ist, was der Bürgermeister will.

"Jawohl," so meinte auch der Lehrer, "denn daß ein neues Jahrhundert anfängt, kommt doch ganz ausnahmsweise vor."

"Stimmt, stimmt," erwiderte da lachend der Hinkende, "also sei die Standrede auf das 19. Jahrhundert gehalten! Aber, wenn's Euch recht ist, liebe Freunde, dann lasse ich Euch die Standrede halten."

"Ja, das geht nicht, das können wir nicht." —

"Doch, doch," erwiderte der Hinkende, "Ihr könnt's wohl! Ich frage sie Euch ab und hol' Euch alles heraus, was darüber zu sagen ist. Ich mach's, wie es vor mehr als vollen zweitausend Jahren der alte weise Sokrates bei den alten Griechen gemacht hat. Der hatte die Eigenart, daß er die Leute dadurch belehrte, daß er sie bis aufs Innerste ausfragte, bis sie sich selbst über alles klar wurden, während sie es doch eigentlich von ihm hatten wissen wollen."

"Die Lehrmethode ist mir neu," meinte der Lehrer, "aber nur zu, Hinkender! Da ja doch gerade ein neues Jahrhundert anfängt, können wir auch mit einer neuen Lehrmethode beginnen."

"Also so hört," meinte vergnügt der Hinkende, "ein jedes Ding hat so seine eigene Art und Weise, seine besonderen guten und bösen Eigenschaften, mit denen es sich von seinesgleichen unterscheidet. So sind auch die Jahrhunderte — wenn auch alle gleich lang — so doch untereinander arg verschieden. Wie wird einer nun wohl das Jahrhundert benennen, das in etlichen 2 oder 3 Stunden zu Ende geht? Das sei die erste Frage und wer sie gut und richtig beantwortet, soll außer einer Belobigung auch noch eine Belohnung bekommen und zwar in Gestalt eines Schoppens von diesem kostbaren Wein."

Alles schielte nach dem Weine, und der lockte sehr. Aber verdutzt sahen sie dabei doch sämtlich drein, denn keiner wußte eine rechte Antwort; hin und her rieten sie, bis schließlich der Hinkende Kilian den Hufschmied anstieß und zu ihm sagte: "Aber Kilian, Ihr müßt's doch vor allen wissen!"

"Wieso ich?"

"Nun, Ihr lest doch Euer Fachblatt alle Samstage und seht da, daß immer eine Erfindung um die andere gemacht wird; Ihr wißt doch auch, und es ist ja soeben erst gesagt worden, was die Menschheit alles in den 100 Jahren erfunden und entdeckt hat; dämmert's Euch nicht?"

"Aber Kilian," fiel da der Lehrer vorwurfsvoll ein, dem ein Lichtlein aufgegangen war, "wißt Ihr's wirklich nicht?"

"Na, wenn Ihr's etwa wißt, so sagt es doch," fuhr da der Hufschmied unwirsch heraus.

"Schön," meinte da der Lehrer, "das 19. Jahrhundert ist dasjenige der Erfindungen."

"Und Entdeckungen," so ergänzte der Hinkende, "so stimmt's, so ist es richtig, und zur Belohnung sei Euch Euer Glas hier mit dem ausnahmsweisen Tropfen vollgefüllt."

Damit goß ihm der Hinkende sein Glas voll bis an den Rand, und der Wein glänzte goldgelb und verführerisch, so daß der Schullehrer wider Willen laut mit der Zunge schmalzte.

"Ja," fuhr dann der Hinkende fort, "das 19. Jahrhundert kann sehr wohl und es muß das Jahrhundert der Erfindungen und Entdeckungen genannt werden. In keinem einzigen von allen seinen Vorgängern war die Menschheit so munter und mit solchem Erfolge dahinter her, der Mutter Natur alle ihre Geheimnisse abzulauschen und sie alsdann zu ihrem eigenen Besten zu benutzen. In früheren Zeiten hatte es die Menschheit nicht so eilig mit dem Erfinden. Im Anfang kam auf jedes Jahrtausend eine ordentliche Erfindung; bis der Pflug, der Webstuhl, das Gerben erfunden war, — ach was nahmen sich die Menschen da Zeit! Weiterhin ging es ja ein wenig behender; aber das Pulver, die Buchdruckerkunst, das Porzellan — alle diese Dinge brauchten immer noch etliche Jahrhunderte. Erst als das neunzehnte Jahrhundert anhub, kam das Erfinden in den Gang. Um die Wende des Jahrhunderts kamen die Dampfmaschinen auf; zu Anfang des neuen Jahrhunderts fuhren bereits Dampfschiffe auf Flüssen und Meeren; auch die Elektrizität meldete sich bereits, wenn auch noch recht klein und bescheiden; dann kamen die Menschen darauf und brachten die Frau Sonne dazu, ihnen das liebe Ich auf Silberplatten hinzuzaubern. Ein verfrachteter Schauspieler hatte sich auf den Abdruck von Zeichnungen vermittels besonderer Steine gelegt und damit die Lithographie erfunden. Ein anderer ging weiter und druckte gleich alles in den schönsten buntesten Farben; er brachte damit den Abdruck so fürtrefflich zustande, daß Rafael und Tizian ihre Freude daran hätten haben können, wenn sie es erlebt hätten. Derweile aber waren neben solchen Künstlern auch die Maschinenbauer nichts weniger als müßig gewesen; sie setzten die Dampfmaschine auf Räder und die Räder dann auf eiserne Schienen und rasten damit durch die Welt, als sei das Ding vom leibhaftigen Gottseibeins besessen. Der Dampf allein aber genügte bald den Herren nicht mehr; sie bekamen es mit der Angst zu thun, daß die Kohlen nun bald alle würden, wenn die Lokomotiven und Dampfmaschinen so weiter fort davon fressen sollten; sie machten sich deshalb daran und erfanden neue Maschinen, um sie anstatt mit Kohlen mit Petroleum zu heizen oder mit Benzin oder Ligroin oder wie sonst die „ine“ alle heißen. Ja, das alte Mühlrad nahmen sie sich vor und bauten es auf so geschickte Weise um, daß es 3- und 4-mal mehr Kraft abgab, als es jemals zuvor gegeben, — ganz zu geschweigen von den vieltausenderlei Maschinen und Maschinchen, die sonst erdacht und erfunden worden sind, um den menschlichen Arm und den menschlichen Finger nachzumachen. . . ."

"Wie zum Beispiel die Nähmaschine," schrie Fädelin der Schneidermeister etwas giftig dazwischen.

"Schimpft nur nicht auf die Nähmaschinen, wie überhaupt nicht auf die Maschinen," erwiderte da der

Hinkende. „Was gilt die Wette, Ihr habt selbst eine daheim in der Werkstatt stehen?“

„Die Wette halte ich,“ meckerte da der Schneider. Schon wollte der Hinkende einschlagen, da aber sagte ihm der Bürgermeister ins Ohr: „Wettet nicht, Hinkender, er hat sogar zwei!“

Lachend hob da der Hinkende sein Glas und trank dem Schneider zu, indem er sagte: „So ist's recht, Meister, Ihr versteht die Zeit; Ihr habt das neunzehnte Jahrhundert verstanden. Das ist und bleibt einmal die Zeit der Maschinen und sonstigen Erfindungen; es braucht einer ja die Zeit nicht mitzumachen, es zwingt ihn keiner dazu; wer's aber nicht thut, — nun, über den geht die Zeit hinweg, als sei er gar nicht da.“

„So ist es,“ bestätigte der Schullehrer, der nicht wenig stolz darauf war, daß er dem Jahrhundert den richtigen Namen gegeben hatte. Er stieß mit dem Hinkenden und dem Meister Fädlein an und trank mit großem Behagen von dem ausnahmsweise guten Wein.

„Der ist aber fein,“ meinte er dazu.

„So, schmeckt er Euch?“ fragte der Hinkende.

„Dann verdient Euch noch einen zweiten Schoppen von der Sorte und gebt Bescheid auf die zweite Frage. Diese aber lautet: Was ist nun die größte Erfindung von all den vielen Erfindungen des Jahrhunderts?“

Wieder schaute die ganze Tafelrunde sich untereinander verdutzt an; keiner wußte den rechten Bescheid zu geben. Ganz schüchtern meinte endlich Bohr der Brunnenmacher, es könnte die Wasserpumpe sein, aber da schrie alles, die sei ja doch schon zu Dlims Zeiten dagewesen! Weiterhin erwog der Ratsschreiber, ob nicht am Ende die Schreibmaschine die kniffigste Erfindung der letzten hundert Jahre sei, aber es stimmte ihm keiner bei. Der Hufschmied Kilian hatte seinen gewaltigen Kopf tief auf den Tisch niedergebeugt — so schwer dachte er über die Frage nach; um alles gern hätte er die Antwort herausgebracht.

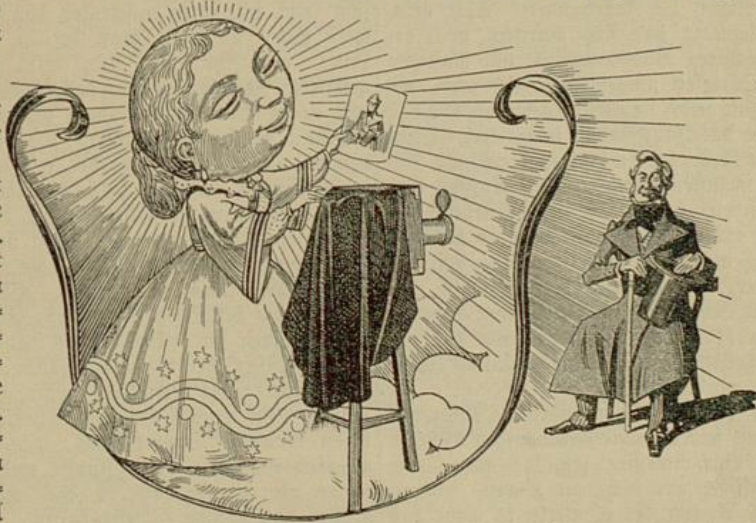
Da somit keiner Bescheid zu geben wußte, sagte endlich der Hinkende: „Diesmal will — so scheint es — keiner den Preis verdienen, so daß ich mir ihn werde allein zu Gemüte führen müssen. So hört, Ihr lieben Freunde, es ist und bleibt die Dampfmaschine.“

„Wie? Was?“ fiel da der Ratsschreiber ein, „das hätte ich auch sagen können; aber einmal hat es ja doch schon im 18. Jahrhundert Dampfmaschinen gegeben . . .“

„Die waren danach,“ sagte der Hinkende dazwischen. „Und dann giebt's doch noch viel feinere und größere Maschinen, als solche Dampfmaschinen.“

„Mag sein, mag sein,“ erwiderte der Hinkende mit ernstem Bedacht, „aber der Anfang und Ursprung all der vielen anderen Maschinen — so ausgespißt und unmenschlich groß sie auch sonst sein mögen — ist doch allemal die Dampfmaschine gewesen. Ohne den Dampf hätten es all die Maschinenbauer so weit nicht bringen können; ohne den Dampf wäre es ihnen ganz unmöglich gewesen, all das viele Material herbeizuschaffen und zu verarbeiten, das sie heute für alle ihre vielen anderen Maschinen nötig haben. Der Bergbau, die Eisenbahn — sie wären nichts ohne Dampf; sogar die stolzen Herren von der

Elektrizität und auch die vom Gas — ohne Dampf könnten sie ruhig nach Hause gehen; der Dampf hat sie großgezogen und erhält sie — wenigstens in diesem Jahrhundert. Im nächsten ist es am Ende wieder anders, aber was uns das 20ste bringt, darüber wollen wir uns erst beim nächsten Jubiläum unterhalten.“



Die Menschen brachten die Frau Enne dazu, ihnen das liebe Ich auf Silberplatten hinzuzutern.

Nachdem so dann der Hinkende sich selbst zum Lohne einen frischen Schoppen aufgefüllt, fuhr er fort: „Nunmehr aber ist folgendes aufs ernstlichste zu bedenken: Es ist klar wie das Sonnenlicht, daß die aller schönsten Erfindungen, welche der Mensch sich nur ausdenken kann, heute doch zu nichts gut wären, wenn die Welt im übrigen nicht so eingerichtet ist, wie sich's gehört. Die einen mögen erfinden, entdecken und vom frühen Morgen bis zum späten Abend bei ihrer Arbeit sein, andere aber müssen derweile sitzen und wachen, daß in der Gemeinde, in der Stadt, im Staate alles hübsch in Ordnung ist und alles so zugeht, wie es sich gehört. Damit ist die hohe Obrigkeit gemeint, Herr Bürgermeister; Ihr versteht doch?“

„Ja, ja, natürlich ist es so, selbstverständlich,“ so bestätigte der Bürgermeister, wenn er freilich auch gar nicht daran gedacht hatte, daß das Gespräch auf einmal diese Wendung nehmen und der Hinkende direkt auf ihn zu sprechen kommen würde.

„Obriqkeit muß sein,“ fuhr er fort, „was auch dagegen rätouniert wird.“

„Richtig, Herr Bürgermeister, die Obriqkeit hält alles hübsch beisammen und sorgt, daß der Mensch, der arbeiten will, auch die nötige Ruhe im Lande und den Frieden draußen in der Welt findet, damit er seine Ware mit Vorteil absetzen kann. Nun wäre das ganze 19. Jahrhundert nicht die Schoppen wert, die wir feinetwegen jekund trinken, wär' nicht auch die ganze Zeit die Obriqkeit hübsch am Plake gewesen und zwar nicht bloß unser Herr Bürgermeister — der ist ja selbstverständlich allemal am Plake . . .“

„Zumal hier im Löwen, am runden Stammtisch, da ist sein Hauptplak,“ so knurrte heimlich der Hansfrieder dazwischen . . .

„ . . . sondern auch ein wenig höher hinauf, die anderen Obriqkeiten, die Regierung, die Könige, Herzöge und Fürsten — kurzum der gesamte Staat. Wenn da nicht alles im 19. Jahrhundert geklappt hätte, — gute Nacht, 19. Jahrhundert! Aber nein, das 19. Jahrhundert hat sich bezeiten nach geschieten und gescheiten Bürgermeistern und sonstigen Männern der Obriqkeit umgeschaut. Es war, als hätte die Maschine selbst sie zuwege gebracht, auf daß die Männer, die das Jahrhundert zu regieren hätten, auch in dasselbe Jahrhundert hineinpakten. So sind eine Reihe der schönsten Verordnungen erlassen und ausgeklügelt worden, daß jeder in der neuen Zeit sich hiernach zu richten habe und alles in hübscher rechter Ordnung in Staat und Gemeinde vor sich geht. Was aber, so fragt jetzt der Hinkende und setzt einen neuen Schoppen zum Preise aus: Was — so lautet die dritte Frage — was war das gewichtigste und gescheiteste Gesetz, das im ganzen 19. Jahrhundert erlassen worden ist?“

Was gab es erst da für ein Platen! Man riet hin und her, und keiner wußte den richtigen Bescheid zu geben. Der Bürgermeister saß die ganze Zeit über da, als wär' er gar nicht im Löwen, sondern drüben in seiner Amtsstube; er merkte es wohl, daß er sich jetzt schwer blamierte, wenn er's nicht fertig brachte und dasjenige Gesetz beim Namen nannte, das der Hinkende meinte. Er war ja doch der Bürgermeister und mußte also all die Gesetze kennen, die erlassen waren. Daheim standen sie, schön sauber gedruckt, Band um Band im Schranke. Ach, es waren ihrer so sehr viele, welches von ihnen mochte wohl das gescheiteste sein? So sehr er sich darüber den Kopf zerbrach, er konnte einmal nicht auf die richtige Antwort kommen. Schließlich, nur um sich aus der Verlegenheit zu retten, rief er: „Hinkender, Ihr dürft so nicht fragen, alle Gesetze sind gleich gut.“

Da aber machte der Hinkende ein verschämtes Gesicht; er erriet's, weshalb der Bürgermeister so sprach. „Hm, hm,“ machte er, „aber eins ist doch das beste von allen.“

„Na, das neue Bürgerliche Gesetzbuch,“ schrie endlich erboßt und nur um etwas zu sagen der Bürgermeister.

„Das zählt nicht,“ erwiderte der Hinkende, „weil's ja erst von morgen ab Gültigkeit hat und dann — wer weiß denn heute schon, ob es einschlägt? Die Advokaten haben zu lange daran gefessen und es gar zu gelehrt abgefakt. Nein, nein; ein anderes Gesetz ist es, welches das beste gewesen ist im ganzen Jahrhundert, ein Gesetz, das dem ganzen Gewerbe einen gar mächtigen Anstoß nach vornwärts gegeben hat; ein Gesetz, ohne das alle Erfinder der Welt trotz all ihres Wissens nichts hätten ausrichten können; ein Gesetz, das die alten Schranken der vergangenen Jahrhunderte durchbrach und in der neuen Zeit dem unternehmenden Geist auch neue Bahnen anwies.“

„Die Gewerbefreiheit,“ rief da spitzigen Tones einer vom Ofen her, wo er sich jetzt ganz in die Wärme verkrochen hatte. Meister Fädleins Stimme war es, die des Schneidermeisters.

„Richtig, richtig,“ rief da der Hinkende dawider. „ganz richtig; flugs, gebt Guern Schoppen her und laßt Euch hier einen einschenken von dem ausnahmsweise guten Tropfen, denn der ist für so geschickte Leute, wie Ihr einer seid, extra gewachsen und gekellert. Jawohl, das war das Gesetz, das allgemach von einem Staat zum andern neu aufkam, zugleich mit dem neuen Jahrhundert. Das war das Gesetz, das die alten Zünfte und ihre Fesseln abschaffte und dafür festsetzte, daß jeder das Gewerbe treiben konnte, wozu er Lust in sich spürte. Erst dieses Gesetz gab dem neuen Jahrhundert die Kraft nach innen und den Drang nach außen hin, die es nötig hatte, um es zu etwas zu bringen. Hätten die alten Zünfte noch bestanden — verlaßt Euch drauf, niemals würden sich Gewerbe und Handel in so frischer und fröhlicher Art entwickelt haben, wie sie es gethan; jede große Erfindung wäre gleich im Keime erstickt, denn worauf lief doch schließlich eine jede von ihnen hinaus? Darauf: das, was besteht, wieder abzuändern. Die alten Zünfte und Zunftgenossen waren aber gerade dazu da, das, was bestand, im großen und ganzen so festzuhalten. Nur zum Bessern im einzelnen, zum Ausbau der äußern Formen bis zu einem gewissen Grade, waren sie gut! Daher kommt's, daß zu ihrer Zeit die Kunsthandwerker so oben auf waren, weil das Kunsthandwerk im Wesen sich immer ziemlich gleich bleibt, während die äußere Form sich nur ändert. Der Dampf aber, die Elektrizität, die Eisenbahn und was weiß ich noch von all den hunderterlei Erfindungen und Maschinen — sie konnten die Zünfte nicht brauchen. Sie rannten und stampften alles über den Haufen, daß es nur so krachte und über Nacht in Trümmer ging. Daß gerade zu dieser Zeit nun das richtige Gesetz gemacht wurde, das Gesetz nämlich, wonach das Gewerbe frei wurde — das war ein ausnahmsweise gescheiter Gedanke, wie man ihn im Grunde genommen den übergelehrten Rechtsgelehrten gar nicht hätte zutrauen sollen. Aber er kam und war da, und seinen Segen spürt jeder.“

„Na, na,“ meinte da Meister Fädlein, und es sollte ein Knurren sein, klang aber des feinen Stimm-

leins wegen, das der Meister nun einmal hat, nur wie ein zartes Piepsen.

„Aber Hinkende,“ sagte der Bürgermeister, der doch zeigen wollte, daß er rechtsverständlich sei, „es giebt doch wahrhaftig noch eine ganze Menge anderer Gesetze, die im 19. Jahrhundert erlassen sind und nicht weniger gut waren, zum Beispiel das Krankengesetz.“

„Au weh,“ machten da Killian der Hufschmied und Bohr der Brunnenmacher zu gleicher Zeit, als hätte sie eben einer derb auf den Fuß getreten.

Der Hinkende aber erwiderte: „Geht, geht, Bürgermeister, das mag ja auch ein ganz gutes Gesetz sein — zwei sah ich eben, die ein saures Gesicht dazu schneiden, als hätten sie statt Affenthaler Grüneberger zu sich genommen, — aber dem Gesetz auf die Gewerbefreiheit läßt es sich nicht an die Seite stellen; es ist ja ein Gesetz, das sein Gutes hat, aber solch frischen Zug, wie das Gesetz über die Gewerbefreiheit, hat es in Handel und Wandel nicht zuwege gebracht. — Und doch giebt's noch ein Gesetz, das

auch etwas Gehöriges zu bedeuten gehabt hat, aber es liegt — um es gelehrt zu sagen — auf anderem Gebiete, nämlich auf dem der hohen Politik, das ist nämlich das neue Wehrgesetz, wie es zu Beginn des Jahrhunderts in allen deutschen Staaten zur Einführung kam; das war das Gesetz, das der preussische Staat in seiner argen Not auf sich nahm, um sich gegen den furchtbaren Druck zu wehren, den ihm der erste Napoleon von Paris aus

auf den Nacken gelegt hatte. Nur 42000 Mann Soldaten — so hatte es Napoleon vorgeschrieben — durften die Preußen nach 1806 halten, und er dachte, das würde sie klein machen und nicht wieder aufkommen lassen. Aber da kamen noch Gescheitere als er auf den vortrefflichen Gedanken, das Militär von Grund aus umzuändern und von nun an alles zu den Fahnen einzuberufen, was nur tauglich war. Diese aber sollten nur kurze Zeit unter den Waffen gehalten und dafür dann wieder neue eingestellt werden. Auf diese Art und Weise sollte nach und nach das ganze Volk mit der Waffe vertraut werden, um im Nothfalle aufzustehen, die Waffe zu ergreifen und sich auf den Feind zu werfen. Das war ein Gesetz, so neu und großartig, daß es sich einigermaßen neben dem neuen Gewerbesgesetz sehen lassen darf. Beide gehörten auch zu einander, wie der Deckel zum Topf; denn die Gewerbefreiheit gab dem deutschen Volke die Kraft nach innen, das neue Wehrgesetz aber die Kraft nach außen. Was das deutsche Volk sich durch seiner Hände Arbeit errang, das war ihm auf diese Weise

gesichert. Es gab keine Soldaten mehr, die sich für ein Handgeld, für gut Essen und Trinken und — schlechte Behandlung totschießen ließen, sondern jeder Bürger, der die nötige Kraft im Arme spürte, bekam seine Flinte in die Hand und schirmte mit eigenem Arm den Herd, den er und sein Nachbar sich errichtet hatten. Aus einem Volke, das sich um Geld von anderen verteidigen ließ, war im 19. Jahrhundert ein Volk geworden, das sich selbst wehrte und verteidigte — ein einiges Volk in Waffen!“

„Bravo! Bravo!“ schrie da alles und namentlich diejenigen, die des Kaisers Noth getragen hatten; geschwind tranken sie eines ertra in Gedanken an die schöne Zeit, die sie durchgemacht hatten.

„Und als sich,“ so fuhr der Hinkende fort, „nun einstellte, was seit 50 Jahren in der Luft gelegen, als es sich darum handelte, noch einmal mit denen da drüben über dem Rhein abzurechnen — weil etliche Posten bei der letzten Abrechnung übergangen worden waren —, da zeigte es sich noch ganz anders, als es sich schon 1813—1815 gezeigt hatte, was ein

Volk in Waffen zu sagen hat. Wie die Löwen fielen da die Deutschen über die Welschen her, und jeder rechnete für seine Person aufs ernstlichste mit jedem ab, der ihm als Feind gegenübertrat — ganz abgesehen von der großen Abrechnung, die von oben her mit dem dritten Napoleon und der ganzen großen Nation vorgenommen wurde. Ja, das war das 19. Jahrhundert, das zumal mit den Herren Franzosen ins Gericht gegangen ist,



Wie die Löwen fielen da die Deutschen über die Welschen her.

für all den Jammer und all das Elend und all die Schande, die sie vorher auf Deutschland gehäuft hatten. Derwegen kann einer, wenn er die Sache durchaus durch die Brille der Herren Politiker anschauen will, vom 19. Jahrhundert auch noch etwas ganz anderes sagen, als das, daß es das Jahrhundert der Erfindungen und Entdeckungen ist: das 19. Jahrhundert ist danach auch das Jahrhundert Deutschlands; es ist die Zeit, wo Deutschland nach so vieler Schmach vergangener Zeiten wieder ausleben konnte, wo der Deutsche endlich wieder Geltung bekam; wo deutscher Geist, deutsche Sitte, deutscher Fleiß und deutsche Ware wieder zu Ansehen ringsum in der weiten Welt kamen; und das bringt uns jetzt auf die vierte Frage, die der Hinkende hiermit als Preisfrage aufstellt: Was ist wohl das wichtigste Ereignis des ganzen 19. Jahrhunderts gewesen?“

„Daß das Deutsche Reich gegründet worden ist,“ so rief eine ganze Anzahl von Stimmen laut übereinander, und als die einen es erst gerufen hatten, mengten sich auch noch alle anderen ein, die eine rechte Antwort auf die Frage nicht gewußt hatten.

Sie schrieten es nun aber um so lauter mit, um nur nicht als dumm zu gelten. Nur der Schwarzgeißbauer, ein wenig harthörig, wie er ist, verstand wieder nicht, was los war; er meinte schon, es wollten etliche miteinander raufen, weil so viele aufgestanden waren, und der Vorsicht halber griff er heimlich an den Schemel und probierte, ob wohl auch eins der Beine gut locker sei.

„Ja, so ist es,“ fuhr aber der Hinkende fort, „und da dem so ist, so wird auch die fünfte und letzte Frage ihre rechte Antwort finden, die Frage nämlich: Wer war wohl der größte Mann des 19. Jahrhunderts?“

„Das war Bismarck,“ so schrie nun alles laut und kräftig auf einmal in heller Begeisterung, und alles stieß miteinander an, — der Geißbauer aber wieder, der so obenhin verstanden hatte, es sei vom Bischof die Rede, hob sein Glas in die Höhe und schrie: „Er lebe hoch, dreimal hoch!“

Da aber setzte der Hinkende sich sachte hin und sein Auge ward feucht. Still ward es im ganzen Kreise, und jeder nahm bedenklich seinen Platz wieder ein.

Dann fuhr der Hinkende fort und sah dabei verlorenen Auges vor sich hin: „Ja, wir heißen es am besten doch wohl das Jahrhundert Bismarck's! Denn zu Beginn des Jahrhunderts ward er geboren und kurz, bevor es nieder tauchte in den unendlichen Nebel der Vergangenheit, schied er ab. Die Jahre aber, die er es als Minister und Kanzler mitdurchlebt hat, dröhnten wider von den

gewaltigen Schritten, die er machte. Wo er hintrat, da gab es einen Widerhall wie von Erz, und was er sagte und that, davon klang es, als ob ein ganzes Volk es gesagt und unternommen hätte: denn er war der echte, rechte, eigentliche Deutsche. Darum hat er's auch fertig bekommen, aus Deutschland all das zu machen, was daraus nur zu machen war. Alles, was nachkommt — und mag Deutschland weiterhin noch so groß werden, mag es ein richtiges Weltreich werden und einst alle Länder und Meere der Welt umspannen — wenn es hierzu kommt, dann ist auch all das auf Bismarck's Conto zu schreiben; er hat dem Reiche den Grund, er hat ihm die Stärke und hat ihm die Form gegeben, — was weiter kommt, ist nur der innere Ausbau und der äußere Abputz, wie dergleichen herzustellen schließlich auch andere fertig bringen. Bismarck aber kommen nur alle

1000 Jahre einmal auf die Welt, und bis wieder einer kommt, da könnt Ihr lange warten!“ —

Der Hinkende hatte sich in die Hitze und etwas außer Atem geredet; so setzte er ein wenig aus, und das benutzte der Ratschreiber und meinte mit vollem Bedacht: „Es ist doch eine lange Zeit, so ein Jahrhundert, was da nicht alles passiert!“

„Ja,“ so fuhr der Hinkende fort, „das ist nicht auszuschreiben. Zwölf Gelehrte könnten das nicht niederschreiben, und wenn sie ihr ganzes Leben lang nichts hätten, als mit ihrer Feder kriechen; denn in so langer Zeit geht es auf und ab mit den Völkern und Staaten, und jeder Tag bringt Neues. Zu Anfang des Jahrhunderts war der erste Napoleon oben auf. Er hatte gemeint, das Jahrhundert müßte gut anfangen, und hatte sich derentwegen zum Kaiser gemacht. Er war der mächtigste Mann Europas und der ganzen Welt. Er setzte Fürsten und Könige ab, wie's ihm gerade paßte, und setzte neue auf den leer gewordenen Thronen ein; aber die Herrlichkeit war bald zu

Ende; sie brachten ihn zuerst nach Elba und, als er da austrat, endgültig nach Sankt Helena. Damit kam für Deutschland die Zeit des deutschen Bundes heran, die böse Zeit, wo Fürst Metternich sich auf den Napoleon ausspielte und gleich wie der alles aufgreifen und einstecken ließ, was ihm in den Staat und in die Welt nicht paßte. Die Zeit der Not war vergessen, die Zeit, wo die Fürsten in ihrer Angst die aller schönsten Versprechen gegeben hatten. Aber die Gedanken der neuen



Er setzte Fürsten und Könige ab, wie's ihm gerade paßte.

Zeit ließen sich nicht einsperren wie die Studenten; offen durften sie sich freilich nicht zeigen, aber innerlich wuchsen sie immer weiter, und in Frankreich zuerst, im Juli 1830, brachen sie durch; die Pariser revoltierten. Das versetzte etliche deutsche Fürsten gleich so in Schrecken, daß sie sich dazu verstanden, etwas ganz Besonderes einzuführen, eine Verfassung nämlich, wonach die Steuerzahler und Unterthanen auch ein Wortlein mitzureden hatten, wenn's was zu regieren und zu bezahlen gab. Dazumal war's auch, wo der erste und richtige Anfang gemacht wurde, alle deutschen Staaten wieder unter einen Hut zu bringen; es wurde der „Deutsche Zollverein“ aufgethan; die alten Schlagbäume, die bis 1834 noch aller Nasen lang quer über die Straßen gespannt waren, wurden umgehakt, und es gab nur noch eine Zollgrenze im Reiche, und die ging um ganz Deutschland herum. Das war

schon ein Anfang, aber es mußte noch ganz anders kommen; es mußte donnern und krachen; es mußte erst noch etliche gehörige Explosionen geben, bevor wirklich alles zum guten Ende kam. Das Jahr 1848 rückte heran und machte die Menschen voll und toll. Voll nämlich vorerst der schönsten und besten Gedanken, dann aber toll im Übermaß derselben. Es sollte eben alles von Grund auf umgekehrt und neu gemacht werden; schöner Gedanke, — aber die Menschen bleiben einmal dieselben, und Vollkommenes können sie nicht zuwege bringen; Menschenwerk ist und bleibt Stückwerk; aber es wurden wenigstens neue Ansätze zum Bessern gemacht. Es gab eine große Wahl im ganzen Deutschen Reiche, und überall wählten die Leute zur Nationalversammlung nach Frankfurt; bald kam auch der Reichsverweser Erzherzog Johann von Osterreich angereist und schaute sich in Frankfurt um, was er zu verweisen hätte; aber leider gab es noch kein Reich, dazu gehörten noch ganz andere

Dinge. Die schönsten Beschlüsse, die sie in Frankfurt zu Papier brachten, brachten noch lange kein Deutsches Reich auf die Beine. Dazu gehörte vorerst noch eine ernsthafteste Auseinandersetzung mit allen denen, die im innern Herzen doch dagegen waren, und mit denen mußte Preußen noch abrechnen, weil die anderen Staaten die Lust und die Kraft dazu nicht in sich spürten. Osterreich mußte erst noch hinaus aus dem deutschen Staatenbunde, und daß es dazu kam, dazu war's leider nötig, daß Deutsche wider Deutsche die Gewehre aufeinander anlegten. — Achtzehnhundertsechszig! O du böses schlimmes Jahr! Du allerbösestes von allen 100 Jahren! Der Wein war so ausnahmsweise gut geraten in diesem Jahre, aber in jedem Schoppen saß unten am Boden ein bitterer Tropfen, und der kam daher, daß ein Bruder auf den anderen geschossen hatte. Aber das Jahrhundert ging mit mächtigen Schritten seinen Gang weiter, und einige Jahre darauf — wie war da alles rein verwandelt: da stand ein Bruder Schulter an Schulter am andern, und zusammen ging's aus Nord- und Süddeutschland mit lautem Hurra in Feindes Land hinein, um nun auch noch mit dem lieben Neffen des ersten Napoleon eine Rechnung abzumachen, weil der's durchaus nicht anders hatte

haben wollen, weil er's nicht hatte leiden wollen, daß Deutschland wieder in die Höhe kam und einig wurde.“

„Zuch!“ machte da der Hansfrieder, „die Zeit hätten wir mitgemacht.“

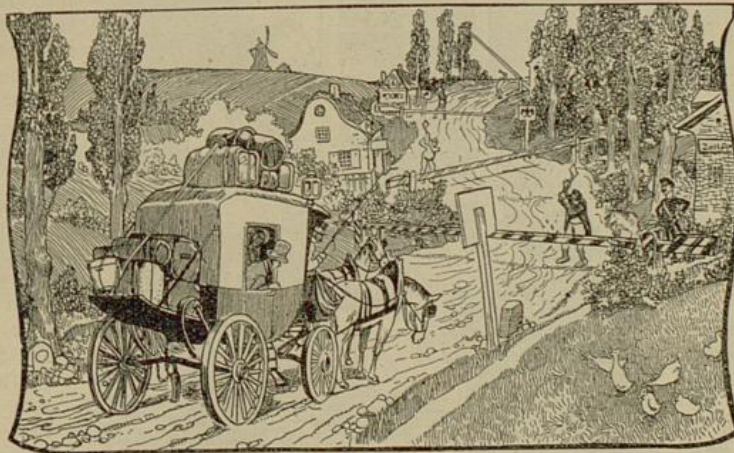
„Ja, macht nur Zuch! Ihr könnt alle von Herzen froh und stolz darauf sein,“ fuhr der Hintende fort, „Ihr, die das mitgemacht habt, denn jeder hat sein redlich Teil dazu beigetragen, daß die Sache so glücklich verlaufen ist.“

„Dem haben wir's eingetunkt,“ fuhr der Hansfrieder seelenvergnügt fort, „der vergißt 's Wiederkommen!“

„Ach, er ist ja auch schon längst nicht mehr da, und alle anderen sind dahin, auf die er's abgegehen hatte. Der alte Kaiser Wilhelm ist ins Grab gestiegen, Kaiser Friedrich, Bismarck, Moltke, Roon — alle, alle sind dahin; nur ihre Namen leben und ihr Wert besteht. Ja, es besteht schöner als jemals,

denn was sie alle zusammen geschaffen, das bleibt bestehen und hält stand noch viele, viele weitere hundert Jahre.“ —

„Schaut man sich nun weiter in der Welt danach um, was denn in der selben Zeit von hundert Jahren aus anderen Reichen der Erde geworden ist, da giebt's gar manch traurig Bild. Schon mit unserem lie-



Die alten Schlagbäume wurden umgehakt und es gab nur noch eine Zellgrenze.

ben Nachbarn, dem Herrn Osterreich, steht es schlimm. Seit der aus dem deutschen Gebiete hinausgewiesen ist, will es durchaus nicht mehr mit ihm gehen. Der Zank und Hader im Innern hört nicht auf, und nach außen hält sich das Reich nur, weil es sich an seine starken Nachbarn anlehnt, mit denen es doch einstmals so bitter gerauft hat. Schaut Ihr nun gar noch weiter hinaus in die Welt, so zeigt sich's, daß all die Völker, die noch mit den alten Römern zusammenhängen — weswegen die Gelehrten sie die „Romanen“ benennen — in dem letzten Jahrhundert so allgemach und durch die Bank sämtlich ins Wanken und Schwanken gekommen sind. Der Herr Nachbar dort über den Vogesen — so groß er im Anfang des Jahrhunderts war — so erbärmlich steht er jeztund da; er kann mit sich selbst nicht fertig werden und frißt sich noch höchstselbst auf. Die Spanier haben es erleben müssen, daß ihnen mit der Zeit all das schöne Land, das sie draußen in der Welt besaßen, abgenommen worden ist; die

Italiener haben zwar das Glück genossen, daß sie einig geworden sind, aber eine rechte Freude ist ihnen damit nicht zuteil geworden; das Volk ist durch die lange böse Zeit verarmt und wird so leicht nicht wieder aufkommen. Die Russen aber — allen Respekt vor ihnen; sie haben es fertig gebracht, in die Höhe zu kommen. Sie haben sich nach außen gewaltig in die Höhe geschafft und im Innern auch so ziemlich Ordnung gemacht. Daß von den Herrschern, die sie im 19. Jahrhundert gehabt haben, ihrer drei durch Mord umgekommen sind, ist freilich zu beklagen; aber das ist einmal so Landesbrauch dort, und keiner findet was dabei. Gar aber die Engländer! Was haben die ihre Zeit benutzt! Sie haben sich wirklich und wahrhaftig beinahe zu Herren der Welt gemacht! — Vor 100 Jahren waren's die Franzosen, heute sind's die Engländer. Keinen Erdteil giebt's, wo sie nicht ihre Hand darauf liegen haben. Ihre Flotte ist die erste der Welt; im Handel kommt ihnen keiner gleich — und keiner auch in der Unversfrorenheit, mit der sie immer neue Länder mausen und einstecken. Nur die Amerikaner bilden sich allgemach gleichfalls dazu aus; nachdem sie sich die letzten 100 Jahre über hübsch daheim gehalten haben, vermeinen sie jetzt, auch sie müßten hinaus in die Welt, um fremde Länder einzustecken. Mag's ihnen gut bekommen!" —

Der Hansfrieder, den hiebei der Hinkende so zufällig angesehen hatte, meinte, dieser hätte ihm zugetrunken, und höflich, wie er einmal ist, beeilte er sich zu rufen: „Euch auch, Hinkender, Euch auch!“

Der Hinkende lachte dazu, dann aber wurde er ernst, schaute sich um und sah nach dem Zifferblatt der alien Schwarzwälderuhr, die gerade über ihm ihren regulären Gang ging. „Noch knapp ein halbes Stündlein," sagte er, „und das neunzehnte Jahrhundert ist dahin.“

„Das ist schon im vorigen Jahre um dieselbige Zeit dahin gewesen," sagte da einer spitz dazwischen. Alles schaute sich um: Peter der Barbier war es, der das gesagt hatte. Er war nun doch noch in den Löwen gekommen, wiewohl er sich vorher dahin ausgesprochen hatte, aus wissenschaftlichen Gründen fernbleiben zu müssen.

„Aber Peter!" rief der Hinkende, „da seid Ihr ja und wolltet doch nicht kommen!“

„Ich hatte auch guten Grund dazu," erwiderte Peter der Barbier, „denn hier sollte ja der Rehraus vom 19. Jahrhundert gefeiert werden, und das weiß doch jeder, daß das 19. Jahrhundert schon ein ganzes Jahr herum ist.“

„Seht mir einer den an! Aber wiejo denn, Peter?"

„Na, das ist klar; es hat ja in allen Zeitungen gestanden. Die Gelehrten haben es bis aufs Tüpfelchen bewiesen, daß das neue Jahrhundert am 1. Januar 1900 und nicht am 1. Januar 1901 anfängt, und eben darum habe ich mich an dieser Feier hier nicht beteiligen können. Ich für meinen Teil bin schon längst im 20. Jahrhundert drin.“

„Somit wäre der Hinkende ein ganzes Jahr hinter Euch zurück," sagte lachend der Hinkende. „Peter, Peter, was habt Ihr Euch da wieder einmal von den Gelehrten in den Kopf setzen lassen!“

„Wiejo? Ist denn das etwa nicht richtig?" fragte der Peter, war aber doch schon ein wenig bedenklich geworden, denn was der Hinkende sagte, darauf hielt er große Stücke.

„Natürlich ist es nicht richtig, was Ihr da sagt und was die Gelehrten sagen, wenigstens etliche unter ihnen; die Mehrzahl ist genau so gecheit, wie der Hinkende selbst, und sie wissen, daß das 19. Jahrhundert erst dann ausgeht, wenn auch das letzte Jahr, das noch zu diesem gehört, um ist. Das letzte Jahr ist aber das Jahr 1900; dann erst sind die Zehner aus und damit auch die Hunderter. Ihr würdet



Gebt mir geschwind 'mal noch das zwölfte her, das gehört zum Tugend.

Euch schön bedanken, wenn die Müller-Kathrin Euch ein Duzend Eier verkauft hätte und hinten nach, wenn sie das Duzend Euch vorzählen soll, bei dem zwölften Ei mit einemmale Halt machen wollte. Aber Müller-Kathrin, so würdet Ihr doch sagen, gebt mir geschwind 'mal auch noch das zwölfte her, das gehört zum Duzend, erst mit dem zwölften ist das Duzend voll. In der nämlichen Weise gehört zum vollen Jahrhundert auch noch das hundertste Jahr dazu, und zum 19. Jahrhundert, wenn's wirklich aus und zu Ende sein soll, auch noch das ganze 1900ste Jahr. Das neue Jahrhundert, das zwanzigste, beginnt danach mit keinem anderen Tage, als mit dem ersten Januar des Jahres 1901. Nun wißt Ihr's und nun glaubt Ihr's wohl?"

Der Peter machte große Augen; die Geschichte mit den Jahrhunderten war ihm nicht ganz klar

Verbesserter und vollkommener
Evangelischer und Catholischer Kalender,
Benannt der

Sinkende Hoff.

Darinnen

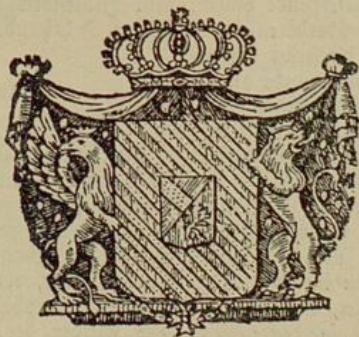
Die zwölf Monat, Natur und Eigenschaften
derselben, des Monds Ab- und Zunehmen, und andere gewöhnliche
Astrologische Verfassungen: darneben ein richtiges Verzeichniß der
Messen, Jahrmärkten, und andern curiosen Sachen.

Ubsonderlich aber eine

Gründliche Erzählung alles dessen, was sich vorhin, und
jetzmalen weiters in Deutschland, Frankreich, Holl und Engell. ic.
auch sonst hin und wieder Merkwürdiges begeben und zugetragen, in
möglichst kurzer Form zu finden, und dem gemeinen Mann, welcher allzu theure gröfs-
sere Werke nicht kaufen kan, zu Gutem, nunzum 9ten Male heraus gegeben worden.

Auf das Jahr
MDCCCIX.

Mit Großherzoglich Badisch. allergnädigster Freiheit.



Wahr, zu finden bey Johann Heinrich Geiger. 1809.

aber mit den Eiern, das leuchtete ihm ein. Nein, so ließ er sich doch von der Müller-Kathrin nicht über's Ohr hauen.

„Man kann's ja auch an dem Hinkenden seinen Kalendern nachzählen,“ so meinte mit pfiffigem Gesicht der Ratschreiber.

„Richtig, Ratschreiber, genau richtig,“ rief da der Hinkende, „denn der Kalender geht ja mit dem Jahrhundert! Für das Jahr 1801 kam der erste heraus*) und jedes — fürs Jahr 1900 nämlich — was ist da für einer da? Der hundertste! Also ist auch das Jahrhundert erst voll, sobald das 1900ste Jahr erst wirklich und vollständig abgelaufen ist. Stimmt's, Peter, oder stimmt's nicht?“

„Donnerschlag, ja es stimmt,“ schrie da der Peter, der nun vollständig überzeugt war, sich aber darüber ärgerte, daß es mit seinen wissenschaftlichen Gründen wieder nichts gewesen war, „laßt mir meine Ruh!“

„Von Herzen gern, Peter,“ erwiderte der Hinkende, „aber um ein Haar wär's dabei zu spät geworden, und es ist doch noch zum Schluß des alten Jahrhunderts etwas ganz Besonderes zu sagen, das Euch alle, liebe Freunde, gar sehr viel angeht. Das aber betrifft unser allgeliebtes speciell's Vaterland, das schöne Badnerland.“

Wie? Was? Das Badnerland? Ei, wie spitzten sie da alle die Ohren; der Löwenwirt steckte seinen dicken Kopf zwischen den anderen Köpfen hindurch und in die Tafelrunde hinein, um nur ja nichts von dem zu überhören, was der Hinkende noch zu sagen hatte; die Frau Löwenwirtin aber wischte sich geschwind die Hände an der Schürze ab und kam hurtig vom Schenktisch herzu.

„Ja, unser gesegnetes badisches Land betrifft es,“ fuhr der Hinkende fort, „denn dieses Jahrhundert ist das erste, das unser teures Vaterland in der Verfassung, in der es heute ist, hinter sich hat. Als das vorige Jahrhundert die Thür hinter sich zumachte, war das Land Baden noch ein zartes kleines Pflänzlein. Wie Ihr daheim im Garten so ein Pflänzlein unter dem Topf haltet, daß ihm nur ja kein rauhes Lüftlein ankommt, so deckte unser Baden dazumal noch fürsichtig der Kurfürstenhut. Das neue Jahrhundert aber brachte ihm eine gar gute, gedeihsame Witterung; da hat sich das Pflänzlein geredet und gestreckt. Es ist gar fürtrefflich ge-

*) Wie der Kalender in seinem ersten Jahrzehnt ausschaut, das mag der geneigte Leser an dem Blatte erkennen, das wir auf Seite 43 hingeseht haben; es ist dies ein naturgetreues Konterfei des damaligen Titelblattes.

sehen, und bald strahlte über ihm anstatt des bescheidenen Kurhutes — es aufs beste schirmend und während — die großherzogliche Krone. Mag darunter unser Land auch im neuen Jahrhundert aufs fröhlichste so weiter gedeihen wie bisher, zur Freude Deutschlands und zum Stolze aller, die zu Baden gehören!“

Der Hinkende hatte sich erhoben und mit ihm die ganze Tafelrunde. Was gab es da für ein fröhliches Klingen der Gläser: „Unser badisches Land soll leben, hurra! und unser Großherzog, hurra, hurra!“

Mit einemmale aber ward es still, denn die alte Schwarzwälderuhr hatte zum ersten Schläge der Mitternacht ausgehoben; ein Schlag um den andern tönte laut und scharf durch des Löwenwirts Gaststube.

„Da ist es, das neue Jahrhundert!“ rief der Hinkende. „Mag es allerwegen nur Gutes bringen! Mag es die streitenden Völker auf immer vereinen und mag es keinen Krieg zu Gesicht bekommen.“

Der Kalender aber wird munter weiter gemacht. Ein Jahrhundert hätte er hinter sich, nun kommen die anderen dran.“

Damit trank der Hinkende seinen Schoppen leer und nahm freundlichen Abschied von allen. Als er in die Kutsche stieg, rief ihm Peter der Barbier wieder verhöhnt nach: „Wir danken auch schon für die freundliche Belehrung,“ und der Löwenwirt lästete sein Käpplein und rief dem Hinkenden noch nach: „Auf Wiedersehen im 20sten Jahrhundert!“



Wie? Was? Das Badnerland? Ei, wie spitzten sie da alle die Ohren.

Die Auferstandenen.

Eine Ostererzählung von Ludwig Stark.

Am letzten Oster Sonntag in der ersten Sonnenfrühe lagen unweit des Weges, der hinunter ins Neudorf führt, zwei verdächtige Gestalten. Gewiß! Die lagen nicht gerade da in bester Absicht hinter dem Busche am Berghange verborgen. Der ältere war ein Sechziger, der jüngere etwas mehr als ein halb-wüchsiger Bursche von achzehn bis neunzehn Jahren. Die Kleider der Wegelagerer, halb städtisch, halb bäuerisch, waren nur oberflächlich in stand gehalten, nur gerade, daß die Haut nicht sichtbar war; die Gesichter sprachen von Unglück und Arbeitsunlust, von Ärger und Verbitterung zugleich. Besonders im Gesichte des Alten lag eine starke Herbheit wie von einem fest gefaßten Entschlusse.

„Satt hab' ichs!“ sagte der Alte in branntweinheißerem Tone und gab sich kräftigen Faust- und

Ellenbogenruß. „Und anders werden muß 's; ist's nit im Guten, so dann im Bösen!“

Der Junge, der auf einem Steine hockte, den Ellenbogen auf dem Knie, den Kopf auf die Faust gestützt, machte dazu unwirsch: „Hm!“ —

Dann schwiegen sie wieder beide, indem jeder den angeregten Gedanken auf seine eigene Weise bei sich weiter spann.

Sie hatten einst bessere Tage gesehen, die zwei, wenigstens der Alte, der Vater, denn der Junge war noch ein ganz kleiner Bube, der nichts davon verstand und empfand, als bald nach dem Tode der Mutter durch Mißernte, Brandunglück und auch durch des Vaters eigenes Verschulden dieser soweit zurückgekommen war, daß er sein Bauerngüttele hatte im Stiche lassen müssen. Dieses letztere lag etwa fünf Stunden weiter drin im Gebirg und hatte viele Jahre

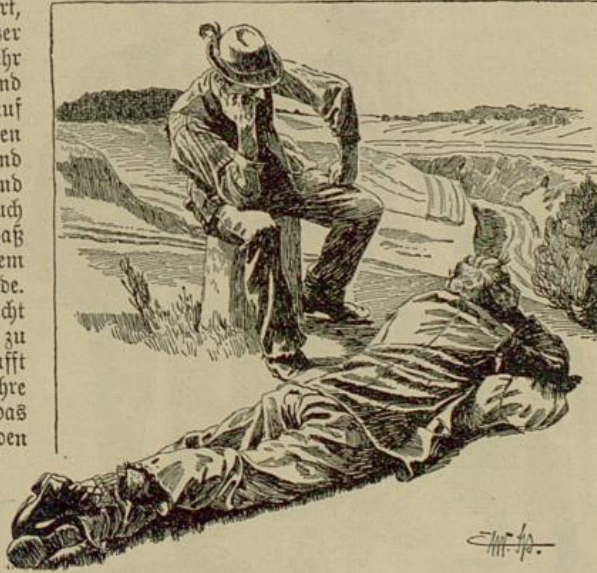
seinen Mann ernährt, trotzdem sein Besitzer manchmal etwas mehr für seinen Trunk und hinter den Karten auf dem Wirtstische liegen ließ, als gerade gut und nötig gewesen war. Und der Bauer hatte sich auch so daran gewöhnt, daß die Wirtschaft von seinem Weib versehen wurde. Hätte sie sich nur nicht ganz zu Schanden, zu Tode gesorgt und geschafft und nur ein paar Jahre noch gelebt, dann wäre das Unglück wohl abzuwenden gewesen; dann hätte auch die damals erst fünfzehnjährige Tochter leicht an Stelle der Mutter treten, ja, bei ihrem resoluten Wesen sie ganz ersetzen können! — Aber es sollte nicht so kommen; dem Hofbauern starb das Weib zu ungelegenster Zeit; der Matthies kam vom Hof ganz auf den Hund, und er war schnell bei der Hand, das Schicksal allein für alle ihm widerfahrene Unbill verantwortlich zu machen. Er verbiß sich in dem Gedanken, daß er unendliches Unglück gehabt hätte, während er es doch zum Teil selbst verschuldete, ward immer verbitterter und verstockter und so auf dem natürlichsten Wege bald ganz ein Lump.

Seine Tochter, die fünfzehnjährige Leni, war vom Schläge der Mutter, das heißt: rechtschaffen, fleißig, energisch. Nicht zweimal wollte sie sich daran erinnern lassen, daß sie groß und stark genug sei, um sich den Lebensunterhalt selbst erwerben zu können. Sie war gegangen, hatte schnell einen guten Dienst bekommen und auch einigemale von sich Gutes hören lassen, bis auch sie ihre, von kindlicher Anhänglich-

keit zeugenden Nachrichten, als sie gänzlich unberücksichtigt blieben, fortzusetzen unterließ. Der ehemalige Bauer Matthies ging fort als Tagelöhner und Steinbrucharbeiter, seinen fünfjährigen Jungen der Gemeinde überlassend; er zog hierhin, dorthin. Ab und zu tauchten wohl gute Vorfälle in ihm auf, wenn er sich seiner schönen Kindheit, Jünglings- und Ehezeit erinnerte. Die Anfälle aber gingen immer bald vorüber.

Die Jahre vergingen. Des Matthies Bub, der Martin, entwuchs der Schule und wurde dem Vater eines schönen Tages wieder zugestellt. Der Alte hätte nun wohl alle Ursache gehabt, sich auf sich selbst und seine Vaterpflicht und -liebe zu besinnen; aber er faßte die Sache anders auf; er wollte sich in dem Jungen einen gefügigen Genossen für seine schlechten Streiche heranziehen, einen, der ihm gehorchen und

seine verdorbenen und verderbten Ansichten über die „schiefe gewordene Weltordnung“ in sich aufnehmen mußte. Der Matthies hatte indes mit dem Buben doch nicht so ganz leichtes Spiel. Denn dieser — wenn auch noch nicht charakterstark genug, um dem Vater und dessen so erbärmlichen Lebensgrundsätzen gegenüber andere, bessere Ansichten durch die That zu vertreten — setzte diesem doch einen gewissen Widerstand entgegen, mit dem der Alte nicht so leicht fertig wurde. Das verdroß den Matthies nicht wenig! Vier, fünf Jahre waren sie



„Eatt hab' ich's, und anders werden muß 's.“

so mittsammen durchs Land gezogen, nirgends that's mit dem nunmehr durch die Lebensweise auch noch entkräfteten Alten lange gut, und den Jungen wollte dieser wieder nicht allein gehen lassen, weil der Martin doch leichter Arbeit bekam oder behielt und dann den Vater, wenn auch nur notdürftig, mit erhalten konnte. — Aber sie waren schon überall berüchtigt. Feldarbeit schmeckte dem Alten nicht; der Lohn war zu gering und der Reid quälte ihn obenein zu sehr dabei, — er war ja selbst einmal ein Bauer gewesen und hatte Knechte gehabt! — Kurz, mit der Feldarbeit war's nichts. Sie gingen mehr in die Steinbrüche, — dazu war aber der Alte schon zu schwach, und im Winter geht's da auch stille zu. Nach der langen letzten Frostzeit hatten sie aber in einem großen Bruche wieder Arbeit gefunden, — der Alte für eine Woche, der Junge für deren drei. Während der letzten von diesen konnte der Alte indessen seine Unruhe schon nicht mehr be-

meistern, und es war ihm ganz erwünscht, als der Bruchverwalter des Vaters wegen auch dem Sohne Feierabend bot, weil er fürchtete, daß die beiden unruhigen Köpfe ihm die übrigen Arbeiter verderben würden. Woher nun aber neue Arbeit bekommen?

Die beiden hatten fast schon bei allen Brüchen und Werken der Nachbarschaft vorgesprochen, und wo sie noch nicht waren, da kannte man sie bereits genügend, und sie konnten sich die Mühe der Nachfrage ersparen. Vier Wochen waren sie schon brot- und arbeitslos gewesen an jenem Sonntage, an welchem unsere Geschichte spielt. Die wenigen Groschen des letzten Lohnes waren aufgebraucht, und der Bettel des Alten, an dem sich der Junge nicht beteiligen wollte, brachte nicht viel. Feldarbeit gab's noch nicht. Mißnützig und hungrig saßen sie hinter jener Hecke am Abhang, und nur in die Empfindungen Martins, des Jungen, schlich sich mit dem Frühgeläute der Festtagsglocken ein wärmeres Gefühl; er dachte an die früheren Oftertage, die er in seinem stillen Pfarrdörfchen verbracht hatte. Was sollte denn nur aus alledem werden? Denn es war klar, der Vater war schon so weit, daß er sich mit Gewalt verschaffen wollte, was ihm auf dem Wege der Arbeit und des Bettels versagt blieb. Was thun? Den Vater verlassen — oder mit ihm zu Grunde gehen?

„Red doch einen Ton!“ murkte Matthias nach einer Pause, während welcher er sonst eine Aeußerung seines Buben über seinen halbversteckten Vorschlag, „im Bösen“ was zu verrichten, gewartet hatte.

„Thu halt, was d' magst!“ erwiderte da der Junge in derb unwirschem Tone, „ich weiß nichts mehr! 's best' wär' freilich, du gingst heim in die Gemeind'! Ich findet meinen Weg dann allein; mir brauch' mein Lebtag keiner mit saurer Mien' 's Gnadenbrot z' reichen.“

„So? Und ich soll's hinunterfressen, meinst? das schlechte Brot von den prohigen Bauerngütern, die sich sonsthin oft genug bei mir haben bedanken müssen! — Lieber stehlen, oder gar einen heimlich niedermachen, von dem ich weiß, daß ihm was zu nehmen ist!“

„So thu halt, in Teufes Namen, wie du magst; schlechter wie jetzt kann's uns schon nimmer gehen!“

Da läutete es wieder im Pfarrdörfchen drüben; die Bauern gehen mit den mit Körben versehenen Weibern und Dirnen fromm und still ihres Weges nach ihrem eine halbe Stunde entfernten Dörfchen zurück.

„Da wär' mancher drunter, der leicht was missen könnt', wär's auch nur gegen den heutigen Hunger und Durst, — aber ankommen kann man ihnen nicht, wo ihrer so viele sind!“ so knurrte der Alte halb für sich.

Der Junge sagte gar nichts mehr. — Nahezu leer war bereits der Weg, so weit man ihn übersehen konnte. Da kamen zwei Kinder daher, ein Mädchen von etwa sechs und ein Knabe von kaum fünf Jahren. Schön sauber waren sie gekleidet. Sie trugen zusammen an einem mäßig großen Korbe, den sie von Zeit zu Zeit niederstellten, um zu rasten und mit den Händen beim Tragen abzuwechseln.

„Die haben sicher, was wir brauchen,“ hob der Alte wieder an; — „nirgends ist jemand zu sehen; langsam sind ' auch; geh hinunter und nimm den zwei Schnecken ihre Last ab, — wir haben genug dann für etliche Tag!“

„Geh du,“ antwortete der Bub, „ich mag nichts von der Sach' wissen!“ Aber er erhob sich doch zugleich mit dem Vater, wie willenlos und vom Hunger gereizt, und beide stiegen hinab, den Kleinen entgegen.

Wiederum war es der Alte, der den Angriff auf sich nahm und mit gut geheuchelter Freundlichkeit die Kinder anredete: „No, wo hinaus geht's denn schon in aller Herrgottsfrüh mit dem Korb voll Zeug? Ha!“

„Heimwärts!“ antwortete das Mädchen ahnungslos. „Wißt's denn Ihr nit, daß am Oftersonntag Kost und Trunk geweiht wird für die Feiertag'? Da ist Fleisch und Butter, Eier, Brot und Wein drin. In der Kirch' waren wir und sind ein wenig spät dran, weil der Korb gar so viel schwer ist und wir so oft rasten müssen. Geht Ihr den gleichen Weg, dann, bitt schön, helst uns ein Streckl tragen, daß 's schneller geht!“

Martin, des Alten Bube, schaute betroffen die Kinder an.



Wie willenlos gingen die beiden Großen neten und hinter den Kindern her.

„Hör, Vater,“ sprach er halbleise, „hör doch, wie das Dirndl red't, und schau ihr nur in die Augen! Mir wird angst, ich weiß selbst nit, warum.“

Der alte Matthies fuhr ohne weiteres fort: „Wohin gehöret ihr denn und warum seid ihr allein so früh zur Weihmeß' gangen?“

„Weil d' Mutter krank ist, weil wir ein kleines Brüderl gekriegt haben. Und morgen ist Tauf und Martin soll's heißen. Vom nächsten Dorf sind wir!“

Nochmals erschrak des Matthies Bub, ohne daß der Alte nur durch eine Miene gezeigt hätte, daß er an dem erschreckten Staunen seines Sohnes teilnahm.

„So? Martin? Und wie heißt denn du? Sag's schön, dann trag' ich dir auch ein Stück den Korb!“

Bereitwillig gaben die Kinder diesen in die Hände des Alten und sehr eifrig sprach der Kleine: „Ich heiße Matthias; der Großvater, sagt die Mutter, hätt' so g'heißen. Und die Mutter heißt Leni, und der Vater ist der Würznersepp und hat Acker, Wald, Wief' und Vieh grad genug. Die Dirn ist bei der Mutter blieben, und wir sind doch groß und können schon allein zur Kirch' und —“

— und ich heiß' Marie,“ fiel die Schwester ein, „wie die Großmutter! So, jetzt wißt Ihr alles und jetzt tragt uns den Korb sein recht weir!“

Nun auch sah man an dem unstätigen Blick des Alten, daß in seiner fast vertrockneten Seele noch ein schwaches Leben war, das sich zu rühren begann. Er hielt einen Augenblick inne in seinem langsamen Schritt. Jetzt sah er die Kinder fester an und hielt sich darauf beschattend die Hand über die geschlossenen Augen, gleichwie einer, der sich gut auf was Besinnen möchte.

Wie willenlos gingen die beiden Großen neben und hinter den Kindern her; es war, als hörten und sähen sie nichts mehr. Die Sonne erwärmte im Aufsteigen die frische unbewegte Luft; die Knospen an Büäumen und Sträuchern waren am Aufspringen, und aus den Zweigen sang der Fink sein lustiges „Witwit dicitur!“ Es war ein Frühlingmorgen, wie ihn der liebe Gott zur Feier der Auferstehung und des Wiedererwachens seiner Schöpfung nicht schöner hätte werden lassen können.

Völlig wie gedankenabwesend legte der alte Matthies seine freie rechte Hand auf der kleinen Marie Blondköpfchen und strich ihr das glatte Haar; ein wehmütiger Ausdruck mischte sich seinen herben Zügen bei; — er zog das Mädchen leicht und zagend an sich. Dann blieb er stehen, stellte den Korb nieder und hob mit beiden Händen den kleinen Matthias in die Höhe. Seine matten Augen erglänzten.

„Ob's dennoch gut werden kunn't?“ fragte er halblaut vor sich hin. Es mußte was Schönes in seinem Gemüte vorgegangen sein — der alte Lump sah ganz plötzlich, trotz der Fressen an seinem Leibe, festtäglich und hoffnungsfreudig aus. Sein Sohn trat ihm näher, er stützte den Alten und nahm den Korb; er verstand jetzt alles.

„Glaubst, daß dein Vater einen Knecht brauchen könn't, einen rüstigen, fleißigen, weißt, der aber im

vornhinein ein Stück Geld begehrt, um sich und dem Alten da ein Gwand zu schaffen?“ so fragte nach einer Pause im Weiterwandeln der Marlin die kleine Marie.

„Da frag ihn selber!“ sagte diese, „dort kommt er grad aus unserm Hof und auf uns zu!“

„Ob's dennoch gut werden kunn't?“ So hatte der alte Matthies gefragt, als am Ostersonntagmorgen auch sein verbittertes altes Herz noch einmal Auferstehung feiern durfte. Es ist gut geworden. Seine Leni war's ja, die hatte als eine brave, saubere Magd den jungen Würznerbauern geheiratet gehabt und dieser hat an jenen Ostern seinen Schwager Martin als Knecht und den Matthies „zur Prob“ als Beihelfer für die Bäuerin ins Haus genommen. Lang hat die Prob' freilich nicht gedauert, denn der „Mhn!“ ist schon zu Herbst ein stiller Mann geworden. Das lange Stromerelend und der jähe Wechsel seiner Lage hatten ihn rasch morsch und stumm gemacht. Schade, er hat sich brav gehalten und das Kinderwarten an seinem jüngsten Enkel wieder ganz ordentlich erlernt gehabt. —

Und der Martin? Nun, der war ja im Kern von gesundem Holz und jung, und er hatte noch in seiner aller schlimmsten Stunde gesagt: er fänd' seinen Weg allein und ihm brauch' sein Lebtag keiner das Gnadenbrot zu reichen! Nein, es ist das nimmer nötig geworden.

Das Beichtgeheimnis.

Ganz dahinten in einem Zinken lebte Hans mit seiner Marie glücklich und zufrieden. Pechschuhe, Zwilchhosen und Jacke, eine Suppe mit Knöpfle, hie und da ein Stückle Speck mit Sauerkraut, ein Rühle dazu und Erdäpfel — das war zur Erhaltung seines Lebens und seiner guten Laune vollkommen genügend.

Alle diese Dinge aber hatte er ja zur Genüge. Im Stall standen auch drei Kühe und eine Geiß; die Hühner legten ihm fleißig Eier; zwei duftige Matten und einige Neckerchen Land trugen bei fleißiger Pflege und Bebauung soviel, daß er im Winter ganz getrost mit seiner Marie am Ofen sitzen und in aller Gemütsruhe den Schneeflocken zusehen konnte, die um sein Häusle herumwirbelten. Nur an Samstagen ging er in die Stadt, um Eier und Butter und andere Produkte seiner Wirtschaft an den Mann zu bringen und dagegen Erddöl, Kaffee, Cichorie und andere Spezereien mit heimzunehmen. Diese Samstage — ja, das waren die Glanzpunkte seines Lebens; denn da erlaubte er sich ein Viertel Wein, ein saures Leberle und einen Wecken. Poß tausend! — wie ihm das schmeckte! Und damit auch die Marie an seinem Glück ihr Teil habe, kaufte er jeweils eine Cervelatwurst und einen großen Wecken extra und brachte ihr diese mit heim.

Viele Jahre war das so seinen Gang gegangen; der Hans und seine Marie — ohne Kinder und

weitab vom Gewühle der Menschheit, ganz auf sich angewiesen — genügten einander vollkommen.

Da feierte der Tannenbuckbäcker seine Hochzeit mit des Rubelhanse Kätter, die schon längst einen Mann hatte haben wollen, aber ihrer krummen Beine und ihres laubstetigen Gesichtes wegen nicht besonders begehrt worden war. Jetzt war sie am Ziel, jetzt bekam sie einen Mann, und wenn er auch nicht der schönste war — es war doch ein Mann, und drum sollte es etwas hoch hergehen.

Die Kätter war mit dem Zinkenhanse und seiner Marei weitläufig verwandt, und drum wurden diese zur Hochzeit geladen und kamen auch. Auf dieser Hochzeit tanzte die Zinkenhansebauernin, weil der Zinkenhanse nicht konnte oder mochte, immer mit dem Besentoni, einem Lustibus erster Güte. Der Bursche tanzte wie verrückt, brachte die Zinkenhanse von einer Aufregung in die andere, und als sie des Nachts mit ihrem Hans heimging, kam ihr dieser auf einmal ganz widerwärtig, dumm, wüst und eckig vor, und sie gab ihm keine oder nur verwoorene Antwort; der Besentoni aber saß breitspurig in ihrem Herzen.

Am nächsten Samstag, als der Hans in der Stadt war, machte Toni der Zinkenhanse seine Staatsvisite, wodurch sie sich sehr geehrt fühlte. Hink bereitete sie ihm einen Eierkuchen, setzte ein Gläsle Schnaps dazu und — bewirtete ihn auch sonst nach der Möglichkeit. Das wiederholte sich so alle Samstage, und der gute Hans, der Abends die Wurst und den Wecken brachte, hatte keine Ahnung davon,

daß derweilen ein Marter in seiner Hütte eingekehrt war. Eines Abends aber bekam die Marei die Kolik; sie krümmte sich wie ein Wurm und meinte, es sei Matthäi am letzten.

„D je, Hans,“ schrie sie, „i mueß sterbe, hol mer au d'r Herr, aß i no bichte ha!“

„Säll wird nit viel helpe, Marei. E Stund isch's bis zur Kirche. Bis i hört bi, d'r Pfarrer gweckt ha und bis mer mitenander do sinn, goht's drei Stund. Sieder chönntsch du sterbe-n und verderbe und ohni Bicht.“ Aber die Bäuerin wollte partout beichten und schrie und schrie in einem Stück nach dem Herrn Pfarrer. „Waisch was?!“ sagte da endlich der Hans. „Im Notfall isch 's Tausen erlaubt, so wird's mit em Bichte wol au si. Bicht du mir! Stirbsch nit, so isch's rächt, und 's Bichte schadet nit; stirbsch aber, he nu, derno hesch bichtet und dunnsch doch nit in d' Höll.“

Die Marei wollte erst nicht recht dran, als aber die Gedärme immer mehr sich verwickelten und die Schmerzen immer unerträglicher wurden, glaubte sie nicht anders, als daß ihr Ende da sei, und aus Furcht vor Teufel und Hölle verstand sie sich endlich dazu, zu beichten.

Der Hans zog also den Vorhang vors Bett vor, setzte sich dahinter und sagte: „So, Marei, jetz sang a; vergiß, aß ich d'r Ma bi; denk nur, d'r Pfarrer sitz do!“

Die Marei beichtete also, wie sie's gewöhnt war: erst Kleinigkeiten, lässliche Sünden, dann immer größere, schließlich stockte sie und kam nicht weiter. Der Hans aber merkte, daß sie noch etwas auf dem Herzen habe, und redete ihr zu „Marei,“ sagte er, „bicht ufrichtig und ehrlich, de waisch, wie's d'r goht, wenn d' unwürdig bichte thuesch. D'r Tüfel holt di enanderno, wenn d' stirbsch!“

Das wirkte. Unter einer Flut von Thränen gestand Marei dem Sepp, was sie mit dem Besentoni gehabt, und bat mit steinerweichenden Worten um Verzeihung, Absolution und heilsami Bueß.

„Des sollsch ha,“ schrie der Pseudopfarer ganz wild und sprang auf, „des sollsch ha, bigottis!“ Und mit diesen Worten packte er die Marei und würgte, drückte und knetete sie ganz fürchterlich im Bett herum, daß sie meinte, nun wär' wirklich 's letzte Stündlein da. Aber es kam anders. Das Würgen und Kneten war ihr gerade heilsam gewesen. Alle die bösen und giftigen Stoffe in ihrem Körper waren untereinander

geraten und hatten sich herausgemacht. Die Kolik war weg, wenn die Marei freilich auch am ganzen Körper grün und blau war.

„So,“ sagte Hans, als er des Schlagens müde war, „d' Bueß hesch, und i hoff', aß d' e Zit lang dra denksch. Wenn i die Sache nit in d'r Bicht erfahre hätt, i thät di zum Loch us werse. So aber mueß i no still si derzue und schwiige. Denn us d'r Bicht darf me nit schwäke. Aber wenn i d'r Besentoni emol atriff bi d'r, derno sinner g'lieferet, alli beidi! Verstande?“

Die Marei hatte es verstanden. Als der Toni am Samstag wieder kam, waren alle Thüren verriegelt, und die Marei rief ihm zum Fenster hinaus, er solle sich augenblicklich formachen, sie wolle nicht noch einmal halb totgeschlagen werden seinetwegen. Und der Toni ging und kam nicht wieder.



Der Hans zog den Vorhang vors Bett vor und sagte: „So, Marei, jetz sang a.“

Der Mann im Grund.

Von Maximilian Schmidt.

I.



In einem Ausläufer des alpenreichen Wendelsteins liegt, nach Westen zu, in einer Höhe von über elfhundert Meter eine umfangreiche grüne Hochebene, welche „Zu den Aßen“ genannt wird. Zwei Berg-

höfe, Vorder- und Hinteraßen, befinden sich dortselbst; sie sind die höchstgelegenen im bayerischen Hochlande. Von dieser Hochebene aus erheben sich, noch etliche hundert Meter höher, der kleine und der große Riesenkopf, die beide eine gar prächtige Aussicht gewähren.

Aßen und Riesen! Die Riesen waren bei den alten Deutschen die ewig anstrebenden irdischen Naturkräfte, die Aßen oder Götter aber die Gewaltigen des Himmels. Die Aßen und Riesen waren in fortwährendem Kampfe miteinander; deshalb endet nach dem Glauben der alten deutschen Völker der Kampf der Dinge in der Welt niemals, weil jede Kraft auf Gegenkräfte stößt, bis die Götterdämmerung, der Weltuntergang, eintritt, indem die Urgewalten der Natur, die Riesen, ihre Fesseln brechen und die Wölfe, welche Sonne und Mond verfolgen, diese Himmelslichter verschlingen, worauf dann ein furchtbares Erdbeben folgt, das alle Ketten und Bande der Welt zersprengt.

* * *

Auf den weiten Almen der Aßen strahlt die Sonne am ersten, wann sie über die östlichen Berge heraufsteigt; und wann sie wieder zur Rüste geht, dann sendet sie ihre letzten Strahlen grüßend hinan zur reichgelegneten Bergenebene. So sind da oben „Wum und Weid“ ganz besonders bevorzugt, und die Aßenbauern, welche diese zwei höchsten, uralten Heimstätten bewohnen, sind unter den Alpenbauern vielleicht die reichsten im ganzen Königreich Bayern.

Für ermüdete Wanderer giebt es dort, namentlich am Vorderaßen, Stärkung jeglicher Art, da der Hof auch Einkehrhaus ist, aus dessen tapezierten Zimmern man bequem die Aussicht auf das Innthal, die gegenüber liegenden Berge und nach Süden hin auf das großartige Kaisergebirge genießen kann. Vor dem alten

Großes Volksleben für 1900.

Bauernhose aber stehen Tische und Bänke; eine ältliche Wirtschafterin bedient die ankommenden Gäste mit Speise und Trank und stets heiteren Reden, denn das Glend vom Thal steigt nicht soweit hinan; leicht wie die Bergluft ist da oben das Gemüt der Menschen.

Die Sonne war dem Untergange nahe. Auf den Bergen zeigten sich schon die Vorboten, indem sich die ersteren in violette Gewänder kleideten und goldene Kämme auf ihre Scheitel steckten.

Da schritt, vom Geschroffe des Riesenkopfes kommend, ein Mann wie ein wahrhaftiger Riese daher, mit elnem Gesichte, in welchem schon die Falten des Alters sichtbar waren, mit einer Ablernase, struppigem, graumeliertem, lang herabhängendem Vollbarte und großen, funkelnden Augen. Diese wurden durch eine große, alte Hornbrille, die einfach mit Bindfaden hinten aufgebunden war, geschützt. Die Kleidung des Mannes bestand in einer schmutzigen grauen Joppe und einer kurzen Lederhose, welche in Folge langen Gebrauchs in allen Farben spielte und so starr geworden war, daß sie bei jedem Schritte an die Knie klapperte. Vom zerknitterten Hut hingen lange, zersekte Hahnensedern herab.

Um die Schultern trug der Mann einen alten Lederranzgen und auf dem Rücken ein Bündel Reifsig und frisch gepflückte Kräuter. Den eisenbeschlagenen Bergstock steckte er neben den schweren Bergschuhen fest in den Boden.

Am Aßenhose angekommen, schlug er mit dem Bergstock auf den Tisch vor dem Hause, warf sein Rückenbündel auf die Bank und wischte sich, nachdem er den Hut abgenommen, den Schweiß von der Stirne.

„Ja, der Besenbinder-Karl,“ sagte Tresei, des Aßenbauern schon bejahrte, aber stets muntere Wirtschafterin. „Was is gfalli?“

„Bring mir a Glas Enzian, — aber koan Fingerhuat voll — so, daß 's der Müah wert is, und a Kaasl mit an Stückl Brot.“

„Glei sollst es habn,“ erwiderte die Hauserin und eilte in das Haus, aus welchem sie alsbald wieder mit dem Gewünschten zurückkam, worauf sie dieses mit einem „Gsegn's Gott“ vor den Mann hinstellte.

Dieser tunkte das Brot in den Schnaps und erst, nachdem er einen Bissen gegessen hatte, nahm er einen kräftigen Schluck zu sich.

„Was hast denn da wieder für Kräuter zammgsuacht?“ fragte Tresei. „Is's denn wahr, daß d' Zaubetrantln draus macha kannst?“

„Wer sagt denn dös?“

„No, halt d' Leut sagn's.“

„Was wissen denn d' Leut? Muaf denn überall a Zauberei dabei sein?“

„No, ma sagt halt, daß deine Trantln a verschiedentliche Wirkung hätt'n.“

„Natürli habn's dös, so guat wie dei' Enzian da. Der wärmt di innawendi und macht wieder lebendi, wennst no so müad bist, und er is aa grad aus Wurzen gmacht. So hat halt a jeds Ding, dös in der Natur wachst, sei' Bstimmung. Nix giebt's,

4

dös zu nix nutz is. Aber wissen ihuan's halt d' Leut nit, seln nit die Gstudierten in der Stadt drin. Die Wunder, die in der Natur verborgen san, find't nur der, der in der Natur lebt und eindringt in ihr Walten, — aber dös verstehst du nit."

Der Mann trank seinen Enzian aus, und Tresei beeilte sich, ihm das Glas wieder zu füllen.

"Dös kost't nix, Karl," sagte sie, als sie das wiedergefüllte Glas vor ihn stellte, „aber du muaszt mir erzähl'n, wie so du auf alles kömma bist, und — leicht, daß i dir an Gfall'n ihuan kann mit ebbs, was i dir nacha anvertraum will."

„Hast ebba gar an Liabs-handl, wo i mein Rat dazugebn soll?“ fragte Karl lächelnd.

„Natürli, i wär ja in die besten Jahr dazua,“ meinte Tresei lachend.

„I sag dir's nacha schon, aberz'erst mücht i wissen, auf welche Weis' du dös woru bist, was d' jekt bist. Du woaszt, i halt was auf di und hab in letzter Zeit oft zu dein' Besten gred't, wenn d' Leut über di räsonniert habn.“

Aber was nuzt's, wenn ma nix gwiß woast."

„Meinthalben!“ sagte der Mann.

„Es is so schön und friedli da herobn bei dir, daß i mi gern a Weil da verhalt, und wenn's dir taugt, laßt mi im Heustadel übernachten.“

„Na, na, du kriegst schon a Bett,“ versprach Tresei.

„Bleib nur da; es gfreut mi.“

„I hon in koan Bett gschlafn, so lang i dent,“ entgegnete der Besenbinder, „und in meine alten Tag will i's aa nimmer gwöhna.“

„Ja, ja, du bist a bsunderer Mensch,“ meinte die Wirtschasterin. „Aber a Nachtesen wirst nit ver-

schmacha (verschmähen); d' Kuchldirn richt scho was z'amm. Derweil aber — weil ma grad so alloa beisamm san und der Bauer erst spät hoamtömma wird vom Petersberg auffa, erzähl mir von dein' Leb'n.“

Der Mann entsprach ihrem Wunsche, nahm einen Schluck vom Enzian und erzählte alsbald, woher er war und wie es ihm bisher ergangen im Leben.

Arme, ehrliche Besenbinderseheleute zu Haidhausen



bei München waren seine Eltern gewesen. Mit sechs Jahren verlor er seine Mutter. Er besuchte die Volksschule zu Haidhausen; doch mußte er dazwischen mit seinem Vater hinauswandern in Wald und Auen, Besenreiser sammeln, um Besen zu binden. Wohl schmerzten ihn seine nackten Füße, wenn er, auf dem dornigen Gestrüppe und den rauhen Wurzeln einherwandernd, Besenreiser suchend, mit seinem Vater auszog; oft hatte er nicht ein Krümchen Brot, um seinen Hunger zu stillen. Dabei war er ein eifriger Schüler und las mit großer Leidenschaft alles,

„Ja, der Besenbinder-Karl,“ sagte Tresei. „Was ist gfall'n?“

was ihm der Lehrer an Jugendschriften und Märchen überließ. Er bereitete sich mit andern Mitschülern zur Aufnahme in die Lateinschule vor, denn für die lateinische Sprache zeigte er eine ganz besondere Gabe. Indessen — sein Vater starb, und die Not trieb ihn dazu, schon mit zwölf Jahren das Brot selbst zu verdienen. Seine Besenbinderkunst und sein frühzeitiges Erzählertalent sollten ihm dies ermöglichen. Er verhandelte seine Besen und erzählte dabei seinen Abnehmern allerlei Geschichten, alte oder

oft selbst erfundene Märchen, und so fand er so leidlich sein Durchkommen bis zum sechzehnten Jahre.

Nun lernte er einen Schäfer kennen, bei dem er vier Jahre lang diente. Karl nannte diese Zeit sein „Studium im Buche der Natur“. Aus einem alten Kräuterbuche lernte er alle Pflanzen und Blumen kennen und nach ihrer Verwendbarkeit schätzen. Er wußte sie ebenjogut in lateinischer wie in deutscher Sprache zu benennen, und die Beobachtung, welche der junge Bursche in dem, andern Menschen unverständlichen, Leben und Weben der Natur machte, ließen ihn das ungebundene Leben in derselben so verlockend erscheinen, daß er sich nicht mehr entschließen konnte, in die Stadt zurückzukehren.

Im Gegenteile. Nachdem er sich vom Militär glücklich freigespielt, zog es ihn weiter hinaus in die Freiheit. In einem unweit von München, nahe bei Fürstenseldbrunn gelegenen großen Walde baute er sich mit Erlaubnis des Eigentümers, des Brandbauern von Buch, eine einfache, einem Blockhaus ähnliche Hütte. Durch Steinklopfen, Besenbinden und Sammeln von heilsamen Kräutern für die Apotheken verschaffte er sich seinen bescheidenen Lebensunterhalt. Die Bauern der Umgegend sorgten zwar ohnedem für diesen Unterhalt, da er ihnen an den langen Winterabenden die Zeit mit seinen Erzählungen angenehm verkürzte, denn er hatte eine ganz besondere Gabe, sich mit allen geschichtlichen und sagenhaften Begebenheiten einer Gegend bekannt zu machen.

Karl hielt trotz seines Naturlebens etwas auf sein Äußeres; stets sah man ihn reinlich und ordentlich gekleidet, niemals verlumpt; seine Gestalt war hoch und kräftig, seine Gesichtszüge markig; große, dunkle Augen, eine gebogene Nase, ein schwarzer Vollbart und lange schwarze Haare waren sein eigen. Seine Haut war von Wind und Wetter gebräunt. Sein Mund besaß eine hübsche Reihe schneeweißer, kräftiger Zähne, die beim Sprechen zwischen den frischen vollen Lippen nur so durchblitzten. Eine graue Zoppe, ein mit Federn geschmückter Hut, ein grobleinenes Pfoad (Hemd), das Hals und Brust frei ließ, eine lange, blaue Zwilchhose und feste Schnürschuhe, so war in der Regel sein Anzug. Er trostete sozusagen von Gesundheit; das Waldleben stärkte ihm Körper und Geist.

Wenn er des Morgens früh erwachte, erwartete ihn schon ein Waldkonzert. Da piepte die Kohlmeise, stöte die Amsel, plapperte der Star, schlug die Drossel, und aus dem grünen Busch hallte frisch und klar der Finkenschlag. Der neugierige Specht hämmerte lustig in die rauhe Rinde, und tief aus grüner Kühle drang des Kuckucks Ruf. Das Eichhorn sprang mit tollen Sprüngen von Ast zu Ast, und das Häslein lauſchte ängstlich am Saume des Waldes. Kein Mensch auf Gottes weiter Welt fühlte sich da so glücklich in seiner Freiheit wie der Besenbinder Karl. —

Nun kann es nicht fehlen, daß der hübsche Bursch hin und wieder auch Eindruck auf diese oder jene seiner Zuhörerinnen machte; ja es war kein Wunder,

wenn das sogar bei der einzigen Tochter des reichen Bauern der Fall war, dessen Waldhüter er nun machte; denn die Liebe fragt nicht nach Stand und Ansehen, — flugs ist sie da. Zu schauen war das Mädchen wie ein Knelein des Waldes, schön war sie wie die Rose des Waldes, und Augen hatte sie so tief und blau wie die Seen des Waldes. Edi war ihr Name. Sie war benannt nach der heiligen Edigna, deren Gebeine in der Kirche zu Buch, nahe bei Kaiser Ludwigs Sterbeplatz, ruhen. Die Heilige war die Tochter König Heinrichs I. von Frankreich. Wie die Legende verkündet, verließ die fromme Prinzessin auf höhere Eingebung Haus und Eltern, ja ihr Vaterland und zog auf einem mit Rindern bespannten Wagen über den Rhein in das rauhe, waldige Germanien. Sie führte einen Hahn und ein Glöcklein mit sich, und wo der Hahn krächte oder die Glocke läutete, da wollte Edigna bleiben. Als nach langer Pilgerfahrt die Königstochter durch den Wald bei Buch kam, da krächte der Hahn und tönte die Schelle, und Edigna nahm in der Höhlung einer ungeheuren Linde ihren Aufenthalt. Unter Gebet und Bußübungen verlebte sie fast fünfundsreisig Jahre in der Ede; dann starb sie am 26. Februar 1109. Ihre Gebeine wurden von jeher hoch verehrt, und viele Wunder geschahen am Grabe der Heiligen. Das wunderbare Glöcklein aber wird heute noch in der Kirche zu Buch gezeigt. — — —

Die schöne, blonde Edi ward während des Heuens in der Waldwiese von einer Kreuzotter in die Wade gebissen. Laut aufschreiend vor Schrecken und Schmerz lag sie am Boden. Unter den Arbeitern, die herumstanden, war auch der Besenbinder-Karl. Er besann sich nicht lange, bat Edi, ihm zu vertrauen, näherie seinen Mund der Wunde und saugte das Gift aus derselben aus. Schließlich drückte er einen Kuß auf die wunde Stelle, was ein Zauber sei zur schnellen Heilung — wie er sagte. Hierauf wusch er mit reinem Quellwasser die Wunde aus, legte einige Kräuter, die er rasch am Saume des Waldes gepflückt, darüber und machte mittels Edis Halstuch einen Verband.

Edi dankte in herzlicher Weise, und als sie sah, daß ihres Helfers Lippen von ihrem Blute noch gefärbt waren, sagte sie: „Karl, wasch dir mit 'n Wasser mei' Blut vom Mund.“

„Warum nit gar wegwaschn,“ erwiderte Karl. „Dös muß 'n andern nach.“ Und er leckte es rasch mit der Zunge weg. Dann setzte er lachend hinzu: „In alten Nitterbüchern hab 's freili oft glesn, daß ma damit Swalt über 'n andern kriegt, wenn ma sei' Blut trinkt. Aber — hab foa Angst, — i bin ja nur an arma Besenbinder.“

Angst hatte Edi nun wohl keine, aber es war ihr doch gar eigen zu Mute. Sie konnte dies alles nicht mehr vergessen, und fast war es ihr, als hätte er ihr mit dem Gift auch einen Teil ihrer Seele ausgesaugt. Lange Zeit suchten sich beide nur mit den Blicken, — diese redeten eine deutliche Sprache. An einem Fastnachtstage aber, da beide maskiert und

den andern unkenntlich waren, ging ihnen der Mund über, wo das Herz so voll war, und beide wußten nun, daß ihre Herzen einander gehörten; das Blut hatte wirklich dem armen Besenbinder Gewalt über das reiche Mädchen gegeben.

Und nun wandte sich Ebi vertrauensvoll an ihre heilige Namenspatronin und bat sie um ihre Beihilfe, das Herz des Vaters zu erweichen, damit er den Herzensbund der beiden segne. Aber der Abstand zwischen einem Besenbinder und der reichen Bauerntochter war so gewaltig, daß selbst die Heilige die Klust nicht zu überbrücken vermochte, und der Tag, an welchem der Vater von dem Verhältnisse erfuhr, war auch der letzte, den Karl in seinem Dienste und auf dem Hofe zubrachte.

Karl hatte die Geliebte nicht wieder sehen können. Doch erhielt er von ihr einen Zettel mit den Worten: „Du bhältst Gewalt über mich, so lang ich leb', und meine halbe Seel zieht mit dir, wohin du auch gehst. Gott behüt dich für alle Zeit! Deine bis in den Tod getreue Ebi.“

Karl mußte zum Wanderstabe greifen und ging aufs Geratewohl dem Gebirge zu.

Die Wunder der Bergwelt nahmen ihn so gefangen, daß sich sein Gram um die verlorene Ebi nach und nach milderte. Viele Jahre arbeitete er als Holzknecht in den Staatswaldungen; endlich trieb ihn aber der Wunsch, sein eigener Herr zu sein, wieder von der Arbeit fort, und er suchte sein Unterkommen abermals durch Schnitten von Bergstöcken, Sammeln von Kräutern und Binden von Besen; in der Sommerszeit aber machte er den Bergführer, da er mit der Zeit die ganze Umgebung des Wendelsteins bis zu seinen Ausläufern ins Innthal genau kennen gelernt hatte. Dabei war er der glücklichste Mensch unter der Sonne; nur wenn er auf irgend eine Art an Ebi erinnert wurde, da legte es sich bleischwer auf sein Herz.

Einmal zog es ihn wie mit unsichtbaren, aber festen Fäden zu dem Mädchen hin. Er hatte in den sechs Jahren seines Fernseins nichts mehr von Ebi gehört und ihr auch keine Botschaft zukommen lassen. Nun plagte ihn plötzlich die Neugierde, wie sich ihr Schicksal wohl gestaltet habe, ob sie eine reiche Bäuerin oder noch ledig sei. Unerkannt wollte er sie nur einmal noch von weitem sehen.

Er ließ sich seinen schönen Vollbart abnehmen und die langen Locken schneiden, nur den Schuurrbart behielt er. In Oberländerkleidung wanderte er dann nach dem Ammersee und von da der sanft fließenden Amper entlang, um sein Ziel zu erreichen. Durch grünes Wiesenland und zwischen wogenden Laubwaldungen dahinschreitend, kam er in die Nähe des uralten und sagenreichen Dorfes Schöngesing. In einem weiten Thale, von dichten Fichtenwäldern umsäumt ruht der sonst unbedeutende Ort auf den Grundmauern der alten Römerfeste Ad Ambras, dem Übergangspunkte der Römerstraße über den hier gar reißenden Fluß.

Der Weg führte den Burschen an der sagenreichen

römischen Sunderburg vorüber, auf deren Resten Graf Friedrich von Dießen, der Sohn des berühmten Rasso von Andechs, ein Schloß erbaute, welches der Sage nach mit Mann und Maus versank. Böse Mächte haben nun ihre Hand auf die unterirdischen Reichthümer gelegt, und selbst dem geschicktesten Geisterbanner ist es bis jetzt nicht gelungen, sie zu heben. Hier hausen die Hoimännlein, welche in der Dunkelheit die Heimkehrenden necken und von denen Karl manchen Schabernack zu erzählen wußte.

Es war inzwischen bereits dunkel geworden, als er sich dieser Stelle näherte. Er hatte sich Zeit gelassen, da er nicht bei Tag durch Schöngesing gehen wollte, weil er fürchtete, von diesem oder jenem doch erkannt zu werden. Auch war es ihm, als hörte er vom Dorfe her die Klänge einer Tanzmusik an sein Ohr schallen. Wahrscheinlich fand dort eine Hochzeit statt, und er überlegte, ob es überhaupt nicht besser sei, die Nacht außerhalb des Ortes zu verbringen. Es war eine laue Sommernacht; er setzte sich unter eine breitstäufige Buche. Vom weiten Wege ermüdet, überfiel ihn unwillkürlich der Schlaf. Plötzlich ward er durch einen Ruf aufgeweckt und er vernahm deutlich die Worte: „Karl, Karl, i kimm!“

Was war das? Rasch sprang er auf. Sollten ihn die Hoimännlein necken?

Da hörte er denselben Ruf: „Karl, Karl, i kimm!“

Beim Sternenlicht glaubte er eine Gestalt an dem Ufer der nahen Amper dahineilen zu sehen, und wieder hörte er sie rufen: „Karl, dei' Ebi kimm't zur Hochzeit!“

War das nicht Ebis Stimme? Ein Schrei, ein Fall ins Wasser folgten unmittelbar darauf. Pfeilschnell eilte er zum Ufer. Er sah in der Flut eine dunkle Stelle, — das mußte sie sein. Ohne sich zu besinnen, sprang er hinein, und des Schwimmens wohl kundig, erreichte er in wenigen Augenblicken die bereits leblose Unglückliche. Er ergriff sie mit starker Hand und brachte sie ans Ufer zurück. Alles war das Werk einer halben Minute.

Es war wirklich Ebi — Ebi im hochzeitlichen Gewande, die er auf den Rasen legte. Sie schien leblos.

Karl wußte wohl, wie man mit scheinbar Ertrunkenen umzugehen hatte. Rasch riß er ihr das eng anliegende Nieder auf, und die hierauf angewendeten Wiederbelebungsversuche schienen von Erfolg zu sein. Bald kam sie zu sich.

„Was is's?“ fragte sie mit schwacher Stimme, nachdem sie Karl mehrmals beim Namen gerufen.

„I bin bei dir, Ebi,“ erwiderte Karl. „Bei mir bist, — i bin's, der Karl.“

„Karl, du?“ rief Ebi, sich rasch aufrichtend und ihn mit großen Augen anstarend. „Ja, ja, du bist es; du bist der Karl!“

„I hab di aus 'n Wasser zogn, Ebi,“ half er ihrem Gedächtnis nach.

„Karl, laß mi bei dir!“ bat das Mädchen, beide Arme um den Hals des Mannes schlingend. „I fürcht mi vor dem Hochzeitler, den's mir aufzwinga habn, i haß 'n. Mei' ganz's Herz ghört dir, Karl,

du hast mei' halbe Seel mitgnomma, verlaß mi nit!

Nun glaubte Karl alles enträufeln zu können. Das Mädchen lag wiederum ohnmächtig in seinem Arm.

Geschrei und Rufe vom Dorfe her wurden hörbar. Männer kamen mit Laternen dem Ufer entlang heran. Karl nahm das ohnmächtige Mädchen auf seine kräftigen Arme und trug es den Ankommenden entgegen.

„Wo is d' Hochzeitlerin?“ hörte er die Leute fragen.

„Da bring i's,“ sagte Karl. „Aus der Amper hab i's aufgezogn.“

„Is's tot?“ fragte der herbeieilende Hochzeitler.

„Na, na, nur ohnmächtig; sie wird si bald wieder erholn. Aber nur schnell mit ihr in guate Pflieg. Wohin soll i's tragn?“

„Zum Wirt würi!“ rief der mit andern herbeigekommene alte Vater, der Brandbauern von Buch. Und ohne sich weiter um die andern zu kümmern, lief Karl mit der Kranken dem Wirtshause zu. Dort befand sich alles in der größten Aufregung. Als Karl mit dem anscheinend toten Mädchen ankam, kreischten die Weiber laut auf. Er aber rief:

„Schnell, wo is denn a Stubn mit an Bett?“

Die Wirtin hieß ihn folgen und eilte die Treppe hinauf, gefolgt von mehreren Weibern. Sie sperrte eine Stube auf, und Karl legte die teure Last behutsam auf ein bereitstehendes Bett.

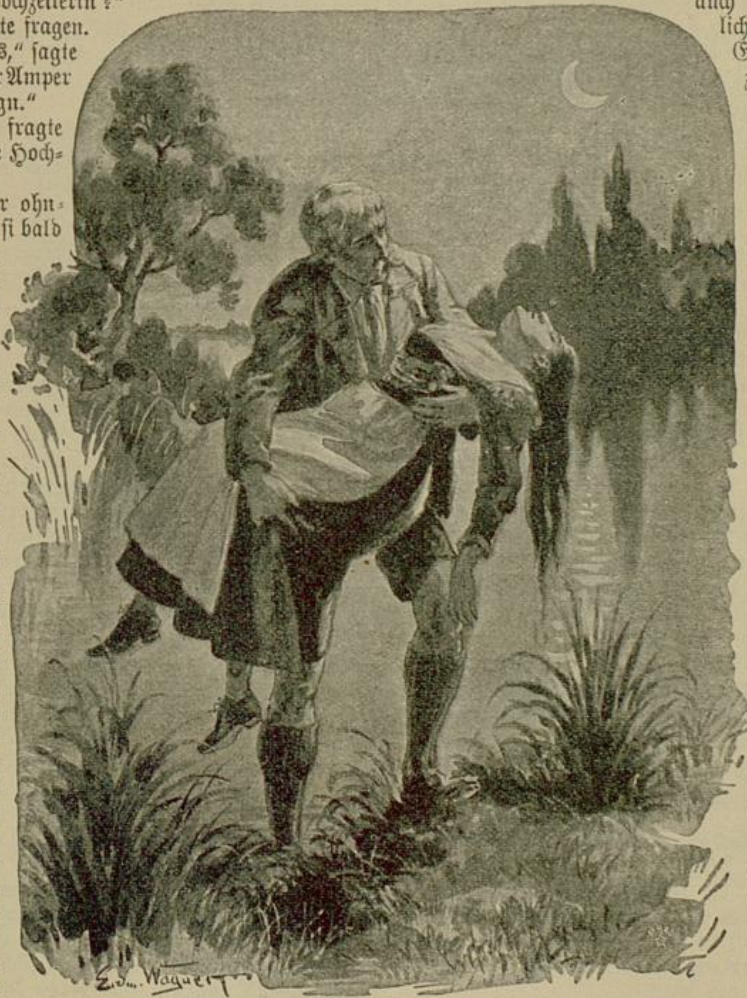
„Arms Deandl!“ sagte er, „unser Herrgott bschüt di!“ Zu den anwesenden Weibern aber sagte er: „Macht's, daß's die nassen Kleider vom Leib bringt, reibt's ihr Brust und Gesicht, und wenn's wieder zu sich komma is, gebt's ihr a warm's Getränk oder

an Brantwein und laßt's es dann in Fried; es hat weiter koa Gjahnis.“

Dann warf er noch einen langen Blick auf die Ohnmächtige. Diese schlug jetzt plötzlich die Augen auf und ihr erster Blick fiel auf Karl. Kaum hörbar sprach sie seinen Namen. Er nickte ihr freundlich zu und ging rasch davon.

Der Name „Karl“ wurde derweilen aber auch unten in der Wirtsstube und im Hausflur, wenn auch weniger zärtlich, ausgesprochen.

Einer der Hochzeitsgäste hatte den Besenbinder richtig erkannt, als er die Braut die Stiege hinauftrug. Kaum hatte Edis Vater, der Brandbauer, diesen Namen gehört, so stieß er einen Fluch aus. Der Hochzeitler, ein braver Bursche, wurde von wilder Eifersucht erfaßt und wutentbrannt über den Friedensstörer. Jetzt schien ihm alles klar. Der Besenbinder hatte mit geheimnisvollen Mitteln die Hochzeitlerin ange lockt. Dabei war diese ins Wasser gefallen und der Vagabund hätte sie sicher geraubt, wenn man nicht rechtzeitig dazu gekommen wäre. „Manna, halt's z'amm!“ rief der Bräutigam. „Durchghaut und außighaut wird er, daß eam



Es war wirklich Ebi — Ebi im hochzeitlichen Gewande, die er auf den Rasen legte.

's Brautstehl'n für sei' Lebta vergeht.“

Sofort waren einige dazu bereit, andere, die etwas ruhiger dachten, meinten dagegen, daß das ein schlechter Dank wäre für die Lebensrettung der Braut und Tochter.

Indessen versorgte sich die erste Partei bereits mit allen möglichen Knütteln und Stöcken und stellte sich im Hausflur auf, um den Besenbinder, sobald er die Stiege wieder herabkomme, gleich in Arbeit

zu nehmen. Die Gegenpartei wollte aber eine solche Dummheit und Undankbarkeit nicht zulassen, und so kam es zwischen den beiden Parteien zum Streite. Dem Wortgefecht folgten Hiebe und alsbald entstand eine regelrechte Kauferei, bei welcher der Bräutigam die meisten Schläge davontrug. Manches Unglück hätte entstehen können, wäre nicht durch ein paar Gendarmen rechtzeitig ein Ende des Kampfes herbeigeführt worden. Derjenige aber, um dessen willen gekämpft wurde, war inzwischen durch die Frau eines Häuslers veranlaßt worden, eine von der Galerie aus in den Hof führende Stiege zu benutzen, um sich in der ihm wohlbekanntem Hütte des Häuslers Toni einstweilen vor den Aufgeregten zu bergen und in Sicherheit zu bringen.

Die Häuslerin reichte ihm vor allem frische Wäsche und Kleider ihres Mannes, damit die seinigen getrocknet werden konnten, und während sich Karl umkleidete, machte sie ihm Kaffee, denn sie merkte wohl, daß den Burschen fröstelte. Die unerwarteten äußern und innern Eindrücke hatten den baumstarken Naturmenschen doch auch nicht wenig erschüttert. Er schlürfte den warmen Trank mit Begierde und fühlte sich alsbald behaglicher.

„Iß nur!“ sagte die Frau. „I kann scho nach tragen. Du hast es wohl verdeant, — hast die arm Edi vor an Selbstmord bewahrt. Aber schier möcht i sagen, es wär für die arm' Haut besser, wenn's nix mehr wisset von der Welt.“

„Was is's mit der Edi?“ fragte Karl gespannt; „i woaß no nix Rechts.“

„Mei, was is's? Ihriga Vater is halt a rechte Diebschädl, und da hat's gegn ihren Willn 'n reichen Amperbauer heiraten müassn. 's Deandl is seit sechs Jahr, sagu's, scho recht tieffinni gwen, sie hat si alleweil einbild't, sie hätt grad a halbe Seel — und die Heirat hat's erst ganz rabiat gmacht.“

„Und woaß ma's, warum's tieffinni worn is?“ fragte Karl.

„Natürl woaß ma's,“ entgegnete die Frau. „Es hoast, du hättst ihr's antho, du hättst ihr 's Blut ausglaugt und — mei, i halt gar nix auf die Dummheiten, aber dös muuß i scho sagen, ganz merkwürdi is's scho, wieso du grad heunt daher kimmst und 's Deandl dir zualaufst, und sie hat do loa Wörtl gwußt, daß d' unterwegs bist, konträr, 's hat scho lang verlauf', du bist im Tirolischen drin gstorbn. Woaßt, Karl, i muuß mi über mi selm wundern, daß i mi nit fürcht vor dir.“

„Dazua bist du z' gscheit. Aber merkwürdi is's scho. I glaub selm, daß 's mehr is als a Zuafall, was mi daher triebn hat, grad heunt, und grad an dös Fleckl, wo si d' Edi —. Woaßt, es giebt halt no gar viel auf der Welt, was d' Menschen no nit begreifen. Ahnungen giebt's gwiß, denn nix anders war's als a Ahnung, di mi hertrieb und die wieder d' Edi mir entgegenführt hat. Aber daß i der Edi ihre halbete Seel sollt ausglaugt habn, dös is nix als a kranke Einbildung von dem Deandl. Und — i woaß nit — mir is jetzt grad — als schwindet was

aus mir furt, — mir is ganz woanerli z' Muat, — i woaß nit — ganz eigentüml is mir.“

„A Fieba hast halt,“ meinte die Frau; „wär loa Wunder.“ Und sie schickte sich an, Karls Schale von neuem zu füllen.

Karl stützte den Kopf in die Hand.

„Wenn i abergläubisch wär,“ dachte er, „glaubet i's wirkli, daß d' Edi ihre halbete Seel von mir zrudgholt hat — und ihra ganze Seel grad jetzt zum Himmi fliegt —“

Die Häuslerin störte ihn aus seinem Brüten auf.

„Da trink no a Schaln Kaffee, dös stärkt di!“ sagte sie. „Wer woaß, wenn's d' um a paar Tag ehnda kömma wärst —“

„Nur um an Tag,“ unterbrach sie Karl, „und wenn i gwußt hätt, was i jetzt woaß, da hätt's loa Hochzet gebn mit 'n Amperbauer. Aber so bin i z' spät dran, und was gschegn is, kann nimmer ungschegn gmacht wern.“

„Du hättst halt damals nit glei Reißaus nehma solln, wie di der Brandbauer aus seiner Hütt'n jagt hat. Wärst in der Näh bliebn, hin und wieder giebt's a guate Glegnet (Gelegenheit), sein' Willn durchz'sehen, wenn er aa hoch is.“

„Du hast scho recht!“ stimmte Karl bei. „Bleibn hätt i solln, — im schlimmsten Fall wär i mit ihr auf und davon. Aber i hab mi halt alleweil z' gring ghalt'n und i hätt's aa nit übers Herz bringa könnn, dem Deandl was Unrechts anz'raten.“

Nun klopfte es an den Laden, der Häusler Toni meldete sich. Die Frau öffnete ihm die Hausthüre, und der Mann trat in ziemlich betrunkenem Zustande ein.

„Toni, was giebt's Neu's?“ fragte ihn Karl.

„Was wird 's gebn? Suach'n thuan's di, dachslagn wolln's di, weißt es mit 'n Teufel haltst. I möcht dir's nit raten, daß d' di beim Tag sehgn laßt.“

„Wie's mit der Edi geht, möcht i wissn.“

„Guat geht's ihr, — recht guat, — gar nix thuat ihr mehr weh, und mäuserlstaad is's.“

„Toni!“ rief Karl sich erhebend, „red deutli! Is's ebba gar —“

„Ja, gar is's mit ihr,“ unterbrach ihn der Häusler.

„Der Herr geb ihr die eni Muah!“

„Also gstorbn?“ fragte der Bursche erbleichend.

„Du sagst es, und du bist schuld dran, sag'n die dumma Leut.“

„Arms Deandl!“ rief Karl, sich auf die Bank niederlassend und sein Gesicht in den Händen vergrabend.

Er sprach geraume Zeit kein Wort mehr. Der Häusler hatte sich bereits in seine Schlafkammer begeben.

„Karl,“ sagte die Frau, ehe sie ihrem Manne folgte, „i hab dir a paar Decken auf d' Ofenbank glegt und an Polster. Rast aus. Dei' Gwanta am Herd draus is scho trocken. Wenn i dir guats Mats bin, geh morgen vor Sunneaufgang furt von da, es könn dir sunst was passieren. Gen d' Bosheit und d' Dummheit kannst nit leicht aufkumma, und

es is gar bequem, andern d' Schuld an an Unglück zuaz'schiebn, dö's ma selm verschuld't hat. Der Edi z'liab geh wieder furt, und unser Herrgott segn dir dein' Weg."

"Ja, ja," erwiderte Karl, „der toten Edi z'liab thua i nach dein' Willn. Sieh ihr du statt meiner an Weihbrunn und streu ihr Bleameln außs Grab. I laß dir scho was da dafür. I hab's halt dennerst gspürt, wie ihra Seel gen Himmel gflogn is, und i moan, sie hat an guat Teil von meiner Seel mitgnomma. Jetzt ghört's mei' und bleibt mei'."

Wie's mir treu blicbn is bis zum Tod, so muaz i ihr aa treu blicbn, so lang i leb, und in der andern Welt wird uns nix mehr trenna."

Mit dem ersten Grauen des Morgens griff Karl zum Wanderstabe. Lange blickte er wie in stilles Gebet versunken nach dem Hause, in welchem seine geliebte Edi lag, und schritt dann der Amper entlang südwärts dem Hochgebirge zu.

II.

Nach langem Hin- und Herwandern stieg Karl eines Abends vom Wendelstein über die Arzmoosalpe zu Thal. Da gelangte er an den prächtigen Wasserfall, welchen der durch ein Felsenthor brechende Förschenbach bildet. In mächtigem Bogen stürzt der stäubende Strahl hinunter in den sogenannten „Grund“, eine von saftigen Bergträutern erfüllte, kleine, von zerrissenen Felsenwänden umschlossene, grüne Waldfläche. Auf den mit Moos bewachsenen Steinen wuchert grünes Tannengebüsch, in dessen Zweigen mit Vorliebe die Walddrossel zum Tosen des Wasserfalls ihre Triller schlägt. Wild und zugleich anheimelnd ist es hier.

Dem Besenbinder-Karl war es, als ob hier zum

erstenmale nach jener fürchterlichen Nacht in Schöngesing die Ruhe über ihn käme. Stundenlang lag er auf dem Rasen und lauschte dem Rauschen der sich überstürzenden Wasser und dem Gesange der Drossel, zu der sich das Weibchen gesellt hatte, bis sich beide nach Sonnenuntergang auf dem nächstbesten Zweige der Ruhe überließen.

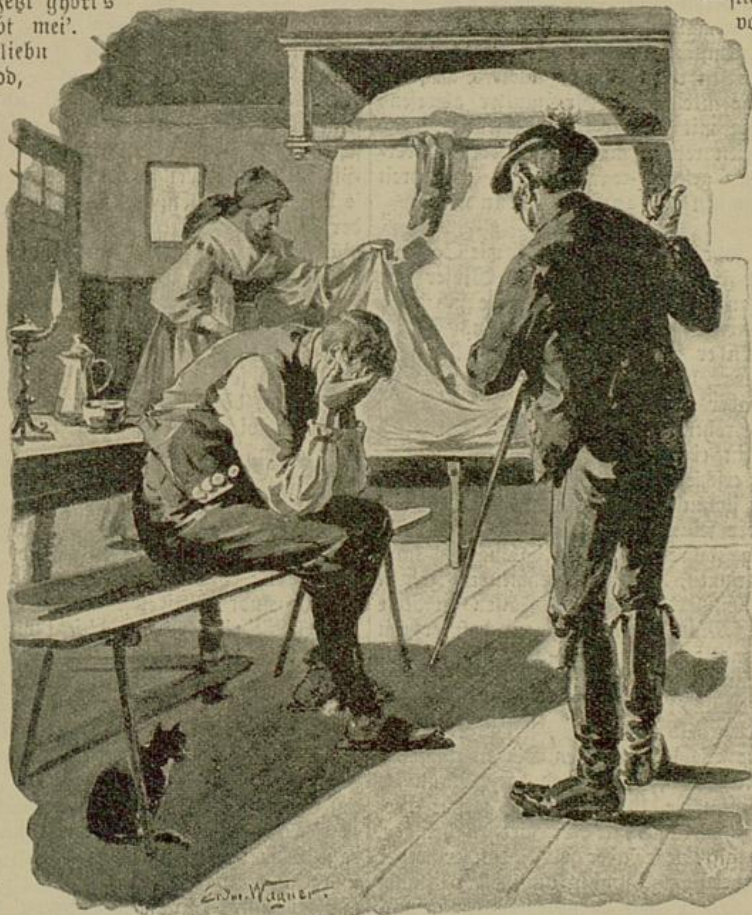
„Wie schön habn's die Vögeln!“ sagte er sich. „Ihr könnt's bleibn, wo's euch grad behagt, seid neamd Rechenhaft schuld'ig; wenn's euch gern habt's,

— fliegt's auf und davon, koan Stand und koa Ansehn giebt's bei euch, und euer Lebensucht findt's, ohne euch z'plagn. Ihr seid's nit abhängig von den Menschen, wist nix von Liab und Haß. Wie is der Frieden da so schön! Da bleib i,“ sprach er entschlossen, „da will i leb'n, bis d' Edi mei halbe Seel zu sich holt. Findt 's Gschöpf im Wald sei' Lebensucht, so seht mir's aa an nix. Ringsum san Keiser, da wern Besenbunden, daß 's a Freud is. Und so schlag i da mei' Felsenschloß auf!“

Sofort ging er daran, sich unter der sogenannten Teufelswand zwi-

schen Steinblöcken aus Moos und Ästen eine Höhle zu bauen. Um jedoch seinen Bau nicht umsonst zu vollenden, ging er andern Tags nach dem etwa eine Stunde entfernten Degerndorf, einem Orte, in dessen Flur die Höhle lag, und erhielt vom Gemeindevorstand die Erlaubnis, sich einige Zeit dort aufzuhalten.

Karl führte nun das reinste Naturleben. Er ging mit den Vögel'n zu Bette, d. h. auf seine Waldstreu, und stand mit ihnen auf. Er sammelte Keiser, band Besen, schnitzte Bergstöcke und Pfeifenstopfer und suchte heilkräftige Pflanzen. In den nahen



„Arms Deand!“ rief Karl, sich auf die Bank niederlassend und sein Gesicht in den Händen vergrabend.

Ortschaften am Jnn verkaufte er seine Waren und handelte sich dafür die nötigen Lebensmittel ein. Diese bestanden hauptsächlich in Schnaps, Mehl und Schmalz. Aber auch die vielen Aamen rings umher besuchte er, er machte den Sennerinnen aus farbigem Papier geschnittene Herzchen mit darauf geschriebenen Verschen und Sprüchen zum Geschenke und erhielt dafür Schmalz und im Heuboden Nachtquartier. Dabei kam ihm wieder seine Erzählerkunst zu statten, wodurch er sich besonders an Regentagen die Sennerinnen zu Dank verpflichtete. An Sonn- und Feiertagen fehlte er niemals bei dem Pfarrgottesdienste. Dies und der Umstand, daß er einmal bei einem Brande im Anwesen eines armen Häuslers, während alles bis auf die alte franke Großmutter abwesend war, diese letztere mit Gefahr seines eigenen Lebens aus den Flammen rettete, machte, daß der Sonderling nicht ungern gesehen wurde. Weit und breit nannte man ihn den „Mann im Grund.“

So verging Jahr um Jahr. Winter wie Sommer hatte Karl sein Felsenschloß inne. Im Winter war er oft wochenlang eingeschneit und mußte sich dann mit großer Anstrengung hinauschaufeln aus Tageslicht. Da, wenn er so lange Zeit ganz allein auf sich angewiesen war, kamen ihm allerlei Gedanken; die meisten davon aber gehörten der toten Ebi. Dann fertigte er aus rohen Baumästen einen Sarg und verwahrte ihn in einer Felsennische. Sobald aber das Frühjahr erschien und es im Walde wieder lebendig wurde, flohen alle düstern Gedanken, und er freute sich wieder seiner Freiheit.

Fast zwanzig Jahre gingen so dahin. Es kann nicht wunder nehmen, daß mit zunehmenden Jahren der sonderbare Einsiedler in vielen Fällen zu Räte gezogen wurde. Man mutete ihm zu, daß er mit der Naturheilkunde vertraut sein müsse, weil er fortwährend Heilkräuter sammelte und selbst die verschiedensten Latwergen und „Geister“ herzustellen verstand. Aber er kam auch bald in den Ruf, sich außer diesen, für das leibliche Wohl bestimmten Dingen auch auf seelische Gebrechen zu verstehen, und der „Mann im Grund“ hatte oft seine liebe Not, die, welche vertrauensvoll zu ihm kamen, wieder fort zu bringen. Nach und nach glaubte er aber selbst, daß er weiser sei als die Bauern rings umher, und da der Glaube selig macht, machte er auch in vielen Fällen gesund, wenn Karls Säfte und Ratschläge angewendet wurden. Bei Liebesleuten gar genoß er unbedingtes Vertrauen. So ward er, der sich von der Welt zurückgezogen und als Einsiedler lebte, von den Menschen selbst aufgesucht und wieder in die Sorgen und Hoffnungen des Lebens hereingezogen.

Wer aber mit dem Leben in Berührung kommt, hat es sofort mit zwei Parteien zu thun: mit Freunden und Feinden. Letztere machten sich sehr viel mit dem „Mann im Grund“ zu schaffen. Wegen unberechtigter Kur bei Mensch und Vieh kam er mit den Ärzten und Gerichten in Konflikt, in Sachen der Liebeshändel aber mit den erzürnten und oft haß-

erfüllten Nebenbuhlern, die ihm die Schuld gaben, wenn sie von der Auserkorenen zurückgewiesen wurden, und manchmal auch mit den Eltern, die eine andere Verbindung wünschten als die Kinder. So ward ihm einigemal während seiner Abwesenheit seine Felsenburg zerstört und manch anderer Schabernack angethan, auch kam es öfters zu Raufereien, aus welchen aber der kräftige Naturmensch immer als Sieger hervorging: kurz sein schönes, einsames Waldleben ward ihm allmählich verbittert; es verdroß die Welt, daß er sich von ihr zurückzog und ihrer nicht bedurfte; man neidete ihm seine Zufriedenheit und vergaß, daß diese nur aus seiner Bedürfnis- und Anspruchslosigkeit entsprang. —

Die Wirtschaftlerin hatte mit lebhaftem Interesse seiner Erzählung zugehört, die er mit den Worten schloß: „Mei' Ebi hät mir jetzt scho den größten Gfalln, wenn's mei' halbete Seel zu der andern holet. 's Lebn is nur schön, wenn ma in Frieden lebn kann; der Unfried vergift' eam 's Bluat mehr als an Ditternbiß. Drum steig i auffi auf d' Berg, da vergiß i 's Glend vom Thal und krieg wieder a frische Kraft, auf daß i ausdauern kann. Was ge 's Gschick wohl no alles über mi bringa wird?“

Die teilnehmende Trefei reichte ihm gerührt die Hand und sagte: „Vergelt's Gott, Karl, für dös Vertrauen, dös d' mir gschent hast. Die Gschicht mit der Ebi könnt mi zum Aenna bringa. Darfst es glaubn, wenn i morgn ins Hochamt zum Petersberg vüri geh, bet i a paar Vaterunser für ihre arme Seel. Du muast nit moana, daß dir alle Leut feindli gsinnt sein. Weil's d' halt was Ertris hast, reibn si viele an dir. Wenn's d' di nit so abgschlossn hättst von der Welt, wenn's d' dir aar an Hausstand gründt hättst wie andere Leut, — glaubst, du wärst z'friedener, als d' jetzt bist?“

„Du moanst, i hätt mir an Heuwagen voll Sorgen ausladen solln? Wie soll i da z'frieden worn sein?“

„Sorgen? Mei' liawe Zeit! Giebt's denn ebbas Schöners, als si sorgn können für oans, dös ma gern hat? Der Mensch, der ganz alloa is und neamd hat auf Gottes weiter Welt, is der Allerärmste und wenn er d' Taschen voll Geld hat. I woast 's recht guat, daß d' dir durch deine Handelschaft scho was erspart und daß d' es auf der Spartassa z' Rosenheim drin anlegt hast. Für wen hamperst denn dei' Geldeiz'amm?“

„Ja no, halt für mi, für mei' Alter. Aber du hast scho recht, Trefei. Es taugt nix, wenn ma gar neamd gern hat auf der Welt. Dös is mir scho oft in Sinn kömma, aber nacha denk i halt anemal wieder an d' Ebi.“

„Dös is scho recht,“ meinte Trefei. „Aber du sollst di wieder unter d' Leut' macha und dei' Selbstlerlebn aufgeb'n. Und dazua kaannt i dir behilfli sein, und dös is's, was i dir sag'n wollt und woran i scho lang denkt hab. I hon z' Raubling a kloans Häusl mit etli Grundstück dazua g'erbt, auf dem a Krammerci is. I selm kann mi halt von da herobn

nimma trenna. Der Bauer is mei' Schwager und scho lang Wittwer (Witwer), i kann 'n nit alloa lassn. Aber du sollst in dös Häusl ziagn und dort die Kramerei betreibn. D' Eisenbahn soll baut wern, und so a kloane Handlerei müast für di grad a Unterhaltung sei'. Nebenbei könntst Besen binden, und z'wegen dem kloan' Pacht wern wir scho gleich wern. Wie moanst?"

"Tresei," erwiderte Karl, "du vermoanst es guat mit mir. Wohl hoast's:

A Kramerei
Is koa Narretei,
Man kauft um drei
Und verkauft um drei.

Aber — i moanet ja schier, daß i da an a Ketten glegt weret; i müast in mei' Alter no d' Freiheit aufgeb'n, mi in an Kramladen einistelln 'n ganzen Tag über und warten, bis wer kummt und für an etli Kreuzer kauft! Und draußen scheint d' Sunn und singa d' Vögel — na, Tresei, da wenn i dran denk, wird mir 's Herz schwer."

"No, du kannst dir's ja überleg'n, — es pressiert ja nit; etli Monat bleibt in dem Häusl no der Wegmacher von Raubling. Vielleicht kimmst bis dahin auf andere Gedanken. Jetzt aber laß uns in d' Stubu einigehn; der Bergwind waacht übers Kranzhorn umma, und es schad't dir nit, wenn's d' ebbas Warm's in Leib kriegst."

Tresei schritt voran, und der Besenbinder folgte ihr. Nachdem er an einem hintern Tischchen Platz genommen, überbrachte ihm Genzi, eine dralle, hübsche Dirn mit blauen Augen, ein einfaches Abendessen. Sie wünschte ihm freundlich einen „recht guaten Appetit."

"I dank dir schön, Genzi," entgegnete der Mann, und da die Wirtschasterin gerade die Stubu verlassen hatte, und sie beide allein waren, fragte er: "No, wie steht die G'schicht mit 'n Loisl?"

"D mei' Gott, — gar nit, — i bin eam halt z' dumm, und 's Allerdümmste is, daß er's gar nit mirkt, wie gern daß i 'n hab. Seit Johanni is er nimmer bei mir gwen. Wenn er vom Holzen hoamgeht, macht er an Umweg auf d' Flintsbacher Wirtsalm zu der Moni. Er sagt, die is eam bstimmt, währenddem halt 'n grad die zum Narrn. Heut is Samsta, da is er sunst anemal kömma am Hoamweg, aber heunt bleibt er aa aus. Früher's, ja da hat er mir anemal an Buschen Bleameln bracht, die i in mei' Nieder gstedt hon beim Kirchagang, aber jeh is er a ganz anderer worn, und di hon i im Verdacht, Karl, daß du dran schuld bist, daß er so gaach umgattelt hat. Du hast eam an Rat geb'n, hast 'n zu der Moni auffri gricht.'" Dabei wischte sie sich ein paar Thränen aus den Augen und sah dann den härtigen Mann mit vorwurfsvollen Blicken an.

"I? Wie so i?" fragte dieser.

"No, du hast amal auf der Tazelnwurm-Alm a G'schicht erzählt, der Loisl hat zuag'hört und —" Sie stockte.

"A G'schicht? Ja, Dirndl, i erzähl halt gar viele

G'schichtn. Was soll nacha dös für oane gwen sei'?"

"So viel i aus 'n Loisl sei Gred gmirkt hon, is's do vom Falkensteiner G'schloß unten."

"Sapprama!" rief der Alte. "Ja, ja, die hon i erzählt und zum G'spaß hon i an Loisl was dazua gmacht, weil d' mir damals g'sagt hast, daß d' am Johannitag scho bei Sonreanausgang zu deine Eltern awi gehst nach Degerndorf. Is dös nit der Fall gwen?"

"Na, d' Jungfer Tresei is krank worn in der Nacht und i hab dahoam bleib'n müass'n — und dös Dahoambleib'n hat mi um d' Liab von Loisl bracht. De' G'schicht vom Falkenstein's G'schloß is schuld dran."

"Was is dös für a G'schicht?" fragte die in die Stubu tretende Wirtschasterin. "Die möcht i aa gern hör'n."

"Ja, wenn's es wirkli no nit wiss'n sollt's, nacha lußt's halt zua," jagte Karl bereitwillig und erzählte folgendes:

Der letzte Graf von Falkenstein, des am Fuße des Matronberges in Ruinen liegenden Schlosses, war Siboto, des Ritters Otto von Brannenburg Lehensherr. Letzterer hatte den Falkensteiner im Verdacht, daß er nicht ohne Erfolg seiner Hausfrau nachstelle, und Siboto hatte sich allerdings das Wohlgefallen der schönen Brannenburgerin erworben teils durch sein stattliches, ritterliches Aussehen, teils durch seinen schönen Gesang, den er mit der Laute zu begleiten verstand. Wenn da die Brannenburgerin mit ihren Edelräulein zu der uralten oberhalb Falkenstein gelegenen Kirche auf dem Petersberg hinanstieg, um dort ihre Andacht zu verrichten, lauschte sie auf ihrem Wege oftmals mit großem Wohlgefallen dem Gesange Sibotos. Sie setzte sich dann auf eine Moosbank unter einer breitästigen Eiche und vergaß über diesem Gesange oft die Andacht auf dem Petersberge, bis der eifersüchtige, durch falsche Angeber irre geleitete Gatte Lautenspiel und Gesang für immer verstummen machte.

Als die Ritter einmal im Sommer des Jahres 1262 gemeinsam in einem Seitenarm des Jnns ein Bad nahmen, stieß der Brannenburger seinen Lehensherrn hinterlistig unter das Wasser und ertränkte ihn.*)

Aus Gram darüber siechte die Brannenburgerin bald ebenfalls dahin und ward in der Schloßkapelle beigeseht. Falkenstein liegt heute noch in Ruinen, aber der Geist des ermordeten Siboto soll sich noch hie und da bemerkbar machen. In schönen Mondnächten hört man ab und zu Gesang und Lautenspiel, wenn auch durch das Rauschen des nahen Jnnstroms nur gedämpft. Einige wollen dann auch die Schloßfrau

*) Die Herrschaft Falkenstein ging dann auf Herzog Ludwig II., den Strengen, über, kam später an die Hoyer, 1557 an die von Hund, an die Grafen von Ruepp und 1784 an den Grafen Max V. von Preysing. Am 24. Mai 1784 brannte die Burg nieder, so daß nur mehr ein Turm und eine Stiebelmauer steht.

von Brannenburg im weißen Gewande unter der uralten Eiche sitzen und bitterlich weinen gesehen haben. Der Jüngling aber, welcher jenen nächtlichen Geistergesang in der Nacht vor Johanni vernommen, kann, wenn er am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang zum Petersberg hinaufsteigt, seine künftige, ihm zubestimmte Hochzeiterin erblicken. Es ist dies das erste junge Mädchen, das ihm guten Morgen wünscht.

„Ja,“ meinte Trefei, „aber neamd hört halt so an Gsang.“

„Der Loisl hat 'n aber ghört,“ erwiderte der Besenbinder lachend.

„I hon dir ja zu dein Buam verhelpen wolln, Genzi, und da hab i diesel' Nacht, wie scho öfter, in der

Falkensteiner Ruin gnächtigt. I hon denkt, du wirst die evst sei, die 'n Loisl an guaten Morgn wünscht, und da hab i halt nachts

gsunga, so schön i's z'ammbracht hab, denn i hon mir's wohl denken könna, daß der Regauer Loisl von seiner

Hirwa aus, z'nächst 'n alten Gschloß, auflust, wenn er so was hört, und daß er si am Morgen nit veräumt. Und i hon's aa daraten. Rechtszeitl hat er si

Einige wollen dann auch die Schloßfrau im weißen Gewande unter der uralten Eiche sitzen und bitterlich weinen gesehen haben.

'n Petersberg und i hon nit anders denkt, als daß d' eam jekt beegust und daß alles zwischen enk in Wichtigkeit kimn.“

„Na, d' Flintsbacher Moni is eam in Weg kömma und mit ihr is er glei nachmittags übers Sunnwendfeur gsprunga, und seit der Zeit hat's 'n am Bandl und lacht 'n dabei aus. Mi hat er verkehrt. Dös hat ma von deine dumma Gschichtl! Jekt mach nur, daß i mein Buam wieder krieg!“

Das weinende Gesicht in der Schürze vergrabend,

eilte sie aus der Stube. Trefei schüttelte den Kopf; der Besenbinder aber schmunzelte.

„Siehst,“ sagte die Wirtschafterin, „mit dein' Einmischen in die junga Leut ihre Liabsgschichtn kriegst nur Verdruß.“

„Hin und wieder amal a Gspäß wird dengerst erlaubt sei?“ meinte Karl. „Aber du glaubst nit, wie's mi oft plagt und was i alles richtin und ratn soll. Da sag i halt nacha irgend a Dumtheit, nur daß 's mi in Friedl lassn. Was übrigens 'n Loisl anlangt, so werd' i 'n scho wieder zu der Genzi richten. Aber auf an gscheiten Weg geht's bei dem nit; sei' Dumtheit is oamal z' groß. Dös soll aber mei' letzter Liabshandl sei!“

In diesem Augenblick hörte man den Hofhund laut anschlagen.

„Der Bauer kimmt!“ rief Trefei und eilte aus der Thüre, um den Ankommenden zu empfangen.

Der Asenbauer war ein äußerst gemüthlicher und verständiger Mann, jedoch mit einem gewissen bäuerlichen Selbstbewußtsein.

„Sel, heunt hat's lang dauert, Basl,“ sagte er eintretend, „aber der Probst vom Petersberg hat uns heunt an extrig guaten Tiroler, an Terlaner, vorgest, der außs Hoamgehen bal ganz hätt vergessen lassen. Etli Herrn von Müncha, die in Brannenburg Sommerfrisch halten, warn dort, und i, als Patronatsherr vom Petersberg, kann do nit 'n Anfang macha, wenn der Wein so mentisch quat is.“

„Laß dir 'n nur quats bekomma,“ sagte Trefei; „n Hochwürden Herrn Probst freut's ja, wenn's d' sei“



E. Wagner.

Gesellschaft auffuachst. Wir ham aa 'n Gast für heunt nacht, schau — 'n Besenbinder-Karl."

Karl hatte sich schon beim Eintreten des Bauers erhoben, um seinen Gruß anzubringen.

"So, so!" sagte der Bauer, jetzt erst von ihm Notiz nehmend, "du bist da, du Numvagierer! Woachst aa, daß von dir d' Ned gwen is? Die Degerndorfer Smoa will's nimmer leidn, daß d' im Grund no länger haust. Die Bauern meinen, du bleibst amal der Smoa zur Last, und möchtn di liaber heunt furt habn, als morgen."

"Dös woach i, Herr," entgegnete der Besenbinder, "und i woach aa, daß mei' Hauptwidersacher der Häusler Veri is, dem i sei' Großmuatta aus 'n Brand grett' hab."

"I denk dir diesel' That und halt dir deshalb viel z' guat," erwiderte der Aisenbauer. "Aber der Veri — mei', mit 'n Dank is's an eigne Sach auf der Welt, mit dem darfst nit rechna."

"Hon's scho öfter erfahrn!" meinte Karl.

"Da san aa zwoa Studenten in der Petersschent gwen," fuhr der Bauer zu erzählen fort, "sie ian zeiti wieder furt, i woach nit, wo aus. Wie d' Ned auf di Kömma is, hat mi oana von die junge Herrn gfragt, ob der Besenbinder-Karl, von dem d' Ned is, wohl dersel' is, der si früher's in der Ampergegend aufghalten hat?"

"Ja, ja, der bin i freili!" entgegnete der Besenbinder, neugierig darüber, was von ihm gesprochen wurde.

"Nu, dann hat er dei' Lob gsgagt, wie er erzählt hat, daß a Freund in Müncha mit eam studiert, der eam scho öfter von an Besenbinder-Karl vorerzählt, der seiner Muatta zweimal 's Leben grett' hat. I man, er hat gsgagt, d' Amperbäuerin von Schöngesing wär's gwen. Is's nit a so?" Karl horchte hoch auf. Er rieb sich die Stirne; dann fragte er: "Herr, wie habt's gsgagt? D' Amperbäuerin, der i 's Leben grett' hon — die hat koan Studenten zum Sohn."

"s muß doch so sei!" meinte der Bauer. "Der junge Mensch hat's ganz genau gruust: oamal hat's a Kreuzotter bissn, und du hast ihr 's Gift ausggaugt, und 's ander Mal hast es aus der Amper zogn."

"Dös stimmt scho, Herr, aber die, der i dös tho hab, die is ja damals in der Brautnacht gstorbn."

"Narriisch! Wie kaannt's denn nacha an zwanzig-jährigen Studenten zum Sohn habn!" versetzte der Aisenbauer lachend.

Karl schüttelte den Kopf.

"I woach's gwih, d' Eidi is tot," sagte er.

"Hast es du tot gsegn?" fragte Tresei. "Hast es gsehn, wie sie's eingravn ham?"

"Gsegn hon i nit," entgegnete Karl; "i hon ja davon lausen müassn. Aber der Häusler Toni hat's gsgagt."

"Hast mir ja selm gsgagt, daß er an Rauch ghabt hat," wendete die Wirtschaftlerin ein. "Der hat viel leicht d' Dhnmacht fürs Tod ghalten."

"Moanst?" fragte Karl unsicher und in einem Tone, der Furcht und Hoffnung zugleich ausdrückte.

Dann stützte er den Kopf in die Hand und atmete tief. Sein ganzes Inneres befand sich in größter Erregung.

Der Bauer und seine Wirtschaftlerin betrachteten ihn eine Weile. Ersterer wußte freilich nicht, was in Karl vorging; letztere aber fühlte mit ihm. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: "Siehst, Karl, so viel's di aa abschließen magt von die Menschen, du hängt dengerst mit eahna z'amm. I woach, was jetzt in dir is. Geh schlafen! Und morgn gehst vuri in Petersberg ins Hochamt —"

"Dös thua i, ja!" sagte Karl entschlossen. "Aber nacha muß i Gwisheit friegn. Is's denn möglt Eidi, du sollst lebn?"

Nach erhob er sich und fragte nach seiner Zechen "s Wiederkomma bist schuldi," entgegnete Tresei. "Und wegen Raubling redn ma no. Guate Nacht!"

"Guat Nacht, Herr!" sagte Karl zum Aisenbauer mit Thränen in den Augen; dann reichte er der Wirtschaftlerin dankend und gerührt die Hand.

"Guat Nacht!" entgegnete diese nochmals kopfschüttelnd. Sie befahl Genzi, dem Gaste bis zum Eingang in den Heustadel mit der Laterne zu leuchten. Als sie wieder in die Stube zurückgekehrt war, sagte der Bauer: "So hab i den Fexen no niemals gsegn. Wenn's eam nur nit rappelt!"

"Na, na," erwiderte Tresei. "Sei' Gsicht ggestalt sich anders, als wie er's mir heunt erzählt hat. Aber gspannt bin i drauf, wie's aufgeht?"

III.

Lange vor Sonnenaufgang hatte der Besenbinder-Karl sein Lager verlassen, am Lausbrunnen seine Toilette gemacht, sich am frischen Quell erquickt und dann den Weg nach dem nahen Petersberge eingeschlagen; doch setzte er sich nach kurzer Wanderung auf ein Felsenstück, um hier den Anbruch des Tages abzuwarten und sich seinen Betrachtungen hinzugeben. Der Anblick der nahen und fernen, grauen und schneebedeckten Gebirgskämme und Bergspitzen im Zwielficht des Morgens war erschreckend großartig und beinahe herzerstarrend: ein erbrausendes Meer, das ein Allmachtswort plötzlich in Stein verwandelt, und das für alle Zeiten unwandelbar hier stehen sollte. Endlich, als ob eine Kerze entzündet worden, erglänzte plötzlich ein Schneegipfel weit unten im Süden, es war das Benedigerhorn; dann lichtete sich ein minder hoher Gipfel des Kaisergebirges, jetzt ein dritter, und wie mit einem Zauberhchlage waren alle, alle übergoldet, und die Himmelsleuchte stieg im Osten herauf, prächtig, siegesbewußt, so daß man im Anblicke dieses zauberhaften Schauspiels alles, alles vergaß, was das Menschenherz bewegte. Derartige Wehestunden waren dem in der Natur lebenden Manne nichts Seltenes; er hatte sie schon unzähligemale mitempfunden, aber sie waren ihm immer wieder neu, wirkten immer gleich mächtig auf ihn.

Ein heller, glücklicher, weit hinaushallender Jubelschrei war es, in dem er sonst sein Entzücken äußerte, und auch heute tönte ein solcher aus seiner Brust. Die sonderbare Nachricht, die ihm gestern geworden

und die ihn aus seiner gewohnten Ruhe brachte, hatte er die Nacht über auf ihren wahren Wert geprüft, und da war er zu dem Ergebnis gelangt, daß ja der fragliche Student des Amperbauern Sohn sein könne, der sich wahrscheinlich ein zweites Mal verhehlicht habe. Daß von Ebi, als seiner Mutter, gesprochen wurde, beruhe halt auf einer Verwechslung. Nichts dünkte ihm erklärlicher als das, und er mußte jetzt selbst über seine gestrige Erregung lachen, die hauptsächlich durch die vorhergegangene lebhafteste Erinnerung an seine Jugendjahre verursacht worden. Aber dennoch war er entschlossen, nach so vielen Jahren wieder einmal die Gegend aufzusuchen, wo sich seine schönsten, aber auch seine traurigsten Jugenderlebnisse abgespielt.

Aus dem grünen Junthale, welches sich am Fuße der Matron hinzieht, tönten bald viele Glocken und Glöckchen herauf, welche den Festtag Peter und Paul einläuteten; ihnen folgten die des Münsters auf dem Petersberg und jene kleinen auf den „Singoßln“ (Glockentürmchen) der Asehöfe.

Vom Thale herauf über den felsigen Steig der Matron stiegen allmählich die ersten Wallfahrer, die das Fest der Apostelfürsten heute auf dieser herrlichen Hochwarte in dem diesen Heiligen gewidmeten Tempel feiern wollten.

Hier an dieser Stelle wurde schon der Donnergott verehrt; hier lagen vorzeiten die blinden Heiden im Gebete,* und die Sage behauptet noch jetzt, hier sei die älteste Kirche im Gau gestanden.

Sie war jedenfalls die meist besuchte des bayerischen Junthales; ehemals kamen sogar Prozessionen aus dem fernen Tirol herbei, und die Wallfahrer stiegen mit Fahnen und Standarten den steilen Weg hinan. Als 1804 die Kirche und das Priesterhaus geschlossen und dem Verfall preisgegeben werden sollten, standen die beiden Asebauern zusammen, die seit ältester Zeit her gewohnt waren, nach St. Peter zur heiligen Messe zu gehen; sie kauften die Kirche und das Priesterhaus, übernahmen auf ewige Zeiten die Sorge für diese Gebäude und den Geistlichen, der im Volksmunde den altherkömmlichen Titel „der Probst vom Petersberg“ weiterführte. Dieser war für die Kinder seiner Patronatsherren auch zugleich Schulmeister, und außerdem hatte er die sogenannte Herberge oder Zechstube inne, welche letztere sich besonders wegen des dort verkauften echten und vorzüglichen Tirolerweins eines ausgezeichneten Rufes erfreute, um so mehr, da der geistliche Herr selbst in leutseligster Weise bei dem Bewirten seiner Gäste mithalf.

Bei größerem Andrang der Wallfahrer, welche die kleine Kirche nicht mehr fassen konnte, ist vorsorglich zur Abhaltung der Predigt eine hölzerne Kanzel außen an der Kirche angebracht. Dann nimmt die grüne Platte, soweit sie reicht, die bunten Gruppen in den verschiedensten Stellungen auf, und alle lauschen dem Worte Gottes. Für solche Zeiten sind auch tragbare Beichtstühle vorhanden, die unter die schattigen Bäume

gestellt werden, welche die Richtung einerseits umsäumen.

Alles dieses traf heute zu. Mehr und mehr Wallfahrer stiegen herauf und begaben sich auf den freien Platz vor der Kirche, oder, um einen Morgenimbis zu nehmen, in die Zechstube.

Der Besenbinder-Karl hielt sich entfernt von dem Wege. Er wollte sich erst nähern, wenn die Predigt begann, welche ein zur Aushilfe anwesender Ordensgeistlicher halten sollte. Da klopfte ihm der Regauer Loisl auf die Schulter und sagte: „Karl, du muast mir helfn. Du hast mi an d' Flintsbacher Moni gricht' — also mach, daß mi 's Dirndl aa respektiert.“

Loisl war ein Bursche von mittlerer Größe. Er hatte ein gutmütiges, aber wenig kluges Gesicht. Er trug eine Zoppe, lange Tuchhosen und einen grünen, weichen Hut, den er weit auf den Hintertopf gesetzt hatte.

Karl erinnerte sich an Genzi und an die Hoffnung, die diese auf ihn setzte. Er vermeinte, mit dem Burschen leicht fertig zu werden. „'s is recht, daß i di triff, Loisl,“ sagte er leise. „Die Gschicht vom Johannitag muast dir aus 'n Kopf schlagen; die Sach is nit natürli zuaganga.“

„Natürli is's nit natürli zuaganga,“ erwiderte der Bursche. „Moast, i bin so dumm und halt dös für natürli, wenn der alt Siboto, der scho sechshundert Jahr tot is, mitten in der Nacht plärrt, wie normal a Hafabinda.“

„Was, so schlecht hat er gunga?“ fragte Karl überrascht, der sich auf seinen Gesang etwas einbildete und gerade in jener Nacht ganz überirdische Töne seiner von Schnaps befeuchteten Gurgel zu entlocken wählte.

„Hättst 'n nur ghört!“ meinte der andere. „I begreif nit, wie dös der Brannenburger Schlossfrau gfalln hat kinnu? A Geist sei' wolln, und a so a Gekreisch! Da thaat i mi scho schaama. Hätt i mir nur traut, i hätt eam scho nachplärrt. Aber i hon mir nit traut, denn i hon halt ghofft, daß er mir am Morgen mei Hochzeiterin begegnu laßt. No, und was war's? D' Flintsbacher Moni laast mir 'n Weg. Aber die Nuß hon i bis jetzt no nit aufbeißn konna. Sechsmal war i drobn auf ihra Alm, und siebenmal hat's mi scho für d' Hüttu außigjagt.“

„Da wär's scho gscheita gwen, d' Asebauern Genzi wär dir in d' Händ gloßn?“ meinte Karl.

„D' Genzi? Da sag i nit na. Aber was oan bstimmt is, is eam bstimmt, und wenn mi d' Moni iaß aa davonjagt, die Zeit wird konna, wo's schreit nach mir; 's braucht halt alles sei' Zeit. Aber du muast beihelfa! Du muast scho ebbas, daß 's a wengl dastiger wird, so an Amulett oder halt ebbas, wenn's nur was is. Was sinnierst denn?“

„I muast an Genzi denka. Erst gestern nachts hat's mir's gstanden, daß 's ohne di gar nimmer lebn kann.“

„Ja no, dös is scho hart für sie, — 's Dirndl is soweit nit aus (ist nicht übel).“

*) Ludwig Steuhs Wanderungen im bayerischen Gebirge.

„Gwiß nit!“ fiel Karl mit Eifer ein. „Erst gestern hon i mir's denkt: was dös Dirndl für wundersöhne blaue Augn hat, gar nit zum sogn!“

„Die hat's scho lang!“ bestätigte Loisl.

„Und gwachsn is's, grad wie r a Dockerl,“ fuhr Karl in seinem Lobe fort.

„D' Moni aa — d' Moni aa!“

„Und a guats Herz hat's und a guats Smüat —“

„Sell is scho wahr,“ gab Loisl zu. „Aber wie moanst mit dem Amulett —“

„Jetzt will i dir was sogn, Loisl. I hab so an Amulett, dös wenn's d' umhänga hast, kriegt di d' Moni alle Tag ums kenna liaba.

Aber dem Dirndl, dös di iaz gern hat, der Genzi, schwind't alle Tag ebbs von ihrem Leb'n, und hast es bis zum ersten Schmah bracht bei der Moni, so is dös d' Sterbstund von der Genzi.“

„No, iaz dös möcht i grad aa nit!“ versetzte Loisl nachdenklich. „Bhüt mi Gott! Ihren Tod möcht i nit auf 'n Gwißn habn.“

„Aber unglückli möchtst es macha?“ entgegnete Karl mit Nachdruck.

„Dös aa nit! Der Teurl nomal, wenn nur das Falkenstoana Spensst nit so plärrt hät, — toan Augnblick hätt

i von der Genzi lassen! Sterbn um meinetwegen — dös wär dengerst z' dumm!“

„Also willst dös Amulett nit?“

„I — i — i moan, es is gscheita — nit. I möcht d' Genzi nit auf 'n Gwißn habn.“

„No, so wird ja alles guat!“ sagte Karl befriedigt.

„Lali! hast denn nit gmirkt, daß i di zum Narnn ghaltn hab? Nit der Ritter Siboto is's gwen, der gsunga hat, sondern i selm. Mei' Besenbinderstimme hat dir so weh tho.“

„Also hast mi nur so tribuliert?“ rief Loisl, einem Schritt zurücktretend und Miene machend, dem Alten einen Schlag zu versetzen. Aber dieser hielt ihm die Hand und sagte leise zu ihm: „Sei staad, sunst mach i di so spöttisch, daß d' di nimmer sehgn kannst lassn. I hab's guat mit dir gmoant und hab di mit der Genzi z'ammföhren wolln, — fähr die aa heunt no zu ihr. Dös is nacha aber mei' letzter Liabshandl! Schau nur, dort A Prachtmabl! des grea Hüatl

kimmt d' Genzi. Und wie schö ihr steht! Geh ihr entgegn und schent ihr den Buschen von dein Hut, oder i richt an andern hin zu ihr —“

„Dös hat's nit vomöten! I geh scho selm.“

„Da hast anstatt 'n Amulett a paar Aderkranln (die beiden Kinnbacken der Matter, die als Schmuck ver-

wendet werden) an dei' Uhrhäng. I schent dir's, daß d' mir nix nachtragst,“ lachte Karl. „s Amulett bhalt nur!“ entgegnete Loisl.

„D' Aderkranln aber nimm i. Du bist dengerst a rechta Kalkafka, Karl! No, vom mir aus, satteln ma halt wieder um!“

Mit diesen Worten verließ er den Besenbinder und näherte sich der in ihrem Sonntagsstaate prächtig einhererschreitenden Genzi, die, anfangs verlegen, bald gar freundlich that und einen dankbaren Blick zu Karl hinübersandte, der mit stiller Freude nach dem Paar schaute, das sich mit seiner Hilfe wiedergefunden. —

Gleich darnach begann die Predigt, an welche sich der übrige Gottesdienst anreihete. Die Heiterkeit, welche sich Karls während seiner Unterredung mit Loisl bemächtigt hatte, verschwand allmählich, als er sah, wie sich nach dem Gottesdienste die Familien und Befreundeten zusammen thaten und gemeinsam sich nach der Zechstube begaben oder zum Abstiege anschieden. Niemand kümmerte sich um ihn.

Mehrere Degerndorfer Bauern warfen ihm gehässige Blicke zu oder gingen hohnlachend an ihm vorüber.

Karl erinnerte sich der Vorstellungen, welche ihm Tresei gemacht, und konnte nicht umhin, ihr im stillen recht zu geben. Er hatte sich von den Menschen abgeschlossen, und dafür schlossen sie sich jetzt von ihm ab. So lange er jung war, gefielen seine Sonderlichkeiten; jetzt, im Alter, nannte man ihn einen „Feren“, wie ihn auch gestern der Menbauer genannt. Während er, etwas abseits auf dem Rasen lagernd, so



Edw. Wagner

„Schau nur,“ meinte der Besenbinder-Karl, „dort kimmt d' Genzi. A Prachtmabl! Und wie schö ihr des grea Hüatl steht!“

für sich hingrübete, hörte er sich vom Aisenbauern angesprochen. Rasch erhob er sich, seinen Hut abnehmend.

„Du woast wohl nit, was passiert is, weil's so ruhi dastit?“ fragte ihn dieser.

„Was soll i wissen, Herr?“

„Grad hat mir oana d' Post bracht, daß dem Studenten, von dem i dir gestern erzählt hon, an Unglück passiert is. Er is heunt in aller Fruah von Brammenburg aus zum Grund aufsi, weil er di hat auffuachen und kennen lerna wolln. Und weil er der Höhln nit gfundn hat, wollt er an Schuß mit seiner Pistoln abgeben, um di aufiz'lockn aus dein' Loch. Aber wie 's Unglück hat wolln, is eam der Lauf z'prunga und a Trumm davon an 'n Kopf gslogn. Der Guatsjaga hat den Schuß ghört und is eam nachganga und da hat er den jungen Menschen ohnmächtig und blutüberströmt gfundn. Schnell hat er von der Wochinger Mühl Leut gholt und die habn den Studenten furt tragn auf d' Mühl, wo er si wieder erholt hat. Gottlob is sei' Wundn aber nit lebensgefährli!“

„Sapprama!“ rief der Besenbinder. „Dös is ja dengerst aus der Weiß. Na, dös Unglück! Und grad heunt muas i nit z' Haus sei!“

„Sei froh, daß d' nit dahoam warst,“ entgegnete der Bauer. „Da wärst nit so friedli daglegn, wie i di troffen hon, denn dir schiebn's d' Schuld an dem Unglück zua, wenn's d' aa nix dafür kannst. Den Sonderling wollen's nimmer leiden da, sag'n's, und da ham si a paar Manna aus der Nachbarschaft z'ammtho und ham dei' ganz Nest zerstört, damit's di amal weiterbringa.“

Karl wurde bleich.

„Was, dös hätten's tho?“ rief er. „Die schlechten Leut! Was hab i eahne denn tho? No neamd'n bin i no zur Last gwen; so lang i leb, bin i mit dem z'frieden gwen, was andere verachtn. Mit Rattern, Frösch und Schnecken, mit Wurzeln und Kräutern hon i mei' Hunger gstillt und niemals hon i bettelt, i hon meine etli Kreuzer ehrli verdeant. Was hon i denn meine Mitmenschen tho, daß 's mi a so hassn und verfolg'n?“

„I woast's, nix hast eahna tho, und dengerst san's deine Feind,“ erwiderte der Aisenbauer teilnahmsvoll. „Und woast warum? Weil's d' halt alleweil guaten Muats bist, koa Sorg kennst und neamd braucht hast. Meidi san's dir um dein' Friedn, und jetzt gebu's dir d' Schuld an dem Unglück, daß 's a Ursach habn für ihra Swaltthat. I bin dir guats Mats: geh die Leut die nächst Zeit aus 'n Weg; 's gscheitest is's, du nimmst den Vorschlag von der Wasl an und schlagst in Klausling dei' neue Hoamat auf. Verhalt di nit länger. Siehst ja, wie d' Leut scho z'ammastehn und herschaugn auf di. Druck di abseits, — i werd scho zu dei' Gunsten reden. Also, bhüt di Gott!“

„Bergelt's Gott, Herr,“ sagte Karl. Er sah wirklich überall nur feindliche Blicke auf sich gerichtet und fand es darum selbst für geraten, sich zu entfernen. Nur e i n Augenpaar strahlte ihm glücklich entgegen,

das Cenzis, die in heiterster Unterhaltung mit Poisl begriffen war und ihm freudig zunickte, als er an ihr vorüberschritt.

Auf einem vereinsamten Pfade schlug er den Weg zu seiner Höhle ein. Obwohl schon darauf vorbereitet, erschrak er dennoch über diese vollständige Zerstörung seines Felsenschlosses. Seine notdürftige Einrichtung war herausgeschleudert und zerschlagen, mit Ausnahme seines selbst verfertigten Sarges war nichts mehr ganz. Wutentbrannt und zugleich tief bekümmert saß er auf einem Felsen und blickte auf diese Verwüstung.

Jetzt fühlte er es deutlich, er hatte niemanden, der ihn liebte — er war ganz allein, ausgestoßen, und dabei konnte er nicht einmal andern die Schuld geben, sondern nur sich selbst. Da sang die Drossel auf der nahen Buche. Eine solch einschmeichelnde Weise hatte ihn einst veranlaßt, hier seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Jetzt kam es ihm vor, als fänge sie sein Abschiedslied.

Aus einer verborgenen Felsenspalte holte er dann ein Fläschchen hervor, in welchem er das Gift von erschlagenen Reptilien aufbewahrte. Ein böser Gedanke stieg in ihm auf, als er es zu sich steckte. Auch die Notkreuzer, die er gut verwahrt hatte, nahm er zu sich. Seinen selbst verfertigten Sarg blickte er lange schweigend an, dann sprach er, indem er ihn mittels eines schweren Steines zusammenschlug: „Mir is an andere Liegerstatt bstimmt, — brich nur z'amm in Trümmer!“

Hierauf nahm er Abschied von seinem zwanzigjährigen, ihm so lieb gewordenen Heim. Die Thränen rannen ihm über die Wangen in den grauen Bart, als er nochmals rings umherblickte und jedem Plätzchen einen Abschiedsgruß zunickte.

Wieder sang die Drossel. Dankbar blickte er zu ihr auf, dann schritt er psadlos über Stein und Geröll das Gebirge hinauf. Vor seinem Geiste schwebte das Grab Edis, — das war sein Ziel.

IV.

Die Nacht verbrachte er in einer leeren Almhütte am westlichen Abhange des Wendelsteins. Am andern Morgen wanderte er über Riesbach, woselbst er für eine Menge Ratterkrankn, welche er in seinem Ranzen aufbewahrt hatte, sich neue Kleider und einen neuen Hut eintauschte, um nicht so heruntergekommen auszu sehen und nicht Gefahr zu laufen, von einem Gendarm angehalten zu werden. Auch wollte er dort, wohin es ihn trieb, nicht als Lump oder Vagabund erscheinen. Auf diese Art kam er umbehelligt über Holzkirchen und Starnberg nach Schöngeising, dem Ziele seiner Wanderung.

Es war ein prächtiger Sommertag, als er in der alten Heimat anlangte. Schon neigte sich die Sonne dem Untergange zu, als er an der Hütte des Häuslers Toni anklopfte, in welchem er vor mehr als zwanzig Jahren übernachtet und von der er ebenfalls als Flüchtling sich heimlich entfernen mußte. Wohl ward ihm geöffnet, aber ein fremdes Gesicht war es, das sich ihm zeigte. Wie es schien, war es eine

taube, alte Frau, die vor ihm stand. Sie begriff nur mühsam die Frage Karls nach dem Häusler Toni.

„Drent im Freithof,“ erwiderte sie. „Alle zwoa scho längst gstorbn.“

Dies war grad der Weg, den er ohnedem einschlagen wollte. Mit eigenen Gefühlen überschritt er die Schwelle des Friedhofs; ein Schauer durchbebt seinen Körper. War er doch daran, diesen heiligen Ort des Friedens zu entweihen. Auch er wollte Frieden haben, wollte sich denselben selbst geben in vermessnem Eigendünkel, weil er sich scheute, den nun beginnenden Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Er hatte ihn nicht kennen gelernt, bis ihm neidische Menschen denselben aufzwangen. Er hielt sich für zu alt, ein neues Leben zu beginnen, zu alt, um die Gunst der Menschen zu erbetteln, nachdem er dieselbe bis jetzt so leicht entbehrt.

Der Besenbinder wußte genau den Platz, wo die mit Marmorsteinen geschmückten Gräber der reichen Bauern der Pfarrei sich besanden, und er brauchte auch nicht lange zu suchen, um das Grab des Amperbauern aufzufinden. Hastig las er die auf dem Leichensteine eingegrabenen Namen. Er suchte aber ver-

gebens jenen der Edigna; der letzte der hier verzeichneten Namen war der des vor sechs Jahren in einem Alter von 42 Jahren gestorbenen Amperbauern, das mußte Edis Mann gewesen sein. Aber ihr Name selbst stand nirgends verzeichnet.

Sonderbar! Sollte der Zweifel über den Tod der Amperbäuerin, der vor einigen Tagen in ihm erregt wurde, doch berechtigt gewesen sein?

Die Neugierde, die sich seiner jetzt bemächtigte, ließ

ihn vorerst den eigentlichen Zweck seines Hierkommens ganz vergessen. Er wollte auf alle Fälle Gewißheit haben. Er erwog alle Möglichkeiten. Die noch bräutliche Bäuerin konnte ja in ihrem Heimatdorse beerdigt worden sein. Kurz, er war auf weitere Erkundigungen angewiesen und wollte sich sofort auf dieselben verlegen.

Da kam ihm, gerade als er aus dem Friedhofs-



thore treten wollte, eine schon ältliche Bäuerin entgegen. Sie hatte ein Gebetbuch unter dem Arm und einen Rosenkranz in der Hand und war augenscheinlich im Begriffe, sich in die vom Gottesacker umgebene Kirche zu begeben. Sie heftete einen einzigen festen Blick auf den riesenhaften Mann, dann rief sie: „Karl — ja, ja, du bist es!“ Sie hatte ihn trotz der langen zwanzig Jahre sogleich wiedererkannt.

Der Angerufene sah überrascht nach dem Weibe. Diese dunkelblauen Augen — war sie's oder war sie's nicht — noch ein Blick, und „Edi! Edi!“ kam es von seinen Lippen. Die hellen Thränen liefen ihm aus den Augen, und mit heißen Küßen

bedeckte er die ihm dargereichte Hand.

„Hat mir's dengerst gschwant (geahnt), daß i heunt no was inne werd!“ sagte die Bäuerin. „Und merkwürdi — grad an di, Karl, hon i denk müassa und hab mir's gewünscht, daß i's erfahren möcht, wo's d' lebst, auf daß i mei' Schuld an di endli abtragn kann. Aber was hast denn, Karl? Hör doch 's flenna auf!“

„Edi! Mei' Gott! I woaß ja nit mit der Freud

umz'gehn, i muß mi erst dran gewöhna. Andere Leut, glaub i, lacha, — bei mir is halt 's Konträr der Fall."

"Seit wann bist denn scho da?"

"Grad bin i kömma. Mei erster Gang war daher in Freithof."

"Wen hast denn da gsuaucht?"

"Wen?" — Er stockte. Doch wollte er die erste glückliche Stunde nach so lan-

ger Zeit nicht durch eine Lüge entweihen und so sagte er mit einigem Zögern: "I will dir's sagen, Ebi, wie's is; di hab i gsuaucht. Seit dein Hochzettaag hab i's nit anders gewußt, als daß d' gstorbn bist. So hab i's seit zwanzig Jahr vermoant.

Siehgst, die Bleameln auf mein' Huat, die warn für dei' Grab bstimmt."

"So dank i dir halt für dein' guaten Willn, Karl. Unser Herrgott hat mir's anders bstimmt.

Dortmals wär's mir freili recht gwen, wenn i gstorbn wär. Aber mei' Bauer is so guat mit mir gwen, daß i nach und nach bin ausgsöhnt worden mit mein' Los.

Zwoa Vuam hon i und a Deandl. Da

Bua studiert auf an geistlin Herrn, der ander kriegt 'n Hof, wenn er in d' Jahr kimmt. Mei' Bauer ist vor sechs Jahr, leider Gottes, gstorbn, Gott tröst sei' arme Seel! Dhne dös Unglück wär alles guat gwen; wie's halt kimmt, so muaz ma's nehma. Aber iah verhalt ma uns nit länger da. Kimm mit auf mei' Hof, 's san ja nur ekk Schritt hin, da muazt mir erzähl, wie's dir ganga hat. Mei', i hon so oft an

di denkt, und recht freu i mi, daß d' di endlü finden laßt."

Karl kam sich wie betäubt vor und willenlos ging er an der Seite der sichtlich erfreuten Ebi ihrem Hofe zu.

Dort kam ihnen ein hübsches, etwa zehnjähriges Mädchen entgegen.

"Kimmst scho wieder aus der Kircha z'ruck, Muatta?" fragte das Mädchen verwundert.

"Ja, i bring an Gast mit. Wer moanst, Ebi, daß dös is? Der Besenbinder-Karl is's, von dem i ent so oft erzählt hab."

"Ja, grüas Gott!" versetzte das Mädchen, dem Fremden sofort zutraulich die Hand reichend. "Da dank Ent halt recht sch, daß 's meiner Muatta 's Leben grett' habt's."

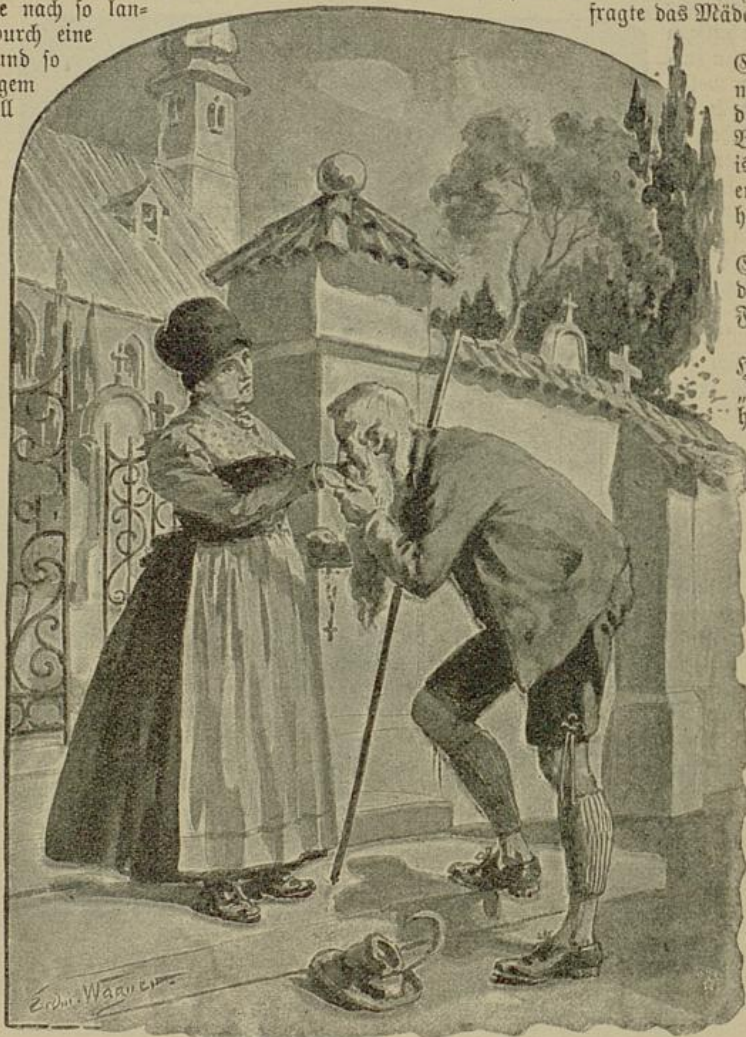
Karl wußte darauf nichts zu erwidern und drückte dem Kindeherzlich die Hand. Dann ward er in die Stube geführt und man hat ihn, sich's bequem zu machen.

"Schnell bring a Flaschen Bier und a Gräucherts," befahl die Mutter dem Mädchen, das eiligst diesem Auftrage nachkam.

"D mei," sagte Karl, "i

denk jetzt nit ans Essen und Trinka. Mi gsreut's soviel, daß d' di nit schaamst, mir so viel Ehr zu erweisen."

"Hast di denn du gschaamt, mir 's Otterngift ausz'saugn und mir in d' Amper nachz'springa, — wo hin i mi in mein' hiezin Zieba verlaufen hon," setzte sie etwas verlegen hinzu. "Dort bin i freili lange Zeit zwischen Leb'n und Sterbn gwen, aber unjer



Die hellen Thränen ließen ihm aus den Augen und mit heißen Küßen bedeckte er die ihm dargereichte Hand.

Herrgott hat's wieder zum Guaten gwend't. Ja du Lump, du," sagte sie neckend, "bist mir halt dort im Kopf gsteckt. No, i bin dir alleweil guat Freunds bliebn, und in mei Testament hon i aa für di gsort, wenn i di nit ehnda findn sollt. Aber sag mir iab, bist no alleweil a Selbstler, — alleweil no der alt Leutschen, wie du früha oana gwen bist?"

Karl erzählte nun kurz seine einfache Geschichte seit jenem Tage, wo er von Edis Vater davongejagt worden, und er verheimlichte auch die letzten Ereignisse im "Grund" bei Branenburg nicht.

"No schau," meinte die Bäuerin, "so is's ja jekt an mir, dir z' helfen, so guat i's kann. So viel is gwiß, dei' Walbleben muaszt aufgeben. Hast dir denn gar koan Gedanken für dei' Zukunft gmacht?"

"I hon seit etli Tag nur 's Sterbn im Sinn ghabt," antwortete da Karl der Wahrheit gemä, indem er unwillkürlich die rechte Hand auf die Brusttasche legte, in welcher er das Giftfläschchen wohl verwahrt hatte.

"No, 's Sterbn muaszt ma sie anemal auf d' Leht sparn," meinte Ebi, "mit dem hat's bei dir

no lang Zeit; bist ja no nit so gar alt. Da muaszt dir scho ebbs anders ausdenka."

"I müßt scho, was mir nit zwida wär!" Und Karl berichtete über die Kramerei zu Kraubling und Treseis Vorschlag.

"Dös passet ja glei für di," meinte Ebi. "I werd sorgn, daß d' dös Häusl als Eigentum kriegst; i kauf dir's. Dann muaszt halt wem zu dir nehma, der

Großer Volkskalender für 1900.

dir behilflich is und für di sorgt, wenn's d' amal krank wärs. Hast denn gar neamd, den's d' gern um di habn möchst und den's d' glückli macha kaantst, wenn's d' eam amal dös Häusl vermacheßst?"

Karl dachte nach. Die Aisenbauern Genzi und ihr Poisl — beide waren arm —, wenn er ihnen auf diese Weise zu einer Heirat und zum Glück

verhelfen könnte! Das wäre ein gutes Werk, und sie würden's ihm gewiß

danken. Er sprach diesen Gedanken auch gegen Ebi aus, die alles ganz in der Ordnung fand.

"I werd scho sorgen, daß d' koa Not mehr kennst," versprach sie, "und glaub mir, wenn's d' an eigna Herd hast und a bisl a Sach, so wern di d' Leut aa respektiern. Woast," fuhr sie offenerzig fort, "am liebsten bhaltet i di bei mir da, aber mei', viel Leut lebn no, die uns seiner Zeit mitanand gnennt ham, und du woast ja seln, daß d' Welt boshaft is. Wir warn uns in der Jugend nit bstimmt und jekt san wir zu alt und müassn's scho lassn, wie's unser Herrgott gricht' hat.

Also über dös redn wir nimmer; wir bleibn guate Freund durchs ganze Lebn, ja, ja, wir müassn's bleibn. Die größt Freund is's mir, daß i in der Lag bin, dir für deine alten Tag z' helfn."

"Aber Ebi, in mein' Lebn hab i no von koan Menschen was angnumma! —"

"Von Fremden nit," unterbrach sie ihn; "aber i bin dir ja doch nit fremd. I zwing di, daß d' mei'



Erdm. Wagner

Schenkung annimmt, oder aber, wir san gschiedne Leut! Sei staad iaz — da kimmt mei jüngerer Sohn vom Feld hoam, a braver Burfch, der mir viel Freud macht.“

Der junge Mann begrüßte den Fremden ebenso herzlich, wie das vorhin seine Schwester gethan.

Im traulichen Gespräche vergingen die Stunden, und als es Zeit zum Schlafengehen war, führte der Sohn den Besenbinder ins Gasthaus, wo für ihn Quartier besorgt war. Andern Tags wollte Karl Abschied von der Bäuerin nehmen und zu Fuß nach München wandern, aber Edis Sohn hatte schon das Wägelchen hergerichtet, mit dem er ihn zur nächsten Eisenbahnstation nach Maißach fahren wollte.

So sehr sich Karl auch dagegen sträubte, versah ihn Edi doch mit Geld, daß er in München bleiben konnte, bis der Kauf des Häuschens in Raubling vollzogen sei, welches Geschäft die Amperbäuerin sofort durch den Lehrer ihres Dries einleiten ließ. Sie versprach Karl sogar, ihn dann in seinem neuen Heim zu besuchen.

Flott rollte das Fuhrwerk von dannen. Karl war es so zu Mute, als zöge er in eine neue Welt, in ein neues Leben hinein, und er sandte einen frohen Zuhlschrei zurück zu der ihm nachgrüßenden Edi und ihrem Töchterchen.

Einige Monate später, an einem schönen Herbsttage, bezog der Besenbinder Karl sein neues Heim in Raubling, zugleich mit ihm das glücklichste Ehepaar auf Gottes weiter Erde: Loisl und Genzi. Der Kramladen war vollständig neu eingerichtet, und in Stalle standen zwei prächtige Kühe. Edi, die reiche Bäuerin von Schöngesing, hatte für alles gesorgt und der Genzi auf die Seele gebunden, den Alten so zu halten, als ob er ihr leiblicher Vater wäre.

Diese Sorge fiel aber der jungen Frau sehr schwer, denn Karl konnte und wollte sich durchaus zu keiner Bequemlichkeit verstehen. An die Stelle des frisch angeschafften Bettes ließ er trockene Moosstreu bringen und in der Stube drückte es ihn, weshalb er oft den ganzen Tag auf der Gredbank saß, sein Pfeisfchen rauchte und dabei Besen band. Die meiste Zeit aber sah man ihn mit dem Schubkarren Besenreißer aus den Auen holen und die fertige Ware fortbringen. Sein Abfaß ging bald ins Große, so daß er, während Loisl beim Bahnbau Arbeit fand und Genzi Wirtschaft und Krämerei besorgte, einige Gehilfinnen anstellte und sein Besenhandel sich im ganzen Juntzhale ausdehnte.

Wenn Karl dann den ganzen Tag auf Wanderung war, freute er sich doch auch auf seinen häuslichen Herd und auf den herzlichen „Grüß Gott“ seiner Mitbewohner. Erst jetzt, im Alter, lernte er den Wert des traulichen Heims kennen und schätzen, und mit ihm ein Stück jenes Himmels, den die Menschen sich selbst auf Erden zu verschaffen vermögen. An Feierabenden mußte ihm dann oft das junge Paar vorsingen, und dann und wann ließ auch der Alte einen Gesang los, bei welchem sich freilich Loisl immer schmunzelnd an den Geistergesang des alten Siboto in der Falkensteinern Ruine erinnerte.

Edi kam, wie sie es versprochen, öfters mit ihren Kindern zu Gast und freute sich dann, daß es ihr gelungen, das Alter ihres Lebensreiters so zu verschönern. Und ganz merkwürdig war es, daß der Alte fast jedes Mal die Ankunft der Freundin ahnte; denn ohne benachrichtigt worden zu sein, sagte er dann zu Genzi: „Mir is's, als wenn heint d' Edi kaam!“ Und seine Ahnung bestätigte sich meistens.

Dann wurde dem Besenbinder stets das Herz weich, und es bedurfte nach Edis Wiederabreise immer einiger Zeit, bis er seinen gewöhnlichen Frohsinn wieder erlangte.

So vergingen wieder an zwanzig Jahre. —

„Vom langen Lebn wird ma alt,“ pflegte Karl zu sagen, wenn er sah, wie sich oftmals manche wunderten, daß er immer noch am Leben war. Aber mit dem zunehmenden Alter nahmen seine Körperkräfte mehr und mehr ab. Das Besengeschäft mußten allmählich Loisl und Genzi mit ihren nun auch herangewachsenen Kindern übernehmen. Der alte Karl saß jetzt meist auf der Gred, oder er rastete am Ufer des Juns und blickte mit unbeschreiblicher Sehnsucht den Schiffszügen nach, welche den Jun hinabfuhren.

„Mit möcht i!“ rief er da oft in kindischer Weise aus. Und wenn die Fenster im Schlosse zu Neubauern, von der untergehenden Sonne bestrahlt, in hellem Feuer herüberglänzten, die Felsen des Kaisergebirges erglühten und die übrigen Berge wie mit violetten Schleiern bedeckt erschienen, da erhob er sich oftmals und rief der zur Rüste gehenden Sonne zu: „Mit möcht i! Mit möcht i!“

Es war an einem solch wundervollen Herbstabend, an dem der Himmel über und über in Gold und Purpur erstrahlte, als ihm Genzi so schonend als möglich das Hinscheiden der Amperbäuerin meldete. Tief ergriffen vernahm er die Nachricht; er sank in sich zusammen, und ein Beben ging durch seinen Körper. Dann aber, wie durch wunderbare Kraft getrieben, erhob er sich, streckte die Arme nach der untergehenden Sonne aus und rief wie jubelnd aus: „Edi, Edi! I kimm!“ Am selbigen Tage ging auch er zur Rüste.

Noch heutigestags aber erzählt man sich in den Bergen dort die seltsamen Begebenheiten von dem Besenbinder-Karl — dem „Mann im Grunde“.

Die Versuchung.

Von Franz Wichmann.

Es war die höchste Zeit, der Kreuzhofbauer mußte fort in die Stadt. Bis zur letzten Minute hatte er gezögert, und aus einem guten Grunde: es war ihm doch eine bedenkliche Sache, Haus und Hof auf mehrere Tage allein zu lassen. Freilich, seinen Dienstboten durfte er vertrauen, die hatten sich nie etwas zuschulden kommen lassen. Aber seit sein Weib gestorben, war er unruhig und furchtsam geworden. Man hörte so viel von Unsicherheit im Lande, von Einbrüchen in den benachbarten Dörfern. Wenn die Spitzbuben es auch bei ihm versuchten! — Der größte Teil seines Vermögens lag zwar in sicheren Papieren in der Stadt, aber das Geld, das er auf dem letzten

Biehmarkt erlöst hatte, besand sich noch dort im Schreib-

tisch. Drunten hatte der Anselm den Braunen an das Wägel ge spannt, das ihn zur nächsten Eisenbahnstation führen sollte: ungeduldig knallte er mit der Peitsche.

Aber der Bauer ging noch immer unruhig in dem Schlafzimmer umher. Das Geld im Schreibtisch ließ ihm keine Ruhe. Wenn Diebe einbrächen, würden sie hier zuerst nachsuchen. Aber was sollte er thun? Mitnehmen, das war nicht weniger gefährlich, man konnte beraubt werden — oder es verlieren. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er öffnete das Schubfach, zog etwas Zusammengewickeltes hervor und schob es unter den auf niedrigen Füßen stehenden Schreibtisch. Dort so verloren hingelegt, war es am sichersten; da würde es niemand suchen.

Es war ganz finster unter dem alten Möbel, und nur, wenn man sich auf den Boden legte, hätte man es entdecken können.

Unser Quirin Walz lächelte ver schämt über seinen klugen Einfall und folgte jetzt beruhigt der Mahnung seines Knechtes.

Die Dienstboten standen alle unter der Thür, als der Herr davonfuhr. Des Nachbarn Alois, der auch auf die Station wollte, lenkte das Fuhrwerk, um es am Abend zurückzubringen.

„Wär' besser, der Herr hielte selbst nochmal Hochzeit, als daß er auf eine andere fähr“, meinte Bertha Birner, die Stallmagd.

„Ist doch seine Schwester, die Hochzeit hält“, entgegnete Lisette Frühwein, die das Hauswesen versah, „da konnte der Herr nicht wohl daheim bleiben.“

„Ist aber auch eine Wittib, die sich den zweiten Mann nimmt; ich denke, der Bauer könnt's auch so machen.“

Anselm blickte die Stallmagd von der Seite an. „Meinst gar, du selber wärst recht für den Herrn?“

„Sein Geld thät' ihr schon gefallen“, lachte Fridolin Hauser, der ältere der beiden Knechte.

Anselm unterdrückte einen Seufzer. „Ich wüßt schon, was ich thät', wenn ich der Herr wär.“

Die Bertha stemmte die Hände auf die drallen Hüften und lachte ihn an. „Freilich, ein Jüngerer wär' mir schon lieber, aber einen armen Schlucker mag ich nicht.“

Dem Knechte schoß das Blut ins Gesicht. Was half es ihm, daß er das eitle, hübsche Mädchen gern

sah! Er wollte eine bittere Antwort geben, doch eine andere Stimme mischte sich ein: „Geld hat noch keinen glücklich gemacht, und der größte Reichtum — wie unser Herr Pfarrer sagt — ist die Ehrlichkeit.“

Die Stallmagd lachte verächtlich. Das sah der dummen Gans, der Lisette, ganz ähnlich. Sie konnte dieses stille, bescheidene Mädchen, das den ganzen Tag rastlos im Hause thätig war, nicht leiden. Und daß ihr der Anselm früher gut gewesen, mochte sie ihr vollends nicht vergessen. Wie konnte man nur dieses armselige Geschöpf, dessen eine Schulter höher war als die andere, und das nicht einmal ein hübsches Gesicht hatte, gern sehen! Nun, seit sie selbst auf den Hof gekommen, hatte sich das freilich geändert. Die beiden Knechte



Drunten knallte Anselm ungeduldig mit der Peitsche.

bemühten sich nur noch um sie, und das war es, was sie wollte. Ein ernstes Verhältnis einzugehen, kam ihr nicht in den Sinn, und das Beste war, es mit keinem zu verderben. So

stand sie sich am besten, denn schon oft hatten die beiden von ihrem kärglichen Lohne etwas abspart, um ihr ein Band oder eine Schleife für ihren Sonntagsstaat zu kaufen. Letzt hin hatte ihr der Anselm sogar einen Ring mit einem schönen grünen Stein geschenkt, auf den sie sich nicht wenig einbildete. Sie warf den rothaarigen Kopf zurück und entgegnete spitz: „Ich denke, daß wir alle nicht weniger ehrlich sind wie du!“

„So betet zu Gott, daß ihr es bleibt und euch der Böse nicht in Versuchung fähre“, antwortete Lisette

in ihrer sanften Weise und ging davon, ihrer Arbeit nach. Sie wollte die Abwesenheit des Bauern benutzen, um das Haus gründlich zu putzen. Das Schlafzimmer, das der Herr den Dienstboten nur ungern offen ließ, bedurfte schon längst der Säuberung. Dort wollte sie den Anfang machen.

„Thät' eine gute Pfarrersköchin geben, die Lisette, meint ihr nicht auch“, spottete die Stallmagd, „predigen kann sie besser wie der hochwürdige Herr selber.“

Die Knechte lachten laut, so daß es die Verhöhte im obern Stockwerk hörte. Von Anselm thät es ihr wehe. Das Beste war: Arbeiten und Vergessen. — Sie kniete nieder und begann den Boden aufzuwaschen.

Unter den Möbeln hatte sich Schmutz und Spinnwebewebe angesetzt; sie nahm den Besen am Stiel, um es fortzukehren. Unter dem Schreibtisch stieß sie auf

einen festen Gegenstand; sie zog ihn hervor und unterjuchte ihn. Das Klirren und Klang, . . . herrlich, das war Geld! Erschrocken schob sie den Pack wieder zurück, ohne weiter nachzusehen. Wie kam das Geld nur dorthin? Hatte der Herr es versteckt, — oder wußte er selbst nicht darum? Das Geheimnis begann sie zu drücken. Sie kam sich wie schuldig vor, daß sie darum wußte. Bis zum Abend hielt sie es aus. Dann, als man sich zum Essen um den runden Tisch in der Gefindestube setzte, mußte sie sich das Herz erleichtern. Es war doch besser, wenn alle darum wußten, damit es kein Unberufener finde. So erzählte sie, was sie gefunden. Eine Zeit lang schwiegen alle; jeder blickte verstohlen auf den andern.

„Geld, das man findet, braucht man nicht abzuliefern,“ meinte Fridolin, „das ist kein Diebstahl.“

„Pstui, schäme dich,“ sagte Lisette entrüstet, „was wir nicht erworben haben, gehört uns auch nicht.“

„Wenn man nur wüßte, wie das Geld dorthin gekommen ist?“ bemerkte Anselm.

„Gewiß hat es die Selige dort versteckt, damit es der Herr nicht finden solle,“ rief Bertha.

„Der Bauer weiß gewiß gar nichts davon,“ fügte Fridolin hinzu.

„Wenn das wäre,“ begann Anselm, schwieg aber wieder unter dem ernststen, strafenden Blicke, den Lisette ihm zuwarf. Aber bei sich dachte er's zu Ende: Wenn das wäre, dürfte man es ohne Gefahr nehmen. Wenn einem etwas genommen wird, von dem man nichts weiß, so hat man auch keinen Schaden davon. „Wieviel ist's denn?“ fragte er laut.

„O, es ist eine große Summe, — ich habe noch nie soviel Geld

beieinander gesehen, gewiß ein paar hundert Mark.“

Die Knechte rissen Augen und Mund weit auf. Die Gewißheit, einen Schatz, den man nur zu heben brauchte, so in der Nähe zu haben, übte eine starke Wirkung auf sie. Armer Leute Kinder, die von früher Jugend an bei Fremden ihren kärglichen Verdienst gesucht, wie sie sämtlich waren, hatten sie noch nie viel klingende Münze ihr eigen genannt. „In unserer Kammer findet man kein Geld!“ seufzte Fridolin.

„Wenn wir nur auch ein solches Päcklein hätten!“ setzte Anselm hinzu. Und im stillen dachte er, wie herrlich es sein müßte, sich neue Sonntagskleider und warme Handschuhe zu kaufen, und einen schönen Hut, in dem man auf der Kirchweih am nächsten Sonntag den Herrn spielen könnte. Und die Bertha sollte auch nicht zu kurz kommen. Die würde das Beste und Schönste erhalten, was sich finden ließ. Dann konnte sie ihm seine Armut nicht mehr vorwerfen, und er konnte ihr einen regelrechten Heiratsantrag machen.

Den Fridolin umgaukelten die gleichen Vorstellungen. Schweigend und verstimmt erhoben sich alle.

Niemand hatte Lust, noch etwas zu schaffen. Selbst Lisette schlich sich auf ihre Kammer, die Thränen waren ihr nahe; sie wußte selbst nicht, warum; aber eine unerklärliche Angst schnürte ihr die Brust zusammen. Erst im Gebet fand sie Ruhe und Frieden wieder.

Die Knechte schliefen nicht, wachend wälzten sie sich auf ihrem Lager, ohne es zu wagen, einander ihre Gedanken zu verraten. Am folgenden Morgen aber ward es Fridolin unerträglich.

„Man könnte einmal nachsehen, ob die Lisette wahr gesprochen,“ meinte er, als sie sich rüsteten, auf das Feld zu gehen. Anselm blieb stehen.

„Das wäre nichts Unrechtes. — Aber ich traue mir's nicht. Wenn der Herr zurückkäme.“

„Nein, der kann unter drei Tagen nicht wieder kommen. Wenn du Furcht hast, gehe ich selbst hinauf; nehmen will ich's natürlich nicht; nur einmal anschauen.“ Anselm blieb an der Treppe stehen, während Fridolin zum Schlafzimmer hinaufschlich.

„Wenn mich nicht hört,“ dachte er, „die ist so einsältig, mit ihrem Gewissen.“

Aber das Mädchen war mit der Stallmagd im Hofe beschäftigt. Er sagte Mut, warf sich auf den Boden und langte unter den Schreibtisch. Wirklich — da war es, hart und schwer. Er hielt einen alten schmutzigen Lumpen in seiner Hand und wickelte ihn auf. Ein gestrickter Beutel lag vor ihm. Mit zitternden Fingern

machte er ihn auf. Ein Sonnenstrahl fiel durch das Fenster. Wie das glitzte und blitzte! Gold, lauter Gold! Er hielt den Atem an, seine Augen weideten sich. Wenigstens zählen mußte er es doch. Das war eine unglaubliche Summe — ein ganzes Vermögen! Die Stücke klangen in seinen zitternden Händen. Dreihundert Mark! Er ließ das Geld in den Beutel zurückfallen und wog ihn in seiner Hand. Damit konnte man alles haben, alles kaufen, die ganze Welt. Unwillkürlich ließ er es in seine Tasche gleiten. Wie das schwer war! Er schlug mit der Hand daran. Das klirte und klang. — Mein Gott, wenn er ein reicher Mann wäre! Aber ein Gedanke erschreckte ihn. Die andern wußten darum, sie würden ihn verraten; aber teilen wollten sie, es blieb ja auch so für jeden genug. Er holte den Beutel wieder hervor, schob ihn an seinen Platz und kehrte leise zu Anselm zurück.

Als Lisette eine Viertelstunde später durch den Hausflur ging, sah sie die beiden Burschen flüsternd am Fuße der Treppe stehen. Wie sie sich näherte,



Er warf sich auf den Boden und langte unter den Schreibtisch.

schwiegen sie und blickten zu Boden. Wieder folterte sie die Angst und schnürte ihr die Brust zusammen. Als am Mittag die Knechte vom Felde heimkehrten, stand sie hinter der angelehnten Haustür, ohne daß man sie bemerkte. Die Knechte sahen sich um, ob sie allein wären. Lisette rührte sich nicht. Wieder begannen sie zu flüstern: „Ich hab' die ganze Nacht davon geträumt, Fridolin.“

„Ich habe auch nicht schlafen können.“

„Wenn wir's hätten, könnten wir ruhig sein.“

„Hol du's, Fridolin!“

„Ich hol's nicht, hol du's!“

„Aber wir teilen ehrlich.“

„Natürlich!“

„Und die Bertha?“

„Die bekommt auch ihr Teil davon. Der Lisette brauchen wir nichts zu geben, die kenn' ich!“

„Aber wenn sie uns verrät?“

„A bah, das laß meine Sorge sein, die fürchtet sich vor uns.“

„Ich thät' es holen, aber ein Zehner muß dem extra gehören, der es wagt.“

„Weinetwegen!“

Sie schreckten auf, Bertha kam vom Stalle herein. Sie wies nach oben.

„Ich hab' es auch gesehen!“

„Liegt es noch dort?“ fragten beide.

„Freilich, bis es einer holt. Das gäb' eine lustige Kirchweih, he!“

Sie waren durch den Flur der Treppe zu gegangen. Lisette schlüpfte aus ihrem Verstecke.

„Kommt, das Essen ist fertig.“

Anselm schreckte zurück. Man mußte noch warten. Aber am Nachmittag sollte es geschehen.

Nach der Mahlzeit saßen sie wieder stumm und brütend da. Nur Lisette verließ das Zimmer und ging in den oberen Stock hinauf. Nach einer Weile hörte man in der Kammer ihre Schritte. Dann kam sie wieder herab, als Bertha sich eben entfernte, um nach dem Vieh zu sehen.

„Du gehst fort?“ fragte Anselm.

„Zur Mühle nach Bachau, das Mehl ist ausgegangen. Vor Abend bin ich wieder da.“

Die Knechte sahen sich an, die Gelegenheit war günstig.

„Jetzt thut' ich's,“ flüsterte Anselm und schlich hinaus. Fridolin holte sich einen Krug frischen Most aus dem

Keller. „Morgen trinken wir Wein,“ dachte er, „das soll ein lustig' Leben werden.“

Dem Anselm zitterten die Knie, als er das Schlafzimmer betrat. Mit fiebernden Händen griff er unter den Schreibtisch. Er fühlte nichts, das Geld mußte ganz hinten liegen. Er streckte sich auf den Boden aus, um tiefer hinuntergreifen zu können. Tod und Hölle, was war das! Er erreichte die Wand, ohne etwas zu greifen. Das Geld war nicht mehr da! — Der Fridolin, der Glende, hatte ihn betrogen! Der mußte das Geld genommen haben und suchte vielleicht in diesem Augenblick schon damit das Weite. Eine fürchterliche Wut erfaßte ihn. Er wollte aufspringen. Da lähmte ein jäher Schrecken seine Füße. Schwere

Tritte kamen die Treppe herauf, er kannte sie, es war der Bauer! Mit einem Satz stand er an der Thür, aber ehe er hinaus schlüpfen konnte, trat der Bauer bereits auf die Schwelle. Vom Schuldbewußtsein erdrückt, stand Anselm mit schlotternden Knien am Thürpfosten.

Der Kreuzhofbauer, der unten im Hause niemandem begegnet war, machte ein verwundertes Gesicht, als er den Knecht aus seiner Kammer kommen sah.

„Bin unerwartet heimgekehrt,“ sagte er kurz, „mein künstiger Schwäher hat sich den Fuß gebrochen, und die Hochzeit ist verschoben worden; da bin ich heut früh wieder fort, um daheim nach dem Rechten zu sehen. Aber was thust du da, Anselm?“

Der Knecht zitterte am ganzen Leibe. Was sollte

er antworten? Sein halbes Leben hätte er gegeben, wenn ihm diese Dual erspart geblieben wäre. Das war nun die Strafe! Aber daran war sie schuld, die falsche, eitle Bertha, um ihretwillen hatte er es thun wollen; o, wie er sie in diesem Augenblick haßte.

Der Bauer wiederholte ungeduldig seine Frage.

„Ich,“ stotterte Anselm, „ich hab' die Lisette gesucht.“

„Hier oben in meiner Kammer?“

„Sie hat hier gepuht.“

Das war freilich schon gestern gewesen, aber dem Geängstigten fiel nichts anderes ein.

Der Kreuzhofbauer stampfte ärgerlich mit dem Fuße auf. „Hast du's noch immer mit dem Mädel? Du weißt, daß ich die Liebeleie nicht will.“



„Wo hast du mein Geld, Schuft?“ so rief der wütende Mann.

„Aber sie ist ja gar nicht mein Schatz — die — die!“
Er stockte aufs neue unter dem forschenden Blicke des Bauern, dem sein Benehmen verdächtig vorkam, und schlich mit gesenktem Kopfe aus der Thür.

„Er hat ein böses Gewissen,“ murmelte der Bauer, und von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, eilte er auf die Wand zu, kniete nieder und griff unter den Schreibtisch. Sein Gesicht entfärbte sich. Wahrhaftig, das Geld war fort. „Räuber, Diebe!“ kreischte er auf. Und mit ein paar Säßen sprang er die Treppe hinab.

Der Fridolin drückte sich eben aus der Hausthür, aber den Anselm erwischte er noch im Flur. „Wo hast du mein Geld, Schuft?“ so rief der wütende Mann.

Der so überraschte konnte kaum ein Wort hervorbringen. „Ich, — ich weiß von nichts!“

„Führe mich auf deine Kammer, ich will sehen, wo du es versteckt hast?“

Anselm öffnete alle seine Sachen, aber das Suchen blieb erfolglos.

„So hast du es bei deiner Liebsten verborgen. Wir werden es schon finden.“

Rasch ging er in Lisettens Kammer. Ihr Koffer war nicht verschlossen. Krampfhaft durchwühlte der Bauer den Inhalt.

„Da, da, — was hab' ich gesagt? — Da ist es!“

Er hatte ein paar Strümpfe und Taschentücher herausgeworfen, unten auf dem Grunde lag das entwendete Geld. — „Willst du gestehen, ihr habt mich gemeinsam beraubt!“

„So wahr mir Gott helfe, Herr, ich weiß von nichts,“ stammelte Anselm mit tödlichem Schrecken, „aber die, die — hat es nicht gethan.“

„So, das wollen wir sehen! — Wo ist die Dirne?“

„Fortgegangen, auf die Mühle, Herr!“

„So wird sie gleich zurückkommen, du bleibst bei mir, und daß du ihr kein Zeichen giebst, kein Wort redest, sonst schick' ich auf der Stelle nach dem Gendarm.“

Er hatte kaum ausgesprochen, als die Hausthür ging. Lisette kam in die Küche und stellte das Mehl ab. Dann schickte sie sich an, die Treppe emporzusteigen.

Als sie auf der obersten Stufe ankam, trat ihr der Bauer unvermuthet entgegen, während Anselm sich zitternd im Hintergrunde hielt. „Wo ist das Geld?“ schrie er sie an. Sie schien wirklich zu erschrecken. Dann aber sagte sie sich und sah ihm ruhig ins Gesicht. „Das Geld, das unter dem Schreibtisch lag?“

„Ja, du weißt also?“

„Gewiß, ich habe es gefunden, als ich die Kammer putzte.“

„Und gestohlen!“

„Gestohlen!“ schrie sie auf. „Ich habe es fortgenommen, es liegt in meinem Koffer.“

„Freche Dirne, das wagst du mir zu sagen! Gehe es nur, ihr habt gemeinsame Sache gemacht, dieser hat es dir gegeben.“

„Anselm! Bei allen Heiligen, er ist unschuldig!“

„Wie die Lisette, das schwör' ich,“ rief der Knecht in plötzlich ausbrechendem Gefühl.

Der Bauer wußte nicht, was er denken sollte; Lisettens Ruhe, ihr offenes Geständnis entwaffneten ihn.

„Sprich, wie kamst du dazu?“

„Ich nahm es fort, damit es niemanden in Versuchung führen sollte,“ entgegnete sie fest, und ihr Blick traf Anselm, der glühend rot wurde und sich abwandte.

Der Bauer fühlte, daß sie die Wahrheit sprach. Sein Zorn schwand plötzlich.

„Wenn es so ist, Lisette! Du bist ein braves Mädchen, ich glaube dir.“

Fremdige Röthe färbte die Wangen der Magd, nicht weil sie den Verdacht gegen sich entkräftet, sondern weil sie den Geliebten gerettet sah. Um ihn hätte sie alles ertragen, selbst den schändlichen Verdacht eigener Schuld.

Als sie wieder fortgegangen war, schlich Anselm ihr nach. Im Flur begegnete ihm Bertha. Er würdigte sie keines Blickes und wandte ihr verächtlich den Rücken. Er war plötzlich ein anderer Mensch, ein reuiger, zerknirschter Sünder geworden. „Lisette,“ flüsterte er, als er die Magd im Hofe traf, „Lisette!“

Sie wandte sich um. „Was willst du?“

„Dir danken,“ sagte er mit niedergeschlagenen Augen.

„Danken, wofür?“



Ruhig mit glücklichem Lächeln ließ sie ihm ihre Hand, die er zärtlich drückte.

„Daß du mich gerettet vor mir selbst, vor dem Bösen, — ich weiß es ja, nur um meinetwillen hast du es gethan.“

Das Mädchen schauderte. „So warst du wirklich im Begriffe, den Schurkenreich zu thun?“

„Ja,“ rief der Bursche in überquellender Reue, „und ohne dich wäre ich jetzt ein Verbrecher. Kannst du mir verzeihen, Lisette?“

„Wenn du wahrhaftig bereuist, ja!“

„O Dank, — und — und kannst du mich auch noch ein wenig lieb haben, wie früher?“

„Lieber noch,“ sagte sie, „denn jetzt weiß ich, daß du nie mehr auf Abwege geräthst; diese Stunde wirst du nicht vergessen.“

„Niemals, niemals. — Aber eines schwöre ich dir bei den Höllequalen der Angst, die ich ausgestanden, fortan will ich arbeiten und sparen, für dich Lisette für unser Glück; du machst mich reicher als alles Geld der Welt.“

Ruhig und mit glücklichem Lächeln ließ sie ihm da ihre Hand, die er zärtlich drückte.

Der kluge Handwerksbursche.

Der Maier Arnold war auf der Reise und, was sein Auseres betrifft, gegen die Gewohnheit vieler Handwerksburschen sehr sauber, ja man kann sagen, nobel gekleidet. Ein nagelneuer Kammgarnanzug, ein weißes Hemd mit Stehkragen, ein schwarzes Filzhütchen, noch kleiner, als es der alte Napoleon trug, ein Paar hochabsätzig, guterhaltene Bottinen und eine von Gold sein sollende Uhrkette, die breit und dick sich über das Brusttuch legte, so daß man im Notfall auch einen Radschuh dran hängen konnte, all dies gab ihm ein ganz „herrliches“ Aussehen, um so mehr, als auch der schwarze Schnurrbart gedreht und gedreht war, als käm' unser Wanderer stracks aus dem Magyarenland.

Nicht ganz so nobel sah es im Magen aus; da sprang der Hunger an den glatten Wänden hinauf, denn der Geldbeutel des Arnold war leer, ach so leer, daß er diesen Tyrannen mit dem besten Willen nicht bändigen konnte — wenigstens nicht auf herrliche Art.

„Doch wozu,“ sagte der Arnold „ist man auf der Reise und wozu giebt es reiche Bauern? Fechten wir also! Wer auf Reisen war und nicht gesochten hat, ist auch kein rechter Handwerksbursche!“

Auf einem Ausläufer des Schwarzwaldes unweit der Landstraße liegt im Schatten einer uralten, mächtigen Linde und im Spalier hochgewachsener, zitternder Pappeln, massiv und behäbig wie eine Ritterburg der alten Zeit, der Bühlhof, ein schönes, zweistöckiges Wohnhaus, dessen hellglühende Fenster und blendend weiße Vorhänge, ebenso wie die ausgedehnten, in gutem Stande befindlichen Oconomiegebäude den Wohlstand des Bauern und die Tüchtigkeit der Bäuerin bekunden.

In der Wohnstube, wo Tisch und Stühle blank geschuert, Holzwerk und Decke aber mit gelbem Ocker

gut gestrichen, braun mazeriert und mit wasserhellem Kopallack ausgezogen sind, sitzt soeben der Gendarm Schlaule und hat vor sich auf zinnernem Teller ein Stück Speck, Speck von erster Güte, mit so einladenden roten Streifen drin, — und neben dem Teller steht ein Glas echtes Chrieswasser und in der Hand hält er eben einen gar riesigen Laib Brot, von dem



Währenddem geht die Thüre auf, und in derselben sieht der schmucke Arnold.

er nun, als waffengeübter Mann, mit Geschick ein gehöriges Stück herunterfäbelt.

„Trinke-n au,“ sagte der Bauer, ein weißhaariger Mann mit gutmütigem Gesicht, „trinke-n au, Herr Stationskummidant; trinke-n au, aß i nomol ischente cha. Oder isch des Chrieswasser am End nit guet?“

„Bühlbauer, prima Ware! Hab' noch nichts so getrunken,“ sagte der Gendarm, der die schwache Seite der Bauern kannte und wußte, daß sie in dem Maße willfähriger und freigebiger werden, als man sie lobt. „Auf Ehre, noch nichts so getrunken! Aber zu viel darf man doch nicht trinken, besonders, wenn man noch Dienst hat,“ fügte er bei, leerte aber doch das Glas auf einen Zug.

Währenddem geht die Thüre auf, und in derselben steht der schmucke Arnold, der hier nichts anderes als

fechten wollte. Aber beim Anblick des Gendarmen faßt er sich schnell: „Nüt für unguet, Buur, i ha wölle froge, ob Zhr Euer Farre no hänn. I bi vo Sitzchilch, sott e G'meinsfarre chaufe, und do hett mer öpper g'sait, Zhr haige-n ein. Wie isch's?“

„I ha-n emol ein g'ha,“ sagte der Bauer, „aber er isch scho lang furt. Aber chömme numme-n ine, e Gläskli Chriestwasser wird nüt schade, wemme so wit g'losse-n isch.“

„Hunger und Durst sinn just nit groß,“ entgegnete Arnold, „aber i will Euch nit verzürne-n und e weng mithalte. Schömme-n-er emol uf Sitzchilch, so mache mer's wieder wett!“

Mit diesen Worten setzt er sich an den Tisch gerade gegenüber dem Gendarmen und spricht alsbald dem Speck und dem Chriestwasser eifrig zu. Wenn der Gendarm dem Bauern etwas erzählte, daß dieser Mund und Nase aufsperrte, dann unterhielt sich der Arnold währenddem ebenso eifrig mit Chriestwasser und Speck, und der Gendarm that dasselbe, wenn der Arnold dem Bauern Vortrag hielt.

Als sie beide gefättigt waren, brach der Gendarm auf, denn er habe noch eine weite Tour zu machen, wie er sagte, indem er dem Arnold freundschaftlich die Hand drückte.

Nach einigem Hin und Her über Farren, Küh' und Kälber nahm auch Arnold seinerseits dankend Abschied vom Bauern. Seinem Dank fügte er noch die Einladung und die Bitte bei, der Bauer möge auch einmal bei ihm in Sitzchilch vorstellig werden, wo man dann Chriestwasser und Speck wett machen könne.

Der „Stationskummidant“ aber erhielt bald darauf einen kuriosen Brief. Dieser lautete wie folgt:

„Geherrter Heer Stabzionsgummitant!

Ich mus Inen noch meinen Dank außsprechen für die Nachsicht, die sie mit mir haben, indem daß sie mich als einen Bauer ansaen und war doch nur ein Schneibergeisel als ich mit Ine Spel und Schnaps gegeesen habe. Mir für ungut, daß ich sie so angelogen habe mit dem Bauern, es müste so sein wen sie mich nicht beim Betteln erdabben sollten.

Im übrigen ihr ganz guter Freund und Zechspezel.

Nachschrist: Ja, wen sie wüsten, wie ich heiße, — gelten, wären sie froh.“

„Das ist einmal ein frecher Spatz,“ sagte der Gendarm. „Man weiß nicht, ob man sich mehr über

sein Infognito beim Bühlbauer oder über diesen Brief wundern soll. Ein abgefeimter Spitzbube ist es auf alle Fälle. Na warte, wenn ich dich kriege!“

Aber bis der 1900er Kalender heraus ist, hat er ihn noch nicht gehabt.

Magdalen.

Von Anna Geis.

„So, Frau Hahn,“ sagte der Pfarrer, „ich habe das Meine gethan. Überlegen Sie sich's nun. Die Magdalen ist ein braves, fleißiges Kind, vielleicht lernen Sie sie lieben und machen gut, was an ihr gesündigt wurde.“

Die Bäuerin schüttelte den Kopf. „Sie verstehen sich nicht auf mich, Herr Pfarrer,“ entgegnete sie herb, aber ruhig, „so was liebt man nicht. Ich hab' da auch nichts zu überlegen. Mein Gewissen ist rein, ich that recht mein Leben lang. Das Mädchen ist Waise, brav und fleißig; warum sollt' ich sie nicht auf den Hof nehmen? Ich brauch' eine. Alles andere geht mich nichts an.“

„Das machen Sie mit Ihrem Gewissen ab,“ erwiderte der Pfarrer. „Wer sich dünket, er stehe, der sehe wohl zu, daß er nicht falle, — wir sind allzumal Sünder.“ Als die Bäuerin unbeweglich blieb, fuhr er fort: „So kann ich heute, am Palmsonntag-abend, noch die Magdalen herschicken?“

„Mir ist's recht, Herr Pfarrer. Ich werd's auch dem Willem sagen.“

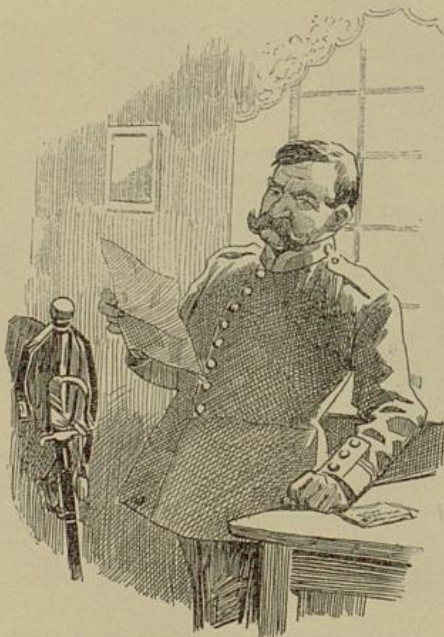
Sie geleitete den Pfarrer noch bis an die Straße und kehrte dann um, gesenkten Hauptes und langsam die

wenigen breiten Steinstufen vor der Hausthüre hinaufsteigend. Als sie in die Wohnstube rechts von der Hausthüre trat, in der das große Ehebett mit den geblühten Kattunvorhängen den meisten Raum beanspruchte, war ihr Mann vom Hofe her über den Flur hereingekommen.

„Gut, daß du da bist,“ begann die Bäuerin unwirsch, „heute abend kommt . . . die Magdalen . . . von der Nählflett . . . zu uns.“

Der Bauer fuhr zusammen. „Die Magdalen?“ fragte er fassungslos.

„Ja, der Pfarrer hat mir's angetragen. Am Freitag ist die Lissett gestorben und heute die Magdalen konfirmiert worden. Jetzt hat sie kein Unterkommen. Wir sind halt die Reichen, da geht's immer zuerst dran. Sie soll fleißig und brav sein. — Hoffentlich



Der „Stationskummidant“ aber erhielt bald darauf einen kuriosen Brief.

hält sie sich besser wie die Lisett," so fügte sie scharf hinzu und sah den Mann dabei an.

Er sagte gar nichts, sondern begann seine Pfeife zu stopfen und stierte vor sich hin. Die Nählisset war tot und ihr Kind — sein Kind! — kam als Magd auf den Hof! — Immer war ihm das Kind ein Vorwurf gewesen, wenn er's gesehen, das blasse, stille Kind mit den blonden Haaren und blauen Augen. Und nun nahm's die eigene Frau auf den Hof!

Da hatte er als junger Bursch die Lisett, die in der Stadt das Kleidermachen gelernt, weil sie zu schwach zur Bauernarbeit war, behört und hernach ließ er sie einfach sitzen, da er die reiche Müllerami heiraten sollte. Und er hatte doch die Lisett so lieb gehabt, so sehr lieb!

Die Lisett zog ihr Kind groß unter unendlichen Thränen, die keiner sah; sie klagte nie, sondern ging still und unverdrossen ihren dornigen Weg weiter. Das Thränenkind wurde ein hübsches, aber blaßes, fleißiges Mädchen. Es sah aus wie eine Blume, die im Schatten aufgewachsen ist und der Sonne bedarf. Außer der unbegrenzten Liebe seiner Mutter hatte es nicht viel gehabt; es hatte immer nur den Mangel gekannt und den Kummer gesehen im Angesicht der Mutter, die noch auf dem Sterbebette bat: „Vergieb, daß ich dir ein solches Leben bereite, und bleibe brav!"

Nun hatte die arme Magdalen niemand mehr, der sie liebte. Allein ging sie zum Altar im ärmlichen schwarzen Kleidchen, welches ihr die Mutter mit den letzten Kräften aus dem eigenen Einsegnungskleid zurechtgestrikt. Allein, mit rotverschwellenen Augen, wandte sie aus der Kirche in der Mutter Stübchen, wo deren Leiche aufgebahrt war. Da fand sie die Pfarrerin, als sie voll erbarmender Liebe nach dem einsamen Kinde zu sehen kam, das bei ihr wohnte seit der Mutter Tod.

„Geh du mit mir, Magdalen. Ich noch bei uns zu Mittag; mein Mann wird sorgen, daß du unterkommst. Morgen geh' ich wieder mit dir hierher und zum Begräbniß.“

Gehorsam, wie die Mutter es allezeit gelehrt, es zu sein, erhob sich das Mädchen. Aber unter der Thüre wandte es sich noch einmal, lief an den Sarg, in dem die Mutter so bleich und still lag, und schrie auf: „Ach, Mutter, nimm mich doch zu dir!"

Noch lag der Schmerzenszug um den schmalen Mund, mit dem sie gebeten: „Vergieb, daß ich sündigte," — zugleich auch ein stiller Friedenszug, daß endlich der heiße, bittere Kampf zu Ende sei. Und das Kind sah auch den Zug, denn es war gewohnt, im Antlitz der Mutter zu lesen, und es erstickte den lauten Schmerz in dem Gefühl, daß der Mutter nun wohl sei.

Am Abend ließ Magdalen sich eben so ruhig und gefaßt vom Pfarrer zur Schulgebäuerin führen.

Die Frau stand in der Hausthüre, als das ungleiche Paar herankam. Der breitschulterige große Mann, das schwächliche kleine Mädchen an der Hand.

„Da ist sie, die kleine, brave Magdalen," sagte der Pfarrer nach der Begrüßung. „Ich wünsche von Herzen, daß sie hier eine bleibende Stätte finde.“

„Unsere Leut' bleiben alle lange hier," entgegnete die Bäuerin mit unerschütterlichem Gleichmuth. „Wenn die Magdalen fleißig ist und gut thut, mag sie auch bleiben.“

„Öffnet ihr nicht nur das Haus, sondern auch das Herz," sagte der Pfarrer leise, unter der Hausthüre stehen bleibend. „Ein Kind bedarf so sehr der Liebe.“

„Gehen Sie nur herein, Herr Pfarrer," sagte die Bäuerin gelassen, ohne die Bitte zu beantworten.

„Ich habe noch eine Schwerfranke zu besuchen, Frau Hahn," erwiderte der Pfarrer. „Gebe Gott das Beste für uns alle. Liebe Magdalen," so wandte er sich hierauf an das still danebenstehende Kind, „suche hier die Liebe zu erwerben, derer du bedarfst; bleibe allezeit gut und brav. Der Herr segne deinen Eingang hier, mein Kind!"

Sich zum Gehen wendend, setzte er hinzu: „Morgen geben Sie wohl dem Kinde noch frei, um die Mutter zu begraben!"

„Ich bin kein Unmensch!" erwiderte die Bäuerin kurz; sie reichte dem Pfarrer zum Abschied die Hand und folgte dann dem Kinde in die Stube.

Da standen bereits die Schüsseln fürs Abendessen, und der Bauer, die beiden Knechte und die Magd saßen um den Tisch.

„Setz dich. Ich mit," sprach die Bäuerin kurz, aber nicht unfreundlich und schob das Kind hinter den Tisch neben die Magd.

„Mich hungert nicht, ich danke," sagte Magdalen leise; aber die Bäuerin schnitt ein Stück Fleisch ab, legte es dem Mädchen auf dem Teller vor und gab ihm ein Häuslein geröstete Kartoffeln. „Ich nur, ich; du brauchst Kraft. Nimm dir auch Dickmilch; das macht frisch.“

Langsam aß das Kind alles auf in dem gewohnten Gehorsam, der ihm zur zweiten Natur geworden. Als es auch noch ein paar Löffel Dickmilch aus der allgemeinen Schüssel gegessen hatte, leckte es seinen Löffel sauber ab und sah die Bäuerin einen Augenblick an.

Diese blickte nach ihrem Manne und begegnete seinen Augen. Sie hatte ihren Mann nie geliebt, aber sie war ihm eine gute Hausfrau gewesen. Heute zum erstenmale las sie in den blauen Augen des Mannes, mit denen sie ja auch das Kind anblickte. Sie las darin eine stumme, angstvolle Bitte, die sein Mund nicht auszusprechen wagen würde. Schweigend, ohne im geringsten zu verraten, daß sie ihn verstanden, aß sie zu Ende. Die Magd und die Knechte aber waren schneller als je fertig, und draußen in der Küche fuhren sie mit den Köpfen zusammen.

„Sackerlott," sagte Hannes, der jüngere, „das Kind ist ja eine Blamatsch für den Willem. Es gleicht ihm wie ein Ei dem andern.“

„Freuen kann sich das hier," warf die Magd hin, „es wird ein Leben haben wie im Himmel bei der Frau.“

„Reiß das Maul nicht zu weit auf, Karline, die Bäuerin ist so uneben nicht,“ meinte gelassen der ältere Knecht, der Peter. „Ich muß füttern gehen, komm, Hannes, lang' mir Heu.“

Die im Zimmer Zurückgebliebenen saßen derweil stumm bei einander, bis die Karline den Tisch abgewaschen hatte. Der Bauer stützte den Kopf in die Hand und sah vor sich hin; Magdalen wartete, daß man mit ihr reden würde. Sie erhob sich endlich schüchtern und kam hinter dem Tische hervor. „Habt Ihr für mich zu thun?“ fragte sie gepreßten Tones und blickte die Bäuerin an. Diese stand beim Klange der Kinderstimme mit einem jähen Ruck auf, als sei sie im Traume gestört worden.

„Nein,“ sagte sie hastig und rauh. „Du kannst hier bleiben und im Gesangbuch lesen, du brauchst's. Dann sag' ich dir gleich, daß du bei der Karline schliffst. Ich hab' dir das Bett zurecht gemacht. Wenn du nachher müde bist, geh und leg dich.“

Das zusammenschreckende Kind keines weiteren Blickes würdigend, setzte sie sich in den lederbezogenen großen Lehnstuhl neben dem Kachelofen, so daß sie ganz im Schatten des Bettes saß.

Der Bauer erhob sich nun auch, langte seine kurze Peise von der Wand am Fenster, griff im Vorübergehen das alte Gesangbuch, welches auf dem hochbeinigen, gelbangestrichenen Pulte lag, in dem er seine Gelder und Papiere verwahrte, und legte es vor das noch immer regungslos dastehende Mädchen. Dann ging er schlurfenden Schrittes durch die Stube und flinkte die Thüre laut hinter sich zu.

Gedankenlos nahm Magdalen das Buch zur Hand und schlug es auf. Aber sie las nicht, sie merkte nicht einmal, daß sie das Buch verkehrt hielt. Ein Schleier legte sich ihr vor die Augen, der immer dichter wurde, bis plötzlich zwei dicke Thränen über ihre blassen Wangen flossen und schwer auf das aufgeschlagene Buch fielen. Da stieß das Kind das Buch zurück, verschränkte die Arme auf der Tischplatte, drückte den Kopf dagegen und weinte lautlos. Nur das heftige Zucken des kleinen, zarten Körpers gab Zeugnis von der Gewalt seines Schmerzes.

Die Bäuerin atmete tief und schwer, als sie das alles sah; aber sie regte sich nicht, und kein tröstendes Wort kam über ihre Lippen. — Sie war stets brav und sitzsam ihre Wege gewandelt, hatte nur gethan, was recht war; ihr war's versagt geblieben, eigene Kinder zu haben. Nun mußte sie das uneheliche Kind ihres Mannes um sich im eigenen Hause dulden.

Es war ein seltsames Gefühl in ihr wach geworden, als der Pfarrer ihr am Morgen den Vorschlag gemacht hatte: Bitterkeit, Empörung, ein wenig Nachsicht gegen den Mann, der sie einst nicht gewollt und nur auf Drängen und Zureden seiner Sippe genommen. Nicht, daß sie ihn etwa so sehr geliebt hätte! Aber sie wollte ihn heiraten, weil er reich, hübsch und ein staßlicher Bursche war, der zu ihr paßte. — Ohne das Ereignis mit der Nählfest war's vielleicht eine verhältnismäßig glückliche Ehe geworden. So aber

lag von vornherein ein Schatten auf ihrem Wege, und als nun gar die Ehe kinderlos blieb und gar der Bauer in den ersten Jahren ab und zu einmal seufzte: „Das ist meine Strafe, weil ich mich an der Lisset vergangen“ — da blutete das stolze Herz der Frau vor Schmerz und Zorn. Sie gebrauchte Sympthiemittel, sprach mit weisen Frauen, nahm ein, was ihr der alte Schäfer verschrieb, — alles half nichts.

So ward sie allmählich die verschlossene, rauhe Frau, als die sie erschien; ihr Innerstes kannte ja keiner. Sie war fleißig, dem Manne eine sorgsame Frau, dem Gesinde eine gute Herrin, war wohlthätig wie nur eine im Dorfe, — aber alles thaten die Hände und der Kopf; das Herz nahm keinen Theil daran. So ging denn das Leben hin, schlecht und recht. Immer war Frieden im Hause, alles gedieh, sie wurden von Tag zu Tag wohlhabender; und doch darboten beide im Herzen, die Frau tausendmal mehr als der Mann, denn er hatte doch einmal geliebt! Aber in ihrem Herzen war noch all die Liebe aufgespeichert, die Gott dem Weibe mitgiebt, denn zu allem war sie mütterlos aufgewachsen bei einem rauhen harten Vater. Wenn sie meinte, ihr Herz sei tot und still geworden, dann gerade schrie's manchmal auf in heißem Jammer. Und so hatte es auch gesprochen, als der Pfarrer das Kind brachte, nur nicht in Liebe, nein, denn die Liebe lag zu tief vergraben unter dem Schutte des Jammers all der Jahre. Deshalb konnte sie auch jetzt Magdalen weinen sehen, ohne sie zu trösten. Als aber das Kind jammervoll zu schluchzen begann, rief sie: „Geh in die Kammer hinauf und leg dich ins Bett, dann kommt der Schlaf schon.“

Als habe das Kind nur auf diese Aufforderung gewartet, so hastig stoh's hinaus und fragte in der Küche die Magd mit kaum verständlicher Stimme, wo ihre Kammer sei.

„Komm, armer Tropf,“ sagte diese mitleidig, faßte es an der Hand und leitete es die schon in Dämmerung gehüllte schmale Stiege ins Obergeschoß hinauf, wo ihre Kammer neben der der Knechte lag. Es war eine hübsche, helle, blaugetünchte Stube mit kleinen blanken Fenstern und einfacher, sauber gebeizter Einrichtung. Für Magdalen war ein Strohsack auf den Boden gelegt und mit grobem Linnen bedeckt worden. Ein ungeheures Kissen und ein ebensolches Deckbett vollendeten das Bett. „Bis du das Bett von deiner Mutter kriegst,“ sagte die Magd wie entschuldigend. „Na, es wird schon gehen, denn du bist müde. Gute Nacht!“

Das noch immer schluchzende Kind nickte wortlos, streifte, als die Thüre ins Schloß fiel, hastig die Kleider herunter, ordnete sie trotz seines Kammers sorgsam auf einem Stuhl und kroch dann in die mächtigen Kissen hinein. Eine ganze Weile wimmerte es noch vor sich hin nach der Mutter; allmählich aber, als die Dämmerung ins Zimmer kam, verstummte es. Als alles still im Hause war, kam die Bäuerin in die Küche und zündete einen Leuchter an. Geräusch-

los stieg sie dann in die Kammer der Magd und leuchtete nach dem Bette des Kindes. Aus den Rissen schaute nur das schmale, verweinte Gesichtchen und ein mageres, weißes Ärmchen, das sich's unter den Kopf geschoben hatte. Die blonden Zöpfe waren teilweise aufgelöst. Der Mund zuckte noch hin und wieder im Schläfe, und das arme Ding sah jammervoll rührend aus in der ungewissen Beleuchtung des hin- und herzuckenden Flämmchens.

Die Bäuerin stand lange und schaute wie gebannt. Erst als das Kind sich regte und ächzend sich herumwarf, trat sie zurück und ging leise davon. Unter der Thüre hörte sie noch ein weiches, zärtliches „Mutter“ vom Lager her. Wie gejagt rannte da die Bäuerin hinab in ihre einsame Stube; sie löschte rasch das Licht aus und saß lange, lange im Dunkeln.

Am andern Tage ward Magdalens Mutter begraben. Die Bäuerin selbst hatte das Kind an der Hand genommen und es zum Pfarrer gebracht. Im Pfarrhaus erwartete sie auch seine Rückkehr. „Ich hätte die Magdalen gerne behalten,“ sagte die Pfarrerin, „als sie mit dem Kinde vom Friedhofe zurückkam und alle im Pfarrhause dem bereicherten Kaffee lebhaft zusprachen, „aber wir haben sieben Trabanten und somit wenig Raum. Macht dem Kinde das Leben erträglich, Schulzenami; es ist ein so gutes, süßames Herz.“

Ein wenig von oben herab erwiderte die reiche, stolze Schulzebäuerin: „Bei mir haben's die Leute immer gut; es ist Raum und Kost genug, das solltet Ihr wissen, Frau Pfarrerin.“

„Ja, ja,“ seufzte die gutmütige Pfarrerin, „aber ein Kind braucht auch Liebe, Ami; ein wenig nur kann da schon viel thun.“

„Niemand kann gegen seine Natur handeln, Frau Pfarrerin.“

„Aber sich überwinden und bekämpfen.“

Die Bäuerin trank ihre Tasse leer, stülpte sie um und stellte sie so auf die Untertasse, wuschte sich den Mund und sagte gelassen: „Ihr redet wie Euer Mann, Frau Pfarrerin.“ Dann verabschiedete sie sich mit der Magdalen.

Die wenigen Habseligkeiten der Lisett wurden später in des Schulzebauern Haus geschafft, das Bett, ein einfacher Schrank mit Kleidern, eine große, farbenprächtigt bemalte Truhe mit schön gearbeiteter Wäsche. Alles andere ließ der Vormund des Kindes, zu dem

man den Gemeindevorstand ernannt hatte, verkaufen und den geringen Erlös dem Kinde in die Sparkasse der nahen Stadt einzahlen. Damit schloß Magdalens Kinderzeit ab.

Langsam arbeitete sie sich in die Lebensweise auf dem Schulzehof ein und ward bald ein nützlich, schier unentbehrliches Glied desselben. Bei der kräftigen reichlichen Kost gedieh sie körperlich prächtig. Schon im ersten halben Jahr wuchs sie zusehends und ward voller und kräftiger. Anfangs hatte sie nur die Hausarbeit und leichte Gartenarbeit verrichtet, im zweiten Jahre aber ging sie aus eigenem Willen mit aufs Feld. Ohne daß jemand ihr etwas sagte, griff sie überall frisch an. Mit den Kräften wuchs ihr der Mut. Die Bäuerin verlangte nie etwas von ihr, aber Magdalen that gerade bei ihr, was sie ihr nur an den Augen absehen konnte. Dant beehrte und empfing sie nicht; allein ihre Stellung im Hause war mehr die eines Kindes vom Hause, als die einer Magd. Sie mußte die Zeitung vorlesen, die Sonntags kam, denn so verständlich und klar, mit so angenehmem Tone las niemand im ganzen Hause. Sie besorgte die Einkäufe in der Stadt und trug auch die Butter und die Eier zum Verkaufe dahin.

Zuerst war ja Magdalens wegen ein starkes Gerede im Dorfe gewesen. Unbeirrt aber trug die Bäuerin den Kopf hoch und gab auf keine anzügliche Frage Antwort. Magdalen erfuhr von allem nichts, wie sie denn die einzige war, die von ihrem Vater nichts wußte und



Die Bäuerin stand lange und schaute wie gebannt.

ahnte. Sie merkte wohl im Laufe der Jahre, wie große Stücke der Bauer auf sie hielt, als sie sich erst einmal so recht eingebürgert hatte; aber sie dachte, dies sei der Lohn für ihre Bravheit und ihren Fleiß, und segnete im Herzen ihre treue, liebe Mutter, die sie dazu erzogen hatte. Niemand im Hause mißgönnte Magdalen den Vorzug, denn sie blieb dienstwillig und freundlich gegen jedes. Dabei hielt sie ihre Kleidung stets gut imstande und sah immer aus wie aus dem Ei geschält. Wohl war's ihr zuerst recht schwer geworden, ohne ein liebes Wort und eine freundliche Aufmunterung, ohne die Mutter sich zurechtzufinden. Da sie sich jedoch ihrer eigenen Armut und traurigen Lage bewußt war, strebte sie darnach, dieselbe zu bessern und zu heben, kurz sich sicher zu stellen. Das Kind fühlte, wie trotz aller Rauheit das Herz der Bäuerin allgemach mitzusprechen begann, und unbewußt der Kämpfe, die sein Dasein diesem Herzen bereitet, gelang es

ihm allmählich mit unermüdlicher Liebe und geduldiger Freundlichkeit festen Fuß zu fassen. Es gehörte allerdings mit dazu, daß ihm niemand etwas in den Weg legte, daß es unbeirrt denselben gehen konnte, denn für Kämpfe war diese arme Kindesseele noch zu jung und zu schwach.

Mit Altersgenossen verkehrte Magdalen wenig. Ihr einziger Ausgang war der ins Pfarrhaus und zugleich ans Grab der Mutter, das im Sommer immer wie ein Blumenbeet ausjah.

Als Magdalen ihr achtzehntes Jahr vollendet hatte, wurde die Bäuerin plötzlich krank. Sie hatte sich am Bein verletzt, die Verletzung nicht beachtet und bekam so eine heftige Venenentzündung. Gefährlich war's nicht, aber sehr schmerzhaft und langwierig. Das unbewegliche Liegen war eine Qual für die rüstige, arbeitame Frau. Es war gerade um die Zeit des Heumachens, und das Mädchen hatte ungewöhnlich viel zu thun, da auch noch etliche fremde Mäbder angenommen waren. Sie setzte jedoch ihren Stolz darein, allem gerecht zu werden, und die Kranke sah ihr oft bewundernd nach, wenn sie ab- und zuing, ohne je zu ermüden. Pünktlich erneuerte sie die Verbände und Umschläge an dem kranken Bein der Frau, kochte die ungeheuren Portionen für die Leute, wusch auf, hielt die Stube und Küche rein und fand noch immer Zeit, stundenweise mit ins Heu zu gehen. Es war ein heißer Sommer mit viel Gewitterschauern; jede fleißige Hand war da zu brauchen.

Eine alte Nachbarsfrau leistete währenddem der Kranken eifrig strickend Gesellschaft.

„Ihr habt einen klugen Streich gemacht, damals, als Ihr die Magdalen nahmt,“ sagte die alte Nachbarin eines Nachmittags, hörte auf zu stricken, rückte die mächtige Hornbrille auf die Nasenspitze und sah darüber hinweg die Frau an, die auf dem Bette lag und stumm vor sich hin sah. „Man meint, Ihr hättet gewußt, was in ihr steckt.“

„So was sieht man auch dem Menschen an,“ erwiderte die Frau trocken.

„Seht Ihr, man sollte immer Leute ohne Anhang in den Dienst nehmen, solche, die's recht nötig haben,“ fuhr die Alte fort, „da hat mein Schwieger eine, da liegen einem immer die Verwandten im Haus; das Mädchen ist nicht halb so sauber und fleißig wie die Lene, schaut nach den Burschen und verlangt schon wieder mehr Lohn. Die Lene aber ist in Glend und Not groß geworden, dann hier ins warme Nest gekommen und weiß, was es heißt, hübsch sicher im Trocknen sitzen.“

„Die Magdalen wär' auch so, wenn sie nicht in Not und Glend groß geworden wäre,“ sagte die Bäuerin scharf. „Da steckt ein guter Kern drin, und dann hat die Lisett sie gut gezogen. Die Lisett war ein braves, fleißiges Weibsbild; Gott hab' sie selig, die hat sich ihr Lob in der Magdalen großgezogen.“

Darüber kam Magdalen in die Stube mit dem Nachmittagskaffee für die beiden Frauen. Sie hatte den letzten Satz gehört, ihre großen blauen Augen strahlten und füllten sich mit Thränen. Mit zittern-

der Hand setzte sie das Kaffeebrett auf den Tisch, eilte an das Bett der Kranken, faßte deren Hand und sagte schluchzend: „Ihr lobt meine Mutter! Ach, ich danke Euch vielmals dafür, gerade Euch!“

Dann wischte sie ihre Thränen ab, ging hinaus und brachte Brot und Butter herein, langte die Tassen vom Eckbord, goß den dampfenden Trank ein und schüttete Milch nach, bis sich die Untertassen füllten.

„Laßt's Euch schmecken, ich geh' jetzt unsern Leuten den Kaffee bringen,“ fügte sie wieder ruhig hinzu und verließ die Stube. Die Bäuerin hatte vor sich hingebummelt, sah aber doch dem schlanken hübschen Mädchen nach, wie's durch die Stube ging.

Gegen Abend, als Magdalen zum Nachtessen bereiten heimkam, brachte sie der Bäuerin einen großen Strauß von Monatsrosen, Asters, Reseden und bunten Stiefmütterchen.

„Das ist von der Mutter Grab,“ sagte sie leise; „ich wollte Euch das bringen für Eure guten Worte.“

Die Bäuerin war allein. Sie hielt Magdalen am Kleide fest und fragte in ihrem gewohnten barschen Tone: „Warum sagtest du vorhin: gerade Euch!“

Das Mädchen erröthete tief, senkte den Kopf und stammelte: „Weil Ihr einen so musterhaften Lebenswandel führt und meine Mutter doch — —“ sie stockte und warf einen flehenden Blick auf die Frau, setzte dann aber hastig hinzu: „Und doch war sie so gut und brav.“

Die Frau nickte, ließ das Mädchen los und sagte: „Stell mir die Blumen dort ans Fenster, daß ich sie sehe.“

Als sie wieder allein war und der Blumenduft schmeichelnd vom Fenster herüber zu ihr drang, barg die starke, stolze Frau plötzlich das Gesicht in die Kissen und weinte bitterlich . . .

Ein paar Tage darnach kam die Magdalen eines Abends aus den Wiesen heim. Es war schon fast alles Heu eingebracht, nur von zwei größeren Wiesen, die ein wenig feucht und schattig lagen, mußte das Gras noch trocken werden, und Magdalen war nach dem Abendessen hinausgegangen.

Auf dem Rückweg begegnete ihr ein Bursche, des Gemeinderechners Jüngster, der ebenfalls einen Rechen über der Schulter hatte.

„Na, Lene, noch so allein draußen?“ fragte er nach dem Gruße.

„Es ist das letzte gewesen. Ich war gerade frei,“ erwiderte das Mädchen und wollte weitergehen.

„So eilt's doch nicht. Kannst doch einen Augenblick stehen bleiben,“ fuhr er freundlich fort.

„Eile hab' ich gerad' keine, aber ich weiß nicht, wozu ich stehen bleiben sollte. Wir gehen ja einen Weg ins Dorf, da können wir ja zusammengehen.“ Sie nahm das Kopfstuch ab, wuschte den Schweiß von der Stirne und ging langsam weiter.

Schon immer während des Heumachens hatte des Gemeinderechners Henner ab und zu mit der Magdalen geredet, denn die Wiesen seines Vaters und die des Schulzebauers lagen bei einander.

Als nun das Mädchen den Wiesenpfad verließ und am Walde hinschritt, kam er rasch an ihre Seite. „Aber lauf doch nicht so,“ bat er hastig.

Magdalen sah auf. Sie dachte es sich wohl, was den Burschen zu ihr trieb, denn in Blicken und Worten hatte er's häufig angedeutet; aber sie war zu klug und zu stolz, um sich's merken zu lassen. Auch dachte sie an ihre Mutter, welche ihr die eigene Geschichte, ohne Namen zu nennen, als warnendes Beispiel kurz vor ihrem Tode erzählt hatte. „Arm und reich paßt nicht zusammen,“ hatte die Mutter damals gewarnt, „hüte dich also!“

So erwiderte sie kurz: „Was soll ich denn meine Zeit vertödeln? Ich kann zu Haus noch immer was schaffen.“

Da hielt sie der Bursche am Arme fest und sagte noch bitrender: „Geh um meinetwillen langsam, Lene, ich hätte dir was zu sagen.“

Magdalen wurde dunkelrot. Der hübsche, frische Bursche neben ihr war doch kein bloßer Strohwisch, und seine zärtliche Stimme bewegte das weiche Herz, das so sehr nach Liebe verlangte. Aber es war auch ein stolzes, gefestetes Herz und unterlag nicht so leicht.

„Weißt du was, Henner?“ meinte das Mädchen nach einer kurzen, stummen Pause, in der sie sich angesehen hatten.

„Sag mir lieber nichts. Es taugt nichts. Ich will auch nichts hören. Mein Platz im Schulzehaus gefällt mir, laß mich da! Mir ist am besten und bestimmt, allein zu bleiben.“

Magdalen machte sich los und wollte gehen. Er aber warf den Rechen nieder, hielt sie nun mit beiden Händen und rief aus: „Du sollst mich doch hören, Lene. Alles, was du da sagst, ist ja recht klug, es kann mir aber nichts nutzen, denn ich hab' dich lieb, so lieb.“

Wie lange hatte niemand mehr Magdalen das gesagt: „Ich hab' dich lieb!“

Sie mußte alle ihre junge Kraft zusammennehmen, um zu widerstehen; aber daß ihr die Thränen kamen, konnte sie nicht hindern.

„Und ich will's nicht wissen,“ erwiderte sie trotzig, während die Thränen über die heißen roten Wangen liefen. „Es geht mich nichts an und ist mir gleich. Laß mich los, ich will heim.“

Die Mischung von Schwäche und Stärke in dem Mädchen entflammten den Burschen noch mehr.

„Wenn du mir sagst, daß ich dir ganz zuwider

bin, geh' ich gleich,“ sagte er leise und näherte sein hübsches, bräunliches Gesicht dem ihren so nahe, daß sie seinen Atem fühlte.

„Es ist schlecht von dir, mich zu quälen,“ rief sie heftig, „laß mich los!“

Sosort trat der Bursche zurück. „Nichts gegen deinen Willen,“ sprach er innig, „ich weiß nun doch, woran ich bin, Lene, und ich laß' nicht ab.“

Er hob seinen Rechen wieder auf und folgte ihr langsam. Sie eilte davon, als bekäme sie's bezahlt, und kam außer Atem heim.

Die Bäuerin rief ihr sogleich, als sie ihren Tritt im Flur hörte. Noch erhist und verlegen ging Magdalen in die Stube. Der Bauer saß am offenen Fenster und rauchte; die Frau lag bereits im Bett. Vorsiehend betrachtete sie das Mädchen. „Du gehst nicht mehr allein so spät in die Wiesen,“ sagte sie dann kurz, ohne zu fragen. Wortlos senkte Magdalen den Kopf.

Als sie später im Bette lag, weinte sie heimlich in die Kissen; ihre Festigkeit wurde ihr leid. Immer klang's ihr im Herzen: ich hab' dich lieb! — — —

Ganz spät erst kam die Karoline in die Kammer ohne Licht. Sie tappete an das Bett der Gefährtin und legte ihr etwas auf die Decke. „Einen schönen Gruß!“ sagte sie dabei, begann sich auszuziehen und legte sich nieder.

Magdalens Herz hatte zu klopfen angefangen wie ein Hammer, als die Karoline die paar Worte sagte. Ein süßer Duft drang von dem Etwas auf der Decke zu ihr. Sie wagte sich nicht zu regen, bis sie der Karoline schwere, tiefe Atemzüge hörte. Ganz zaghaft griff sie unter der Decke hervor und hielt einen mächtigen Strauß Rosen in der Hand. Sie wußte, daß nur im Garten des Gemeindevorschalters Rosen in solcher Fülle und Pracht wuchsen. Mit Entzücken atmete sie den köstlichen Duft, dann erhob sie sich geräuschlos, warf einen Rock über und schlich sich auf bloßen Füßen in die Küche, um ein Gefäß mit Wasser zu holen. Ebenso leise kehrte sie zurück und stellte die Blumen auf ihren Schrant.

Am andern Morgen, als der Kaffee getrunken war, jeder an seine Arbeit ging und Magdalen den Tisch in der Wohnstube abwusch, sagte die Frau plötzlich: „Magdalen!“



Magdalen machte sich los und wollte gehen.

Sie fuhr herum und fragte: „Was soll ich?“
 „Bist du heute nacht leise im Hause herumgeschlichen?“

Purpurglut im Gesicht, starr vor Schreck stand das Mädchen.

„Ich dachte mir's wohl,“ fuhr die Frau fort. „Ich konnte nicht schlafen und die Stubenhüre war nicht eingeklinkt. Dann krachte die Treppe ein wenig und deine Kammerthür ging. Warum warst du unten?“

„Ich holte mir Wasser,“ stammelte das Mädchen fassungslos.

„Wozu mitten in der Nacht?“

Eine Lüge wollte nicht über des Mädchens Lippen. Sie fühlte den Blick der Frau auf sich ruhen. Mit einem raschen Entschluß hob sie stolz den Kopf und sagte: „Lügen kann ich nicht. Ich hatte von der Karline Blumen mitgebracht bekommen und brauchte das Wasser dafür.“

„Von wem waren die Blumen?“

„Sie sagte es nicht — — —“ erwiderte Magdalen wieder leiser und von neuem erröthend.

„Aber du weißt's?“

Das Mädchen nickte.

„Denkst du an deine Mutter?“ fragte die Frau nach einer ganzen Weile finster.

Magdalen sah sie an, ohne zu reden, wischte dann den Tisch fertig ab, warf die Krumen zum Fenster hinaus und ging. Mit einem schweren angstvollen Seufzer legte sich die Frau zurück.

Endlich durfte die Bäuerin wieder aufstehen und am ersten sonnigen Tage vor der Thüre sitzen. Da kam des Rechners Henner vorüber. Er hatte die Mühe ein wenig schief sitzen und eine prächtige Rose zwischen den Zähnen.

„Guten Tag, Schulzeami,“ sagte er, die Rose aus dem Mund nehmend, „das ist recht, daß Ihr wieder heraus seid. Wie geht's denn?“

„Dank der Nachfrage, wieder gut,“ erwiderte sie. „Wo gehst du hin?“

„In die Schmiede. Wollt Ihr was besorgt haben?“

„Die Magdalen ist hinten im Grasgarten, die tannst du mir rufen,“ sagte die Frau. Da fuhr's wie Freude über des Burschen Gesicht.

„Gleich, Schulzeami,“ sagte er, ging eilig ums Haus herum den schmalen Gang linksseitig hinauf, kam über'n Hof und sprang wie ein kleiner Junge über den niedern Zaun in den Grasgarten.

Magdalen erschrak bis ins Innerste, als er vor ihr stand.

„Deine Frau braucht dich,“ sagte er atemlos. Sie ließ das Grastuch los, in das sie Gras gehäuft, und wollte gehen.

„Da,“ fuhr er fort, „nimm wenigstens die Rose von mir.“

„Dann siehst's die Frau,“ rief Magdalen ängstlich.

„Was liegt denn daran?“ fragte er, „wenn du sie nur nimmst, Lene.“

Als sie nach der Rose griff, faßte er die kleine, harte Hand und bat: „Gieb mir nur einen einzigen

Kuß, Lene!“ Entrüstet wehrte sie ihn ab und rannte davon.

Als die Frau die Lene kommen sah, seufzte sie schwer auf. „Führ mich hinein,“ befahl sie kurz und drinnen setzte sie hinzu: „Wo die Blume her ist, stammten auch wohl die andern her. Wie weit seid ihr denn? Bei dir scheint auch jede Warnung in den Wind geredet.“

Das Mädchen ließ sich auf die Bank sinken und brach in Thränen aus. All ihr Wehren und Kämpfen brachte ihr nichts als Leid und Kummer, und nun redete die Frau auch noch so harte Worte!

„Besser Thränen vorher, als wenn sie nichts mehr ändern.“

Da fuhr das Mädchen empor. „Ich weine nur, weil Ihr mich kränkt,“ sagte es laut. „Ich habe kein Unrecht gethan und thue keines. Und die Blume freut mich nur, weil's doch jemand der Mühe wert hält, mir eine zu geben. Ich hab' dem Henner noch kein gutes Wort gesagt und thu's nie, denn ich weiß, daß ich waterlos bin, und vergess' es nicht. Aber ich kann nicht an einem Ort bleiben, wo ich um mein Ansehen kommen soll, denn ich hab' mich brav gehalten die ganze Zeit!“

Über ihrer lauten Rede trat der Bauer mit einem Kornseil ein. „Was habt ihr denn?“ fragte er stirnrunzelnd.

„Du hörst's ja,“ antwortete die Frau, „die Magdalen möcht' gehen.“

Der Bauer fuhr herum und sah das Mädchen durchdringend an. Sie senkte den Blick nicht. Es war auf einmal eine solche Verzweiflung und Traurigkeit über sie gekommen, daß es ihr einerlei schien, hätte man sie gleich weggeschickt. Noch immer hielt sie die Rose in der Hand, saß aber wie gebrochen da. „Das ist doch wohl dummes Zeug?“ meinte der Bauer endlich mit unsicherer Stimme.

„Nein,“ rief das Mädchen bitter, „ich werd' wohl gehen müssen. Zum Heiraten taugt ich nicht, zum besten halten laß' ich mich nicht, aber verdächtigen laß' ich mich auch nicht.“

Der Bauer lehnte behutsam das Kornseil gegen die Wand neben der Thüre und drückte diese fest ins Schloß.

„So, nun erklär, was du da zusammenredest. Also, dir steigt einer nach?“ begann er.

Das Mädchen senkte wieder den Kopf und wurde rot wie die Rose in ihrer Hand.

„Wer denn?“ fragte der Bauer weiter.

Die Bäuerin sagte aus dem Lehnhuhle heraus: „Des Rechners Henner.“

„Hm, hm,“ machte der Bauer.

„Nun ja,“ sprach Magdalen leidenschaftlich, „da seht Ihr doch ein, daß das nichts geben kann. Ich hab's dem Henner gleich gesagt und bin ihm aus dem Wege gegangen. Jetzt macht mir die Frau Vorwürfe, die ich bei Gott nicht verdiene.“

„Du hast doch die Blumen von ihm genommen.“

„Ich hab' so wenig Herzensfreud' gehabt im Leben,“ sagte Magdalen leise, „daß mir's wie ein Fest war, als mir jemand Blumen schenkte. So Liebes hat

mir keiner erwiesen, seit meine arme Mutter tot ist.“
 Der Bauer räusperte sich heftig, nahm sein rotes Taschentuch und schneuzte sich mit viel Geräusch. „Daß dir der Henner nachsteigt, ist doch kein Grund zu gehen,“ meinte er dann verlegen und sah seine Frau an. „Das gerad' nicht,“ warf die Bäuerin spöttisch hin. „Aber meine Worte vielleicht — vielleicht noch was anderes. Gehst alle beide und schaffst, da kommen euch andere Gedanken.“

Magdalen ging sofort hinaus, sie hätte nicht länger bleiben können, sie mußte ihren Jammer irgendwo ausweinen.

Der Bauer aber blieb mitten in der Stube stehen und sagte mit gedämpfter, aber fester Stimme: „Ani, ich lass' das Kind nicht gehen; unter keinen Umständen! Mit ihm ist erst das Glück ins Haus gekommen, und ich kann nun alles wieder gut machen. Es ist so gut und brav, so hübsch und fleißig. Sorg du, daß alles wieder ins Geleis kommt. Ich kann's nicht ertragen, das Kind aus dem Haus gehen zu sehen.“

Die Frau gab ihm keine Antwort; er wartete noch eine Zeitlang und ging dann mit schwerem Herzen wieder an seine Arbeit.

Die Frau aber saß wie versteinert da. Also mit dem Kinde, meinte er, sei das Glück eingezogen? Und sie hatte keine Kinder — dies war sein Kind! Er war aufgelebt, sein Herz fand schon Trost und Ersatz im Dasein dieses Kindes, während sie noch kämpfte und litt.

Es war eine böse, schwere Stunde für die Frau, als sie mit ihrem eigenwilligen, hochmütigen Herzen rang, bis sie sich endlich eingestand, daß auch sie das Mädchen lieben gelernt hatte und es nicht mehr entbehren konnte. Und dann malte sie sich den Jammer aus. Sie wurde auf einmal von einer unerklärlichen Angst erfaßt um das Mädchen. Sie konnte nicht warten, bis die Leute zum Abendessen kamen. Was sie thun wollte, mußte sie bald thun; es war ihr, als sei jede Minute kostbar. „Noch dieser Augenblick ist dein, der nächste wird's vielleicht nicht sein!“ ging ihr durch den Sinn. Während des unthätigen Daliegens seither war so manches anders in ihr geworden. Nun, wo ihr Herz sich durchgearbeitet hatte, verlangte es aber auch mit Macht sein Recht. Wie Fieber ergriß es sie. Im ganzen Haus war's so still, alle arbeiteten außerhalb; sie hielt's nicht aus. Langsam erhob sie sich und humpelte hinaus über den Flur, durch die Küche in den Hof. Aus der Scheune drangen Staubwolken heraus, da siebte der Willem Saat Korn. Die Karline und die Knechte waren zum Kartoffelaußmachen gegangen. Wo war nur die

Magdalen? Die Frau hinkte über den Hof und langsam und schwerfällig den Grasgarten hinauf. Da saß das Mädchen auf dem gefüllten Grastuch, hatte den Kopf auf den Knien liegen und regte sich nicht. Ganz nahe konnte die Bäuerin herangehen, da erst fuhr die Magdalen auf und starzte sie an wie eine Erscheinung.

„Jesses, Zhr!“ stammelte sie.
 „Jawohl, ich! Keines sieht nach mir, jedes hat mit sich zu thun, da muß ich wohl selber kommen, wenn ich eins brauch'!“

Das Mädchen sprang auf, sagte die Scheltende unter dem Arm und sagte: „Seid ruhig, ich wär' gleich gekommen. Nun bring' ich Euch wieder hinein.“ „Bleib nur erst da, Magdalen,“ fuhr die Frau mit ganz verändertem Tone fort, „ich hab' dir nur wenig zu sagen, und hier stört uns keiner. Denk nicht ans Fortgehn, der Willem will dich nicht fortlassen und ich auch nicht. Du sollst immer bei uns bleiben, und der Henner kann zu uns ziehen.“

Das alles stieß sie hervor, um es nur rasch vom Herzen zu bekommen, und presste dabei den Arm des Mädchens fest an sich. Die Magdalen stand einen Augenblick wie erstarrt. Dann schrie sie auf: „Das wollt Ihr thun? Das wollt Ihr mir wirklich thun? Ich soll hier bleiben für immer — und der Henner — — ach, wenn ich doch nur meine Mutter hätte!“

Vor Glückseligkeit konnte sie nicht weiter reden; sie fiel der Frau um den Hals und küßte sie stürmisch.

„Zum Dank bring mich nur gleich auf der Stelle um,“ sagte diese trocken, „dann erbst du auch noch geschwind. Erst müssen

wir aber noch den Willem fragen. Geh, ruf ihn in die Stube!“

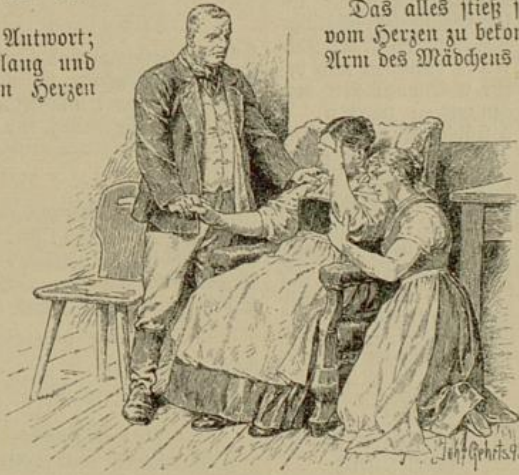
Magdalen hielt an sich, bis sie die Frau im Zimmer hatte. Dann flog sie in die Scheune und stammelte atemlos: „Ihr sollt hineinkommen, schnell!“

„Ist denn die Frau wieder krank?“ fragte der Bauer erschrocken.

„Ach nein, ach nein!“ erwiderte sie strahlend. „Kommt nur, kommt!“ Sie zog ihn hastig am Arm in die Stube.

„Ihr Weiberleut seid ja aus Rand und Band!“ rief er drinnen. „Wo brennt's denn jetzt wieder?“

„Ja, ich denke, du wolltest, daß ich der Magdalen den Kopf zurechtsetze,“ meinte die Frau in gezwungenem Tone. „Da hab' ich dem Mädchen gesagt, daß sie immer bei uns zu bleiben hat und ihren Henner hierher bringen kann. Dafür aber muß sie Vater und Mutter sagen und uns als gehorames Kind unterthan sein.“



Die Bäuerin aber bedeckte ihr Gesicht, um ihre Thränen zu verbergen.

„Und das soll wahr sein, wirklich und wahrhaftig wahr sein?“ fragte das Mädchen, faltete die Hände und sah den Bauer an. Der aber begann auf einmal zu schluchzen.

„Ami,“ sagte er mit Anstrengung, „was ich unrecht an dir that, vergieb mir! Jetzt seh' ich erst, was für einen Schatz ich an dir hab'. Die Zeit, die uns noch zu leben gegeben sein wird, will ich versuchen, alles gut zu machen. Wir sind ja noch rüstig und haben nun wirklich ein Kind.“

Hiermit nahm er die harte Hand seiner Frau in seine eigenen, harten, schwieligen Hände. Die Magdalen aber kniete neben dem Lehnstuhl nieder und streichelte der Frau Schulter und Arme. Die Bäuerin aber bedeckte ihr Gesicht, um ihre Thränen zu verbergen.

Das Lehrer Reichswaisenhaus



Einen Pfennig
Nur im Jahr
Für das Waisenhaus
Hans in Laß.

hatte zu Beginn des Jahres 1898 in Pflege und Erziehung 58 Zöglinge, wovon im Laufe des Jahres 12 entlassen und dafür 9 Knaben neu aufgenommen wurden, so daß sich am Jahreschluß noch 55 Zöglinge im Hause befanden. Davon kommen auf Baden 14, Altbayern 4, Rheinbayern 2, Preußen 25, Groß-Hessen 3, Sachsen-Koburg-Gotha 2, Sachsen-Altenburg, Württemberg, Elsaß-Lothringen, Schweiz und Frankreich je 1.

Die Reichswaisenhaus-Rechnung

wird seit Eröffnung des Hauses alljährlich in der für weltliche Ortsstiftungen gesetzlich vorgeschriebenen Form gestellt, amtlich geprüft und Großh. Ministerium des Innern ein Auszug daraus vorgelegt. Aus der Rechnung für das Jahr 1898 teilen wir hier folgendes mit:

Einnahmen.

Kassenvorrat am 1. Januar 1898	M	49.75
Zinsen aus Wertpapieren u. Kapitalien	„	22 296.11
Verpflegungsbeiträge	„	340.—
Beim „Hink. Boten“ zc. eingegangen.	„	689.85
Von der Generalfestschule eingezahlt	„	7 300.—
Sonstige Einnahmen	„	1 176.71
Vermächtnis des am 13. März 1897 in Baden verstorbenen Fräuleins Auguste Prittvis	„	10 507.55
Vermächtnis der am 26. Januar 1898 in Gölshausen verstorbenen Frau Charlotte Süpfle	„	100.—
Zu übertragen	M	42 459.97

Übertrag	M	42 459.97
Restempfang aus dem Vermächtnis des Herrn Louis Fuchs in Belleville	„	4 899.45
Vermächtnis des am 8. April 1898 in Laß verstorb. Privatmanns Herrn Wilhelm Hesel	„	60.98
Geschenk eines nicht genannt sein wollenden Wohlthäters als Fonds für die Feier des Sedantages	„	4 000.—
An Kapitalien behufs anderweiter Anlage zurückerhoben	„	49 326.40
Summa aller Einnahmen	M	100 746.80

Ausgaben.

A. Lasten und Verwaltungskosten.

Steuern und Umlagen, Versicherung gegen Feuerschaden, Zinsen aus Passivkapitalien, Bewirtschaftung landwirtschaftlicher Grundstücke und Gerätschaften, Porti und Frachten, Verrechnung, Bewirtschaftung der Aktivkapitalien, Sporteln zc.	M	2 584.05
-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	---	----------

B. Für eigentliche Anstaltszwecke.

Für Anschaffung von Schulbedürfnissen	M	317.11
Für das Aufsichts-, Wirtschafts- und Dienstpersonal und Arbeitslöhne	„	3 795.93
Für Anstaltsgebäude, für Wasserversorgung und Hauseinrichtungsgegenstände	„	1 162.71
Für Bekleidung	„	2 628.43
Für Heizung und Beleuchtung	„	848.43
Für Lebensmittel	„	8 589.13
Aufwand für Haustiere	„	1 609.92
Krankheitskosten	„	62.78
Sonstiger Anstaltsaufwand	„	615.21

C. Uneigentliche Ausgaben.

Für vorausbezahlte Zinsen bei Verkauf von Wertpapieren	M	479.25
--------------------------------------------------------	---	--------

D. Grundstocks-Ausgaben

Für das Aufsichts-, Wirtschafts- und Dienstpersonal und Arbeitslöhne	„	77 187.55
Summa aller Ausgaben	M	99 880.50
Kassenvorrat am 31. Dezember 1898	„	866.30
Summa	M	100 746.80

An zinstragenden Kapitalien sind angelegt:

a. bei der Reichsbank in Wertpapieren	M	83 869.40
b. hypothetische Anlagen	„	4 559 900.—
c. bei der Sparkasse Laß	„	389.77
d. bei der Lehrer Gewerbebank	„	4 000.—
e. bei der Lehrer Kreditbank	„	11 443.—
f. beim Lehrer Bankverein	„	2 738.40
g. bei dem Bankhause Groß-Heinrich in Neustadt a. d. H.	„	4 000.—
h. Albert Bürklin-Fonds	„	27 362.04
Summa	M	589 702.61

An dem Vermögen des Hauses ist die Oberfestschule mit dem von ihr an den Fonds abgelieferten Betrage von 200 000 Mark beteiligt.

Laß, 20. Januar 1899.

Albert Guth
geschäftsführendes Mitglied des Verwaltungsrats für
das Erste deutsche Reichswaisenhaus.

Weltbegebenheiten.

Vom Juni 1898 bis Juni 1899.



Von Kriegs- und Friedenszeiten weiß der Hinkende nun schon an die hundert Jahre zu erzählen; aber jeztund hat's geschelt, und die Kriegszeiten sind eben so zu Ende wie das alte Jahrhundert: der Krieg wird abgeschafft. Der Tupfen-

Toni reißt die Augen auf und vermeint, der Hinkende mache eines seiner Späßchen. Aber nein! Es ist so und bleibt so: der Krieg ist außer Kurs gesetzt und gilt nichts mehr, gleich wie den Osterreichern ihre Kreuzer außer Kurs gesetzt sind und mit dem neuen Jahre nichts mehr gelten — und hätte einer gleich zehn Sacke davon. Sei es drum; es ist niemand froher darüber als der Hinkende; so kann er sich das nächste Mal, was die Weltbegebenheiten betrifft, ganz kurz fassen, denn bis jezt war es einmal nicht anders, als daß er das viele schöne teure Papier zu meist damit draufgehen lassen mußte, daß sich in aller Welt die Völker an den Haaren und Streit und Krieg miteinander hatten. Der Russe war's, der auf den ausnahmweise gescheiten Gedanken verfallen ist, den Krieg kurzerhand abzusetzen, — den Krieg, der bislang doch die Welt regiert hat! Der russische Kaiser hat sich hingesezt und ein Schreiben verfaßt, worin er alle Völker der Erde durch die Bank freundlichst einladet, sie möchten Abgesandte nach Holland schicken, und dort solle dann beraten werden, wie sie dem Kriege am kürzesten 's Genick abdrehen, denn der Krieg sei und bleibe das Schlimmste, was es nur gäbe auf Erden, und ein Jammer wär's, daß sich die Völker abmühten, es einander nur ja im Kriegshandwerke vorzuthun; all die viele Arbeit — und zumal das viele schöne Geld — könnte ja weit besser verwendet werden. Der russische Kaiser ließ es sich nicht verdrießen, für jeden Kaiser und jeden König der Erde, für jede Republik und jeden Freistaat setzte er den nämlichen Brief auf; nur den Papst, die beiden holländischen Buren-Republiken in Südafrika und den Fürsten Ferdinand von Bulgarien ließ er anfangs aus, und das war nicht diplomatisch von ihm, denn er mußte doch wissen, daß auch der Papst die gewaltige Militärmacht von 300 Mann zu kommandieren hat und jahraus jahrein eine schwere Menge Geld ausgibt, daß sich seine Hartschiere ihre rot-grünen Gewänder fein in Ordnung und ihre langen Spieße in Schliff und Glanz

erhalten. Der russische Kaiser mußte ferner wissen, daß Transvaal und der Dranjesfreistaat selbständige Staaten sind, die sich von niemandem, am wenigsten aber etwas von England sagen lassen; und hätte es ebenso wissen können, daß der Fürst von Bulgarien für sein Leben gern als selbständiger Fürst und nicht etwa als Vasall des Großtürken gelten will, — aber eben gerade darum bekam Fürst Ferdinand keinen Brief; es sollten ihm gerade damit die Mucken etwas ausgetrieben werden.



Der Kriegsminister griff freudig nach den Scheinen.

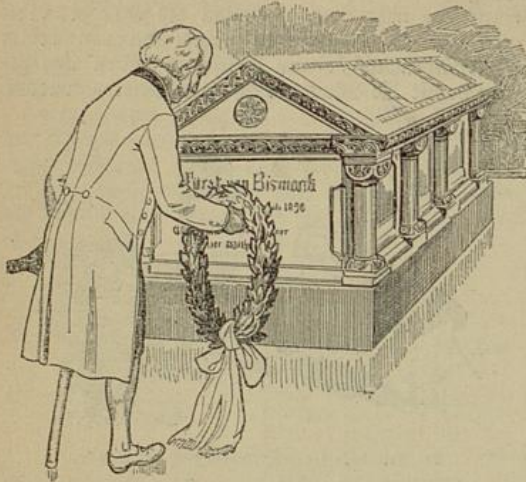
— Hinterdrein aber besann er sich und setzte auch für den Bulgarenfürsten einen Brief auf. — Als der russische Kaiser nun all die vielen Briefe fertig hatte, brachte er sie schmunzelnd an den Postkasten; dann aber machte er sich rasch wieder heim, nahm einen ganzen Stoß nagelneuer Tausendrubelscheine aus dem Sekretär und gab sie seinem Kriegsminister, daß der für etliche 100 Millionen neue Kriegsschiffe kaufen sollte. Der Kriegsminister, der schon argen Kummer gehabt hatte, daß seine Tage gezählt seien, — griff freudig nach den Scheinen, steckte die eine Hälfte in den Sack und kaufte für die andere Hälfte Kriegsschiffe. — Als der Postbote zu Berlin dem deutschen Kaiser den Brief aus

Rußland überreichte, machte Seine Majestät vorerst ein gar bedenkliches Gesicht dazu; aber der Kaiser wußte sich bald zu helfen; lange dauerte es nicht, und es kam ein Gesetz heraus, wonach die deutsche Armee um runde 70 000 Mann vermehrt wurde, die Herren Reichstags-



abgeordneten — so arg sie sich sonst sperren, wenn sie aufs Militär wieder eine Kleinigkeit von 100 Millionen im Jahre mehr ausgeben sollen, — waren gescheit genug, um einzusehen, daß wenn nun einmal der Krieg durchaus abgeschafft werden sollte, nichts so nötig ist, als eine starke Armee; denn

wenn der Krieg nun nicht gutwillig gehen will, was dann? Dann muß er doch mit Gewalt an die Luft gesetzt werden, und das bringt keiner mit blanken Händen fertig; dazu gehören vielmehr arg viele Flinten und Kanonen, Pulver und Blei. Abgeschafft



Hier sieht der Hinkende thranenden Auges hinauf und legt seinen Kranz am Fuße des Sarkophages nieder.

aber und abgesetzt wird der Krieg; darauf könnt Ihr Euch verlassen, Tupsen-Toni und all Ihr andern, die Ihr's dem Hinkenden etwa nicht glauben wollt; ja, es ist ihm zum neuen Quartal gekündigt; an die Luft gesetzt wird er, wenn er nicht gutwillig das Logis räumt. Vom nächsten Jahre ab wird also auch nicht ein Wörtel mehr von ihm im Kalender zu lesen stehen; gern möchte ihm darum diesmal der Hinkende die Grabrede halten, aber „er traut dem Frieden nicht“ d. h. dem Kriege nicht, und vermeint immer, der Bursche sei hinterlistig; er liegt am Ende nur scheinot im Sarge, kommt mit einem Male wieder zu sich und umgekehrt dreht dann er dem Frieden 's Genick ab. — —

Dafür muß zu seinem großen Leidwesen der Hinkende einem ganz andern die Grabrede halten. Hunderten und Tausenden hat er eine solche Rede bereits gehalten; aber noch keinmal ward sie ihm so schwer, wie dieses Mal! Gilt sie doch dem Fürsten Bismarck! Weiß nicht, womit es der Hinkende mit dem Fürsten verdorben hatte: aber den 1899er Kalender, in dem doch so Schönes und Gutes über den Fürsten — und gar noch eine extrae Geschichte auf ihn*) — zu lesen stand, hat er nicht abwarten, nicht mitnehmen wollen; er hat sich just hingelegt, bevor der 99er heraus war, und am 30. Juli ist er sanft entschlafen auf seinem Schlosse zu Friedrichsruh, genau 83 Jahre und 4 Monate alt. Der deutsche Kaiser war gerade wieder zu Schiff nach dem Nordkap gedampft, um nachzuschauen, ob das noch immer so schön ist — da blißte ihm der elektrische

*) „Fürst Bismarck als Heiratskandidat.“

Junke nach, und vom Apparate klapperten die Worte: „Fürst Bismarck ist soeben verchieden.“ Gleich gab er dem Maschinisten den Befehl: „Kontredampf“; das Schiff, die „Hohenzollern“, wendete und dampfte heimwärts; wenige Tage darauf stand er am Sarge des Fürsten und unter den Bergen von Kränzen und Blumen, die aus ganz Deutschland eingelassen waren von all denen, die es nicht vergessen können, was für ein gewaltiger Mann der Fürst gewesen! Der Hinkende aber, langsam wie er als Stelzbein einmal ist, kommt erst jetzund mit seinem Kranze, wo derweilen der Fürst in der Gruft beigelegt ist, die er sich bei Lebzeiten als Ruheort ausgesucht hat — zu Friedrichsruh selbst nämlich, unweit der Eisenbahn. Sanft steigt da ein waldiger Hügel an, und dort steht jetzt ein schmucklos Gebäu. Hier steigt der Hinkende thranenden Auges hinauf und legt seinen Kranz am Fuße des Sarkophages nieder, der enthält, was von Bismarck irdisch war. Friedrichsruh aber sollte einen neuen Namen bekommen; es sollte von Stund' an „Bismarcksruh“ benannt werden. —

So ist wie von selbst die Rede auf

Deutschland

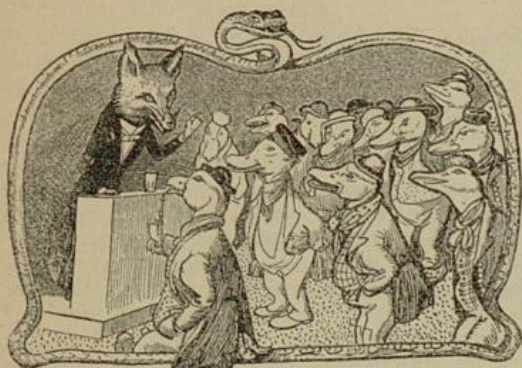
gekommen. Deutschland, ja das hat den Krieg schon von selbst abgeschafft und dazu nicht erst die Russen gefragt; es will einmal keinen Krieg; es sträubt sich mit Händen und Füßen dagegen, und wo wirklich einmal alle Ursache wäre, härbeißig und kriegerisch aufzutreten, selbst da fügt es sich und spricht für den Frieden. Mehr als einmal sah es in den letzten Jahren so aus, als müßte nun aber der Friede zu Ende sein und der Krieg an die Reihe kommen; böse genug haben es namentlich die Engländer und die Amerikaner auf Deutschland abgesehen



Wenn sie das Klelein anstimmen will, dann hält sich der Kanzleiat die Ohren zu.

gehabt; aber nein — die Deutschen waren gescheit; sie dachten sich: „Kalt Blut und eine warme Unterjacket!“ Die Unterjacket aber war die stramme Rüstung zu Lande und zu Wasser, die sie sich beigelegt haben, um eben stark genug zu sein, sich den Krieg

vom Leibe zu halten. Schwer genug ist ihnen dies freilich gefallen, denn die, so zu Berlin im Reichstage sitzen und darüber zu bestimmen haben, wie und wo die besagten Unterjacken beschafft werden, sind allemal fürs Billige. Am liebsten gingen sie beim Althändler einkaufen. Der Kriegsminister hat die schwere Not, seine Grenadiere, Füsiliere und Blaujacken anständig zu kleiden und ihrem Appetit gemäß zu verpflegen; aber eines hat er jetzt durchgesetzt, wofür ihm aber die deutschen Dienstmädel all insgesamt gewiß kein Denkmal setzen werden: er hat's fertig gebracht, daß alle Soldaten der Armee Tag für Tag ihr warmes Abendbrot erhalten. Nur meint der Tuppen-Toni wieder, das wär' doch eine schöne Einrichtung. Stimmt! Aber wo bleiben da die Dienstmädel, die doch bisher das warme Abendbrot lieferten und sich dafür das Recht auf einen Schatz in schmucker Uniform erwarben? Ganz gewiß hängt es damit zusammen, daß die Dienstmädel sich



Da spricht er so süß zu Euch, wie wenn der Fuchs den Enten predigt.

noch niemals so borstig zeigten, wie im letzten Jahre. Die Frau Kanzleirat weiß davon ein Liedlein zu singen. (Wenn sie dies Liedlein aber anstimmen will, dann hält er sich die Ohren zu.) —

Der deutsche Reichstag ist soeben so nebenher erwähnt worden; er darf es aber vom Hintenden verlangen, daß er ihm ein extraes Stück Papier opfert. Am liebsten aber kümmerte sich der Hintende gar nicht um ihn, denn viel Freude ist an ihm nicht zu erleben. Wie noch im 1899er zu lesen stand — weil der und der neue Reichstag etwa zur nämlichen Zeit fertig wurden — ist der 98er Reichstag vom selben Charakter wie etwa der 98er Wein, von wenig Gehalt und nicht der Mühe wert, ihn zu kosten. Dabei gärt es doch unter den Herren, als wär's anders; aber nein, der Stoff bleibt einmal, wie er ist, und wird nicht besser, und wenn er noch 5 Jahre so hinbringt. Den Vorsitz führen: ein Mann vom Centrum, ein Konservativer und einer vom Freisinn! Das sagt wohl schon genug; um ein Haar saß aber gar ein Sozialist im Vorstand, und wenn es so weiter geht, dann sitzt anno 1903 am Ende ganz sicher einer darin! — Die Geldwirtschaft im Deutschen Reiche bleibt da

natürlich, wie sie ist; es glückt dem Reichsjäckelmeister nicht, die Steuern, Zölle und sonstigen Einnahmen so einzurichten, daß er doch wenigstens so viel einnimmt — oder womöglich etliche Thalerchen mehr — als er das Jahr über auszugeben hat. Nein, Jahr um Jahr werden neue Schulden gemacht zu den alten; und so kommt's, daß das Deutsche Reich zusammen mit den Einzelstaaten jeztund mehr als 12 Milliarden Schulden auf dem Buckel sitzen hat. Wenn Ihr Euch das auf den Kopf ausrechnet, Toni, so kommen auf Euch, die Geliebteste und Eure vier an die 2000 Mark, die Ihr schuldig seid — und wißt doch nichts davon, daß Ihr die Schuld ausgenommen, und erst recht nichts davon, wie Ihr sie einmal bezahlen sollt! — Das kommt aber davon, wenn Ihr Euch den betreffenden Herrn nicht genau genug anschaut, der nur so alle fünf Jahre einmal kommt, dann aber von Euch die Stimme zum Reichstage haben will. Ei, da spricht er so süß und fein zu Euch — wie wenn der Fuchs den Enten predigt. —

Unerhört schwer hat es da auch halten müssen, einen neuen Schritt zu thun, um die Einheit Deutschlands zu fördern. Das war beim neuen Strafgesetzbuch fürs Militär der Fall. Der alte Kaiser Wilhelm ist freilich mit dem alten Strafgesetzbuch, das seinen Soldaten aufgelegt war, ganz gut ausgekommen; es hat ihn nicht gehindert, die größten Schlachten aller Zeiten zu schlagen und zu gewinnen. Aber nein, die Gelehrten von heutzutage — namentlich die, so nicht den Tornister getragen, — vermeinten, da stünd' lauter dummes Zeug drin, wie's der Neuzeit nicht mehr würdig wäre, und seit Jahren und Jahrzehnten drängten sie, daß alles besser gemacht werde; ein Kriegsminister nach dem andern machte sich daran, in den sauern Apfel zu beißen, aber beim ersten Anhieb schon verging ihnen allen der Appetit, bis der Herr von Gölher kam und den Apfel richtig klein bekam; er setzte ein Gesetz auf, wie es dem Kaiser und dem Bundesrate gerade eben noch genehm war, während es den

Herren Abgeordneten ausnahmsweise gut behagte. Das Gute daran aber war, daß es der deutschen Einheit etwas zu Hilfe kam, weil das Gesetz für das gesamte Deutsche Reich bestimmt ist.

Den Bayern ist es freilich arg schwer gefallen, es zu verdauen, daß das alleroberste Militärgericht auch für sie in Berlin sitzen soll, aber es ist ihnen gut zugesprochen worden — und sie sollen auch zu Berlin ganz für sich einen besonderen Abteil in dem besagten



Ein Kriegsminister nach dem andern machte sich daran, in den sauern Apfel zu beißen.

obersten Gerichtshof bekommen —, so daß sie sich nach vielem Weh und Ach endlich daren gefunden haben. Die Advokaten im ganzen Deutschen Reich aber haben eine diebische Freude daran gehabt; denn das Civil



Nun aber bekommen die Advokaten alle Füßliere und Kanoniere in ihre Kundschaft.

hat nachgerade die Lust am Prozessieren verloren und läßt lieber zehnmal ungerade gerade sein, als daß es einmal klagt. Nun aber bekommen die Advokaten alle Füßliere und Kanoniere in die Kundschaft, was den Alten daheim manch fettes Säule aus dem Stalle bringen wird. —

Die deutschen Advokaten und Richter haben übrigens einen der allervornehmsten unter ihnen durch den Tod verloren; es ist dies der Reichsgerichtspräsident Simson, der viel von sich reden gemacht hat, weil er es war, der zuerst anno 1849 vergeblich und dann anno 1871 mit Erfolg dem König von Preußen die deutsche Reichskrone dargeboten hat. Späterhin war er dann auch der allererste Präsident des deutschen Reichstages. Er hat sich zu allen Zeiten recht verständig benommen und verdient es deshalb, daß der Hinkende ihn hiermit im Bilde noch im alten Jahrhundert verewigt. Sollte Herr Lieber, der zu Zeiten im deutschen Reichstage die Herren vom Centrum anführt,



etwa auf die gleiche Ehre rechnen, so sei ihm hiermit der Rat erteilt, voreerst einmal dafür zu sorgen, daß der deutsche Reichskassierer 16³/₄ Millionen Mark zugestekt erhält, damit er die Karolinen, nebst den Palau- und Marianeninseln hierfür kaufen kann,

denn soviel verlangt dafür die Königin von Spanien, die sie bis zur Stunde noch besitzt, und der deutsche Kaiser trägt Lust, sie sämtlich zu erwerben, weil das dem deutschen Handel in der Südsee von ganz besonderem Vorteil sein würde. Also, Herr Lieber, geht in Euch und sorgt für die 16³/₄ Millionen! — Nach einen Todesfall muß der Hinkende melden: der zweite Kanzler des Reiches, General Graf Caprivi, ist seinem großen Vorgänger auch im Tode bald nachgefolgt; er starb am 24. Februar.



Graf Caprivi †.

Und nun will der Hinkende, bevor er den geeigneten Leser ins Ausland führt, noch einiges aus seiner engeren Heimat, dem gottgejegneten

Badner Lande

berichten. Der Landtag besaßte sich mit sehr wichtigen Beratungen. Das neue Bürgerliche Gesetzbuch wurde mit Einführungsbestimmungen versehen; die Grundbuchführung wurde den Notaren übergeben, denen die Ratschreiber als Hilfsbeamte beigelegt sind. Der Beitrag für die Pfarrgehälter wurde löblicherweise erhöht. Das alles gab dem Landtag Stoff zu stiller ernster Arbeit. Freilich paßt solches nicht allen Leuten, besonders nicht dem Herrn Pfarrer Wacker. Deshalb warf er zwei brennende Raketen ins Ständehaus. Die alten Ladenhüter Wackers: die Zulassung der Klöster und die Vervollständigung der jesuitischen Dressur bei Ausbildung der katholischen Geistlichen wurden neu aufgezupft und dem staunenden Publikum empfohlen. Die oppositionelle Kammermehrheit nahm natürlich die ultramontanen Anträge an, der Minister Noll aber dankte ebenso höflich als entschieden für die Wacker-Bescherungen und auch die Erste Kammer versagte denselben ihre Zustimmung. — Als Erzbischof von Freiburg wurde diesmal kein Ausländer, sondern ein badisches, ein Waldbstettener Kind, der Klosterpfarrer Thomas Körber in Baden, erwählt. — Zum Schluß noch etwas Erfreuliches. Da hat z. B. ein einzelner Mann sich vorgenommen, in wenigen Jahren aus Nichts, wie der liebe Gott es seiner Zeit mit der Welt machte, ein Krankenhaus zu bauen, das in jeder Hinsicht tadellos und muster-gültig sein sollte. Und der wackere Mann, Professor Thoma in Karlsruhe, brachte das Werk zuweg, denn er verstand es, edle und hilfsbereite Männer dafür zu begeistern. Am 1. November wurde das evangelische Diakonissenhaus in Freiburg feierlich eingeweiht. Der Hinkende nennt den Herrn Thoma einen christlichen Ehrenmann und verleiht ihm hiermit den Orden vom treuen deutschen Herzen mit Eichenlaub.

Auch im Lande

Württemberg

spricht der Hinkende geschwind noch vor, aber viel Freude wird ihm da nicht zuteil. Freilich das

Land gedeiht zusehends; allerorten entstehen neue Eisenbahnen, Fabriken, Kunst- und Festhallen, und gar betriebfam regt sich das Gewerbe. Was dem Sinkenden aber nicht gefällt, ist die unter- und oberirdische Arbeit, die auch dort die Schwarzröcke gar eifrig thun — sich selbst zu Ruhen und dem Deutschen Reiche zum Schaden. Als die Abgeordneten dabei waren, das württembergische Gesetz zu beraten, das nötig ist, um das neue Deutsche Bürgerliche Gesetzbuch vom 1. Januar 1900 ab zur Geltung zu bringen, da sprangen die Schwarzröcke behende herzu und hätten gar zu gerne in das Gesetz etliches eingeflickt, was so recht nach ihrem Sinne war; die „Civilehe“ ist und bleibt ihnen ein Greuel, und darum hätten sie am liebsten die kirchliche Ehe durch eine Hinterthür wieder eingeführt; aber es machte sich diesmal noch nicht; sie müssen sich schon aufs neue Jahrhundert verträufen.

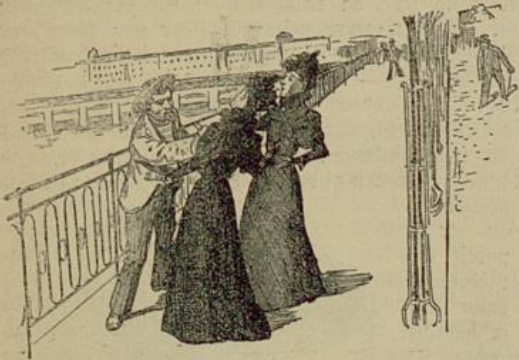
Auch die

Oesterreicher

erhoffen viel vom neuen Jahrhundert; insbesondere sind sie der Meinung, daß mit dem neuen Jahrhundert endlich der lange ersehnte Ausgleich mit den

Ungarn

kommen wird, mit denen sie sich gar nicht darüber verständigen können, wie eigentlich die gemeinsamen Einnahmen, die Zölle, und die Kosten fürs Militär und sonstige Ausgaben verteilt werden sollen. Sie feilschen nun schon jahrzehntelang darum und



Die Ermordung der Kaiserin von Oesterreich in Genf.

kommen nicht zu Ende damit. Die Oesterreicher haben nebenbei noch ihre besondern Sorgen gehabt. Ein nafeweiler Doktor hat es nicht anders gethan, er hat aus Indien eine Schachtel voll Pestbazillen nach Wien mitbringen müssen, um sie dann daheim in aller Ruhe auszuprobieren. Etliche aber von ihnen bekamen anscheinend das Heimweh und kniffen ihm aus! Da war die Angst groß, denn alle Wiener meinten, nun würden sie sämtlich die Pest bekommen; aber es ging noch glimpflich ab; nur ihrer drei erkrankten wirklich daran und starben: ein Wärter, eine Wärterin und der Doktor, der die Bazillen ins Land gebracht hatte, womit er also die Schuld, die er

auf sich genommen, selbst verbüßte. — Ein ärgerer Schreck aber durchfuhr Wien und ganz Oesterreich-Ungarn, als am 10. September 1898 die Nachricht aus Genf eintraf: Auf die Kaiserin ist ein Attentat verübt worden. Niemand hielt die Nachricht für möglich, als bis sie wirklich und wahrhaftig mit allen Neben Umständen in den Zeitungen zu lesen stand! Die Kaiserin, diese gute liebe Kaiserin, die sich um Politik nicht im mindesten kümmerte und so gar kein Wesen von sich machte, war einem Sozialisten oder vielmehr einem Anarchisten zum Opfer gefallen, der dazu extra aus Italien herübergekommen war. Unter großem Weh und



Kaiserin Elisabeth von Oesterreich

armen Ermordeten heimgebracht nach Wien und dort unter lautem Weinen und Klagen beigelegt. — Viel Kummer bereitete denen, die zu Wien das Regiment führen, auch eine ganz neue Bewegung, die ins Volk gefahren war, eine Bewegung, die sich kurz und bündig in den drei inhaltsreichen Worten ausdrückte: „Los von Rom!“ Ja, von Rom lösten sich ganze Gemeinden und Ortschaften los; sie schworen ihren alten katholischen Glauben ab und traten zur evangelischen Konfession über. Die Bischöfe schrieten Zeter und Mordio, und etliche sollen bereits im Keller nachgeschaut haben, ob der Bannstrahl, der früher für dergleichen Fälle in Anwendung trat, wohl noch im Gange sei. Aber da nutzte alles nichts! Das Volk war es müde, sich von Rom beherrschen zu lassen, nur immer nach Rom zu schauen, und wollte von nun an seine Blicke aufs liebe Vaterland im besonderen richten, das sie zunächst angeht, wie ihnen ja das Hemd näher ist als der Rock, und sei es der heilige Rock von Trier. —

Von der

Schweiz

war das ganze Jahr über so gut wie nichts zu hören, und das ist ein gutes Zeichen; es beweist, daß dort alles in schönster Ordnung war; nur zweierlei war nicht in der Ordnung: das schon besagte Attentat wider die gute Kaiserin Elisabeth von Oesterreich und der große Berg rutsch, der vom 27.—29. Dezember 1898 am Sankt Gotthard stattfand. Es war, als ob Sanctus Gotthardus ins Straucheln geraten sei, und als ob er der Länge nach hinstürzen wollte; es gab erst ein Knistern und Knattern, dann ein Brechen und Stürzen und schließlich rollte das Gestein in Millionen von Kubikmetern von den Bergen hinunter ins Thal und über den Ort Airolo hinweg, so daß um ein Haar das große Loch zugeschüttet worden wäre, das hier für die Sankt Gotthard-Eisenbahn hinein gebohrt worden ist. Die gewaltige Seelawine

zerstörte auf ihrem Wege den Wald, ein großes Hotel, sowie 8 Häuser und 14 Ställe. Drei Menschen fanden dabei ihren Tod. Die Katastrophe ist also verhältnismäßig noch glimpflich verlaufen.



Schließlich rulle das Gestein in Millionen von Kubikmetern von den Bergen hinunter ins Thal.

Unsere liebwerten Nachbarn, die Herren Franzosen,

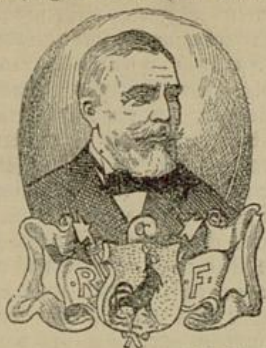
haben das ganze letzte Jahr damit verbracht, sich die Köpfe darüber zu zerbrechen, ob Monsieur Dreyfus eigentlich schuldig oder unschuldig ist? Keinerweges andere haben sie darüber vergessen, und nur einer alten lieben Gewohnheit sind sie treu geblieben: zum wenigsten aller 3 Monate einmal sich ein neues Ministerium beizulegen. Der Posten des Kriegsministers gar hat noch öfter gewechselt und innerhalb 12 Monaten haben sie 6 verschiedene Kriegsminister gehabt, darunter — zur besonderen Abwechslung — zwei vom Civil, den großen Cavaignac und den nicht weniger großen Freycinet, von den Franzosen auch das „weiße Mäuschen“ genannt. Alle sind des Dreyfus-Handels wegen ihres Amtes satt geworden, denn gerade auf dem Kriegsminister wird in dieser Sache immer am meisten herumgehakt. Das Sonderbare ist nur, daß bisher alle Kriegsminister — so viele es ihrer auch gab — der Ansicht gewesen sind, daß Dreyfus wirklich ein „Verräter“ gewesen sei. So wird es damit schon seine Wichtigkeit haben, und es ändert sich darum nichts, daß inzwischen der oberste Gerichtshof seine Meinung kundgegeben und gesagt hat, es sei bei der Verurteilung des Dreyfus nicht mit rechten Dingen zugegangen. Jetzt schwimmt er bereits auf dem Meere und trifft demnächst zu Rennes in Nordfrankreich ein, wo ein neues Kriegsgericht ihn vernehmen und wohl ebenfalls

schuldig sprechen wird. Wenn andere auch noch verurtheilt haben, wie es so vielfach von den Dreyfus-Freunden behauptet wird, nun so giebt es der Verwäter eben mehr im schönen Frankreich; es sitzt eben zu Paris um die Regierung herum — mit Respekt zu sagen — eine wahre Spitzbubenbande, und es gehörte ein ganz besonderes Sieb dazu, um die Ehrlichen von den Lumpen auszusieben. Umgekehrt aber wär's noch schwieriger, weil ihrer gar zu viele durchs Sieb wollten. — Das mag wohl auch der Gedanke gewesen sein, der allgemach dem vormaligen Präsidenten der französischen Republik, Felix Faure, gekommen ist; und mit einem Male hat er's dick und satt gehabt, sich mit dieser Bande weiter herumzuschlagen. Der Schlag rührte ihn, und im Verlauf von einigen wenigen Stunden war er gesund und tot. Böse Zungen zischeln gar, er hätte sich das Leben genommen, rein aus Ärger über den Ärger, den sie ihm bereiteten. So schlimm wird es wohl nun gerade auch nicht gewesen sein; er war eben seines Amtes müde geworden; seine Kraft war aufgebraucht, und so schied er am Ende auch auf ganz natürlichem Wege aus dem Leben. — Boverst war der Schmerz und der Kummer groß, und alles fürchtete sich vor dem, was nun weiter werden sollte, denn sofort zeigten sich an der Grenze zwei sehr gefährliche Patrone, alle beide bereit, einen Streich wider die Republik auszuüben, wofür sie nur die Gelegenheit günstig dazu zeigen sollte. Dies waren der junge Herzog von Orleans und der Prinz Louis Napoleon, der für gewöhnlich in Rußland lebt, da er Oberst in russischen Diensten ist. Gar zu gerne wäre ein jeder von ihnen zur Nachtzeit über den Zaun gestiegen und in Frankreich eingebrochen, — der eine, um sich die Königskrone, der andere, um seinem Bruder Viktor, der in Brüssel lebt, gar die Kaiserkrone zu holen, was aber vom Hintenden nur bildlich gemeint ist, denn die beiden Kronen giebt's zu Paris nicht mehr; sie sind gelegentlich von der Republik losgeschlagen und dann eingeschmolzen worden. Aber die besagten beiden Herren wissen sich zu helfen: sie führen die respektiven, getreulich nachgemachten Kronen immer im Reisesack bei sich, so daß sie sich dieselben gleich aufsetzen können, sobald der richtige Augenblick eintreten sollte. In Paris fehlt's nicht an unruhigen Köpfen, die gern eine kleine Veränderung hätten. Als der Präsident Felix Faure tot war, machte sich einer von diesen gleich



Es gehörte ein ganz besonderes Sieb dazu, um die Ehrlichen von den Lumpen auszusieben.

stark bemerkbar; dies war der Monsieur Droulède, ein Name, der zu deutsch am passendsten mit „Drehlade“ zu übersetzen ist. Wen er eigentlich auf den Thron heben wollte, das weiß keiner so recht; er am Ende selber nicht; zu des seligen Boulangers Zeiten hätte er diesen gern oben auf gebracht. Jedem falls paßte ihm der Monsieur Loubet durchaus nicht in den Kram, den sich die Herren Abgeordneten und die Herren vom Senat in aller Eile zum Oberhaupte erwählt hatten, und so stürzte unser Droulède auf die Straße und schrie in einem Stüt:



Monsieur Loubet, der neue Präsident der französischen Republik.

„A l'Elysée, à l'Elysée.“ Auch den Not- hosen und Käppträgern, die in den Straßen aufgestellt waren, um Ordnung zu halten, gab er diesen Rat — so lange, bis die Polizei schließlich den Schreier am Kragen nahm und in „Numero Sicher“ brachte. Hier erklärte er ganz protzig, sie sollten ihm nur ruhig den Prozeß machen, er habe die Republik stürzen wollen. Die Richter lachten ihm ins Gesicht; aber er blieb dabei, er sei ein furchtbarer Staatsverbrecher und müßte zum mindesten guillotiniert werden. Die Herren Richter sind zuletzt ganz kopfscheu geworden und wissen nicht, was sie thun sollen; ein so verstockter Verbrecher ist ihnen noch nicht unter den Händen gewesen! — Derweil ist es wieder Frühjahr geworden, und da ist es schon möglich, daß Monsieur Drehlade klein beiegt und erklärt, er hätte sich ja bloß einen Spaß erlaubt, denn wenn die Amseln



Wenn die Amseln pfeifen und die Frösche quaken, sitzt er gar zu gern an der Seine und angelt.

pfreifen und die Frösche quaken, sitzt er — wie alle Pariser — gar zu gern an der Seine und angelt — und zwar dann nur nach ganz gemeinen Barschen und Heisern und nicht etwa nach Königs- oder gar Kaiserkronen. Et was ernsthafter fiel schon der Versuch aus, dem neuen Präsidenten eins auszu-

legen mußte, während die betreffenden Hitzköpfe in Numero Sicher verbracht wurden, darunter der Graf Christiani, der vornehmlich drauf losgeschlagen hatte, gleich auf 4 Jahre. Eine andere Folge war die, daß die alten Minister ihre Sessel verlassen mußten und neue kamen. Ob aber die es fertig bringen und Frankreich vor neuen Unruhen bewahren werden, das möchte der Hinkende freilich bezweifeln. —

Was sonst von den Franzosen zu vermelden ist, das ist ein ärgerlicher Streit, den sie auf afrikanischem Boden mit den Herren Engländern hatten. Der Streit schreibt sich daher, daß die Engländer von Agypten aus immer weiter und weiter nach Süden gezogen sind, um da immer mehr und mehr Land zu erobern. Vor Zeiten war all das viele Land, das sich von Kairo aus gen Mittag den Nil hinauf erstreckt, dem Großtürken zu Konstantinopel, dem es aber Mehemed Ali, ein Vorfahre des heutigen Herrschers von Agypten, teils in aller Freundlichkeit, teils mit Gewalt der Waffen abgenommen hatte, worauf er sich zum Vicekönig von Agypten machte. Die



Der englische Soldat ist ein Mäuling, einer, der Tag für Tag seine Genteremahlzeit verlangt.

Herrlichkeit dauerte aber nicht lange; unter dem Enkel Mehemed Alis ging das Land wieder sichtlich zurück, und eines Tages gar erschienen die Engländer im Lande und bombardierten Alexandrien ein wenig, als sich die Agypter nicht alles so ohne weiteres gefallen lassen wollten. Seitdem ist Ruhe im Lande; schon der vorige Vicekönig ergab sich darein, zwei Herren zu besitzen — zum ersten den Großtürken in Konstantinopel, zum zweiten den Minister des Auswärtigen in London — der jetzige aber sagt gar nichts dawider — wenigstens so lange ein Engländer in der Nähe ist, im stillen ballt er manche Faust in der Tasche. Auch als die Engländer leztlich den Nil aufwärts zogen, um den Mahdi zu bekriegen und ihm sein weites Land, den Sudan, wieder abzunehmen, sagte er „Ja und Amen“ dazu; er verschaffte ihnen sogar noch einen Zuschuß zu den Reisekosten. Die Engländer zogen ab und immer auf den Mahdi los, der sich ganz oben am Nil in der Stadt Khartum gut verchanzt hatte, derselben Stadt, wo anno 1885 der tapfere englische General Gordon gefangen und umgebracht worden war. Gerieben, wie die Engländer einmal sind, hatten sie immer hinter sich her gleich eine Eisenbahn erbaut, eine „Feldbahn“, auf der sie sich alles, was sie an Fourage, Montierung und Munition brauchten, hübsch bequem nachkommen ließen. Auf diese Art waren sie zu aller Zeit gut versorgt, hatten gut zu essen und gut zu trinken, was bei den englischen Soldaten eine große Hauptsache ist, denn der englische Soldat ist ein Mäuling, einer, der sich zum Totschießen vermietet hat und deshalb Tag für Tag seine Genteremahlzeit verlangt,

und zwar eine gute, reich bemessene. Manch deutsches Blut — Gott sei es geklagt! — befindet sich darunter, und Vater und Mutter wissen's nicht. —

Der Mahdi bekam es nicht wenig mit der Angst, als die englischen Notröcke, wenn auch sehr gemächlich, so doch merkbar näher und näher rückten; aber er hielt stand, und als die Engländer da waren, stürzte er ihnen mit seinen dreißig- oder vierzigtausend Menschen entgegen. Das gab einen ungleichen Kampf! Die Engländer mit der neuesten Schnellfeuerbüchse, die braunen Wüstenjöhne nur mit Speer und Dolch bewaffnet! Zehntausend Derwische farbten alsbald mit ihrem dicken Blute den heißen Wüstenand von gelb in rot; die übrigen verbuschelten in der Wüste, und mit ihnen der Mahdi. Die Engländer zogen in Khartum ein und sandten von hier aus Abteilungen noch weiter den Nil hinauf, da sie vermeinten, die Derwische hätten sich da verschanzt. Jedoch kein Derwisch ließ sich blicken, bis die Engländer, 600 Kilometer von Khartum ab, auf einmal eine Fahne von

einem Erdhaufen wehen sahen — eine große Fahne, blauweiß-rot! Goddam, das waren Franzosen, wirkliche, wahrhaftige Franzosen! Waren diese Kerle von Westen her und den Kongoström



Goddam, das waren Franzosen, wirkliche, wahrhaftige Franzosen!

hinauf gekommen, hatten sich unmittelbar am Nil, zu Fashoda, festgesetzt und wollten auf keinen Fall von der Stelle, auf keinen Fall zurück. „Nur über unsere Leichen,“ so war ihr stolzes Wort, „führt der Weg!“ — So bössartig wollten die Engländer sich nun gerade auch nicht betragen, und so kam es zum Verhandeln — nicht an Ort und Stelle, in Fashoda, sondern daheim in Europa, in Paris und London, wohin die Kunde dieses eigenartigen Zusammenstoßes gedrungen war. Aber auch in Paris verlautete das gleiche, wie in Fashoda: „Nur über unsere Leichen u. s. w.“; wenigstens im Anfange; allgemach wurden sie stiller und bescheidener, und als gar die Engländer einen erklecklichen Teil ihrer Kriegsflotte probeweise mobil machten und — wirklich nur probeweise — zu einem stattlichen Geschwader zusammenstellten — da waren die Franzosen ganz klein geworden und wollten von einer Leiche nichts mehr wissen. Der Major Marchand, der tapfere Mann, der es fertig gebracht, Fashoda durch unsagbare Strecken wüsten Landes hindurch erreicht und besetzt hatte, bekam Kontroordre; er mußte seine schöne große Fahne vom Mast holen, rollte sie zusammen und

marschierte betrübten Herzens von dannen und über Abessinien ans Rote Meer. England und Frankreich hatten sich verständigt; England nahm all das weite Land, das zum Nilthal gehörte; dafür erhielt Frankreich das Land westwärts davon. Ja, die Engländer waren so gütig und schenkten es ihm; nur die Kleinigkeit war dabei zu bedenken: es gehörte den Engländern gar nicht; es gehört nach wie vor unabhängigen Herrschern aus Neger- und Araberstämmen, und den Franzosen bleibt es überlassen, sich das Land erst noch zu erobern. — Das war der Tag von Fashoda, von dem diejenigen Franzosen, die ihre Zeit verstehen, mit Recht sagen: es war ein zweiter „Tag von Sedan“ für sie. Keine Schlacht ward dabei geschlagen, nicht ein Schuß abgefeuert, aber die Niederlage war darum nicht weniger stark. Sie waren eben wieder einmal nicht vorbereitet; ihre Flotte war und ist den Engländern auch nicht im mindesten gewachsen, und darum mußten sie sich Derartigtes gefallen lassen. Der Hinkende könnte beinahe Mitleid haben; jedoch seit anno 1870 hat er's Mitleid mit ihnen verlernt. Wer aber Mitleid mit ihnen hat und ihnen doch nicht beispringt in all ihrem Jammer, das sind ihre guten Freunde, die

Russen,

und nun mußte der Hinkende von Rechts wegen links umkehrt machen, durch Deutschland durch und zu denen einmarschieren, um nachzuschauen, wie es denn in Rußland im letzten Jahre zugegangen ist; aber nein, dahin kommt einer niemals spät genug; es ist und bleibt ein rauh und unwirtlich Land. So stelzt der Hinkende umgekehrt durch Frankreich hindurch, stapft über die Pyrenäen hinüber und stattet den Spaniern seinen Besuch ab.

Die

Spanier und die Amerikaner

aber, wenn auch die einen hüben, die andern drüben wohnen, müssen miteinander vorgenommen werden, nicht etwa, weil sie sich so gut miteinander vertragen, sondern aus dem Gegenteile! Freilich, der Krieg, den sie miteinander gehabt haben, ist zu Ende gekommen, und sie haben richtig und schriftlich Frieden gemacht, nachdem sie beinahe wieder zu schießen angefangen hätten, weil sie sich über die endgültigen Bedingungen für den Frieden nicht einigen konnten. Aber in Liebe und Freundschaft leben sie trotzdem miteinander nicht. Es schmachten noch immer eiliche tausend Spanier in Gefangenschaft auf den Philippinen, wenn auch nicht gerade in den Händen der Amerikaner, so doch in denen der Philippinos, was die eigentlichen Einwohner der Philippinen sind. Die Philippinos aber haben jetzt ihrerseits Krieg mit den Amerikanern und wollen die gefangenen Spanier nicht gutwillig herausgeben. Ja, wenn sie jeden Spanier mit Gold oder Silber aufgewogen bekämen, dann thäten sie's; sonst aber nicht, und so sitzen die armen spanischen Soldaten in den jammervollen Gefängnissen der Philippinos seit Monaten und führen ein schreckliches Duldberleben. In Lumpen wandeln

sie daher; es fehlt ihnen an der nötigsten Nahrung, duzendweise sterben sie dahin — aber Philippinos wie Amerikaner bleiben unerbittlich; die Verhandlungen gehen hin und her; ab und zu schlagen sie sich wieder einmal miteinander; die meiste Zeit aber stehen die Eingeborenen und die Fremden einander nur „Gewehr bei Fuß“ gegenüber, jeder Teil von der Zeit erwartend, daß sie ihm Vorteil bringen werde. Die Amerikaner haben schlimme Erfahrungen auf den Philippinen machen müssen; die Spanier davon zu vertreiben — das war das leichtere; aber sich alsdann mit den Philippinos auseinanderzusetzen — das hatte seinen Haken. Die Philippinos meinten anfangs — genau so, wie es ja auch die Kubaner meinten —, die Amerikaner wären aus purer Menschenliebe zu ihnen gekommen, um ihnen die Freiheit zu verschaffen. Ja, profit die Mahlzeit! Die Spanier waren noch nicht aus dem Lande, da spielten sich die Amerikaner als die Herren auf, und von Menschenliebe und Freiheit war nimmer die Rede. So singen die Philippinos gegen die Amerikaner zu rebellieren an, wie sie's vordem wider die Spanier gethan hatten; sie waren es gewöhnt, es ging so in einem hin. Das dauert nun schon Monate; wollte der Hülfe warten, bis Schluss wird, gab's dieses Jahr keinen Kalender; aber so eben heißt es, jekund hätten die Amerikaner ein ganz neues Mittel aus-



Eben schaut der Mann nach, ob die Goldstücke auch alle echt sind.

gefunden, um die rebellischen Philippinos kirre zu bekommen, und dies Mittel heißt — Geld. Sie haben dem Führer der Aufständischen, Namens Aguinaldo, einen Sack voll Gold anbieten lassen; eben schaut der Mann nach, ob die Goldstücke auch alle echt sind? — Danach wird der stolze Mann sich entscheiden. — Nicht gar weit von den Philippinen liegen die Karolinen, die den Spaniern merkwürdigerweise noch nicht abgenommen worden sind; nein, sie gehören noch der Königin Christine zu Madrid oder vielmehr dem Knaben, der dem Namen nach König von Spanien ist und dem ohne sein Zutun immer ein Stück seiner Erbschaft ums andere verrinnt. Aber die Königin denkt: wenn schon 'mal die Philippinen abgezogen sind, da können meinnetwegen die Karolinen auch ziehen — und so überschlug sie bei sich, was sie wohl etwa dafür verlangen sollte, wenn etwa einer kommt und um sie anhält? Deutschland will sie haben und bar bezahlen, und sogar schlecht wär's nicht, wenn die Karolinen zu Deutschland in Kondition gingen, denn sie liegen recht bequem für die deutschen Kriegsschiffe, so daß diese dort in aller Gemüthlichkeit Kohlen einnehmen und sich ihre Leiber untersuchen lassen könnten, wenn ihnen etwa etwas Menschliches passiert ist. Aber der Reichstag muß erst das Geld dazu hergeben, denn aus eigener Tasche

möchte der Fürst Hohenlohe sie gewiß nicht kaufen, wenn er gleich auch das ganze Portemonnaie schwer voll Tausender hat. —

Ein weiteres Nachspiel zum spanischen Kriege wurde den Amerikanern zuteil, als sie daheim mit den Kriegslieferanten abrechneten. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß den amerikanischen Soldaten, als sie auf Kuba vor dem Feinde lagen, die elendeste Fournage nachgeschickt worden ist, die man sich nur denken kann. Namentlich das Fleisch, das sie erhielten, als sie unter den Kanonen vor Santiago lagen, war — unter der Kanone. Es roch schon von weitem, sah etelhaft aus, wenn die Büchsen aufgemacht wurden, und schmeckte abscheulich. Wenn sich einer im argen Hunger aber wirklich darüber hermachte, so mußte er es mit unerhörtem Magengrimmen büßen. „Na warte nur, wenn wir wieder daheim sind“ — dachten sich da die tapfern Freiwilligen, und als sie wirklich daheim waren, machten sie einen Höllenlärm und zeigten die Lieferanten unbarmherzig an. Herzesh! Das gab ein Geschrei! Ein „Untersuchungsausschuß“ ward eingesetzt, der überall schnüffeln ging und richtig herausbrachte, daß den Soldaten unbrauchbares, verdorbenes und vergiftetes Fleisch — aber wohl verwahrt in den schönsten, bunt beklebten und befördlich abgestempelten Büchsen — geliefert worden ist. Von dem bösen Feind erschossen sind nur etliche Hunderte worden; an Krankheiten zu Grunde gerichtet aber viele Tausende! Nicht die Büchsen der Spanier waren den Amerikanern verderblich, sondern die Büchsen, die aus der lieben Heimat, aus Chicago kamen! — Da sie aber einmal an der Abrechnung waren, rechneten sie gleich auch mit etlichen von den Generalen ab, die ihre Schuldigkeit während des Krieges nicht gethan hatten, und mit den Beamten, die mehr als ihre Schuldigkeit gethan, sich nämlich so unter der Hand mit den Lieferanten verständigt und für ein schön Stück Geld ein Auge oder gleich deren zwei zugebrückt hatten. Sie flogen zum Tempel hinaus, bis auf etliche, die zu fest darin saßen, die zu gute Freunde hatten.



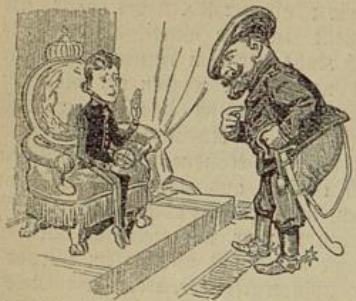
Nicht die Büchsen der Spanier waren den Amerikanern verderblich, sondern die Büchsen, die aus der lieben Heimat kamen.

Auch auf der andern Seite die

Spanier

hielten nach dem Kriege eine scharfe Musterung ab, während es gescheitert gewesen wäre, sie hätten vorher gemustert. Aber auch so war es recht zweckmäßig, denn es zeigte sich auch hier, daß vielerlei Fleisch faul war, wenn's gleich auch nicht in einer Büchse steckte, sondern in goldbordierter Uniform. Ohne viel Federlesens wurden die Generale am Wickel genommen und teils eingesperrt, teils abgesetzt,

was um so nötiger war, als gleich nach dem Friedensschlusse sich der alte Wähler, der Don Carlos, meldete, indem er darauf rechnete, daß in der Armees alles „faul“ sei. Er wollte durchaus den Thron haben, auf dem der kleine dünne Alfons sitzt; er



Er wollte durchaus den Thron haben, auf dem der kleine dünne Alfons sitzt; er meint einmal, er würde ihn ja auch besser ausfüllen.

meinte einmal, er würde ihn ja auch besser ausfüllen. Aber so rechte Gegenseite fand er bei den Spaniern nicht; freilich, die hohe Geistlichkeit trat zum Teil auf seine Seite, aber es fehlte die Hauptsache: das Geld.

Englische Bankiers sollten das nötige Kleingeld besorgen, das zu einer Rebellion ebenso nötig ist, als wenn unser Toni sich einen neuen Anzer kaufen gehen will; aber sie meinten, das Geschäft sei doch etwas gewagt; „Don Carlos-Aktien“ würde niemand kaufen wollen, wenn sie aber wirklich 'rauskämen, stünden sie bald unter pari.

Da machte sich in der Not der junge Don Carlos, der den Namen Don Jaime führt, auf, reiste nach Wien und ging zum Kaiser in der stillen Hoffnung, daß dieser ihm am Ende ein Paket voll Aktien abnehmen würde. Der Kaiser ließ ihn auch zu sich herein und sprach dies und das mit ihm, ob die Citronen schon blühten in Spanien, ob's heuer wohl einen guten Malaga geben würde, und dergleichen mehr; aber vom Geschäft — nein, von dem sprach er nicht. — So wird es aus der Rebellion für diesmal nichts werden; aber Don Jaime ist ja noch jung und kann noch ein Weilchen warten. — Mit

England

hält es der Hinkende diesmal, wie es der deutsche Kaiser schon etliche Jahre thut: er geht gar nicht hin. Nur so nebenher möcht' er's sagen, daß sie da drüben über dem Armelmeer im letzten Jahr durch den Tod den größten Mann verloren haben, den sie aufweisen konnten: den Staatsmann Gladstone nämlich, der so lange Jahre das Staatsrudel in den Händen hatte und es vortrefflich handhabte. — Nun muß aber, leider Gottes, dennoch mehr, als es gerecht ist, von England die Rede sein, denn der Engländer steckt nach wie vor seine fürwichtige Nase in aller Länder Töpfe hinein. Wenn da ab und zu der Brei überläuft



Gladstone, † 19. Mai 1898.

oder verbrennt, so kann das keinen weiter wunder nehmen. Aber auch die Galle läuft einem mitunter über, und das war bei den Deutschen letztlich der Fall, als es sich zwischen England und Deutschland um die

Samoa-inseln

handelte. Um die Weihnachtszeit war zum erstenmale wieder die Rede von Samoa, das weit dahinten in Polynesien und mitten im Stillen Ozean liegt, und es hieß, dies Land wollten Deutschland, England und Amerika hübsch freundschaftlich untereinander teilen. Beim Teilen aber kommt immer gerade der Streit heraus; so auch hier; bevor es noch ernstlich zum Teilen kam, war der Streit auch schon da. Anno 1889 hatten die genannten Mächte einen



Mataafa, ein schwarzer Thronkandidat.

schwarzen Mann mit Namen Malietoa auf den Königsthron gesetzt, dicht neben ihn aber hatten sie etliche Europäer hingesetzt, damit diese sein Obacht gäben, daß der König keinen Unsinn mache, denn auf so einen schwarzen König ist niemals rechter Verlaß. Aber die Sache machte sich; Malietoa lernte das Regieren im Handumdrehen und regierte ganz vortrefflich bis an sein seliges Ende um die Wende des Jahres. Da aber gab's Streit, denn sein Sohn Tanu Malietoa wollte jetzt König werden, während ein gewisser Mataafa, der's früher gewesen war, gleichfalls Lust zeigte, auf den Thron zu steigen, zumal er viele Anhänger und jedenfalls mehr hatte, als der junge Tanu, der bei den Wilden so gut wie gar nichts gilt, weil er — nicht tätowiert ist. Es kam zur Wahl zwischen beiden Kandidaten, und gewählt wurde Mataafa. Das kam den Engländern gar nicht zu paß, denn der junge Tanu war ihr Schützling, weil er auf englische Art erzogen und protestantisch ist, während Mataafa katholisch und deutsch gesinnt ist. Der englische Oberrichter, der bei der zweifelhaften Wahl das entscheidende Wort zu sprechen hatte, war in arger Verlegenheit; aber er half sich und meinte, Mataafa sei für die Deutschen unmöglich, weil diese ihn in früheren Jahren nicht zum Könige hatten haben wollen, und so bliebe nur übrig, den jungen Tanu zum Könige zu machen, was hiermit geschah. Hiergegen protestierte der deutsche Konsul sofort, und so kam es unter den drei Konsulen zu einer Verständigung dahin, daß Mataafa vorläufig König sein sollte, bis alles endgültig geregelt wäre. Als aber gleich darauf ein großes amerikanisches Kriegsschiff vor der Hauptstadt Apia ankam, wurden Engländer und Amerikaner übermütig und schritten entgegen aller und jeder vorherigen Abmachung zur

Gewalt; sie vertrieben die Anhänger Mataafas aus der Stadt und bombardierten die ganze Küste; ja, sie begaben sich ans Land, steckten den Anhängern Tausend Waffen zu und zogen so in die Büsche, wobei sie freilich eines auf den Hut bekamen, denn sie fielen eines Tages den Mataafa-Leuten in die Hände, und diese brachten eine ganze Anzahl von ihnen um, während sich der Rest mit Mühe und Not in die Hauptstadt und auf die Schiffe retirierte. Ein deutscher Farmer Namens Hufnagel wurde beschuldigt, den Verräter gespielt zu haben, und deshalb mit auf die fremden Schiffe geschleppt. Die Engländer und Amerikaner begingen dabei die unerhörtesten Grausamkeiten, schossen Dutzende von deutschen Farmen in Grund und Boden und brachten dabei wehrlose Frauen, Greise und Kinder um.

Nun ist es so entsetzlich weit von Samoa bis Europa, und einen Telegraphen giebt's nicht zwischen beiden. So dauerte es eine ganze Weile, bis all dies in Europa bekannt wurde. Aber endlich kam die Nachricht davon doch hin, und da lief den Deutschen ganz gerallig die Galle über. Derartiges wollten sie sich doch nicht von den Engländern und Amerikanern bieten lassen, zumal gerade die Deutschen die meisten Faktoreien und Plantagen auf Samoa besitzen. Im deutschen Reichstage kam die Bombe zum Platzen; etliche Abgeordnete hatten sich zusammengesetzt und erbaten sich von der Regierung gefällige Auskunft über die Lage der Dinge. Der Herr von Bülow sperrte sich nicht lange, sondern redete frisch von der Leber weg und machte allen, die's anging, den Standpunkt klar und ließ auch keinen Zweifel darüber, daß Deutschland sich nicht über den Köffel barbarieren ließe. Derweilen war auch bereits zwischen den drei Staaten vereinbart worden, daß eine ganz besondere Kommission aufs Schiff gesetzt und nach Samoa geschickt werden sollte, die alles genau zu untersuchen und darüber zu berichten hätte. Die Engländer hatten das freilich anfangs nicht so recht gewollt; sie haben aber schließlich klein beigeben müssen, und während der Kalender fertig gedruckt wird, schwimmt die hohe Kommission schon längst auf dem Meere. Der Hinkende aber wünscht ihr: „gute Berrichtung!“ — damit Friede bleibt in der Welt und der Krieg nicht am Ende doch noch recht behält. —

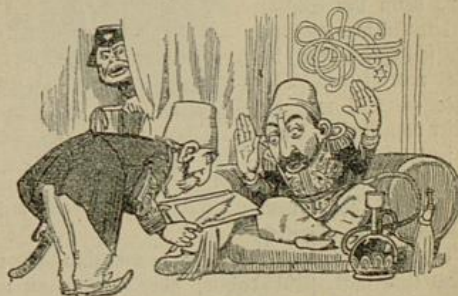
Der ganze Streit aber hat wieder einmal so recht deutlich gezeigt, was für ein mißlich Ding es heutzutage ist, wenn ein großes Land eine kleine Flotte besitzt. Hätten die Engländer nicht gewußt, daß Deutschlands Flotte ihnen doch nicht gewachsen ist, so hätten sie sich ganz anders benommen. Den Engländern und Amerikanern zusammen gebührt ein kräftiger Denzettel für ihr Betragen, das aller Gesellschaft Hohn spricht. —

Nun aber geht die Reise nach

Rußland.

Dem Kaiser von Rußland wird sonst immer nachgesagt, daß er den Großtürken nicht leiden mag,

und es hat das ja etwas für sich, denn die Art, wie er ihn im Kriege, den er wider die Griechen führte, behandelt hat, war etwas kurios, zumal aber die Art, wie er hintendrein dem Sultan den Prinzen Georg als Gouverneur von Kreta auf die Nase setzte. Zwischen den Türken und den Griechen war es doch gerade wegen des besagten Kreta zum Kriege gekommen; der Großtürke wollte partout nicht leiden, daß ihm die Griechen die Insel wegnahmen; er ging deshalb hin und hieb so lange und so kräftig auf die Griechen, bis diese von Kreta abließen. Raum war aber Friede, so verlangte der russische Kaiser, Kreta solle unter einen besonderen Gouverneur gestellt werden und zu diesem Gouverneur sollte der Prinz Georg von Griechenland ernannt werden. Der Sultan schrie Au! und Ach! und wollte seinem Großvezier durchaus das Schriftstück nicht unterschreiben; aber der Russe lugte hinter dem Vorhang hervor und machte so seine Andeutungen! So blieb ihm nichts übrig, der Sultan unterschrieb das Schriftstück, und der



Der Sultan schrie Au! und Ach!

Prinz Georg war Gouverneur von Kreta und damit Kreta mehr oder weniger griechisch geworden — trotz des bösen Krieges, den der Sultan drum geführt und so glänzend gewonnen hatte! —

Aber das war's im Grunde nicht, was der Hinkende zu berichten hatte; er wollte im Gegenteil demonstrieren, daß der Russe ein lieber guter Freund vom Türken sei; und das zeigte sich dadurch, daß der Zar eines Tages — gerade in der dazumaligen bedenklichen Zeit — eine große Kiste herrichten und sie zum Sultan nach Konstantinopel spedieren ließ. Ei, was machten die Odalisten und sonstigen Haremsdamen für Gesichter, als die Kiste vor dem Palaste abgeladen und in die Stube gebracht wurde! Als sie aber geöffnet war, zeigte sich, daß sie folgendes enthielt: Zum ersten einen Stock; zum zweiten ein Paar schöner Vasen und zum dritten ein Theeservice. Nachdenklich legte der Herr Sultan den Finger an die Nase und konnte es sich so gar nicht zusammenreimen, was denn wohl diese drei Stücke zu bedeuten hätten? Er fragte seinen Großvezier — aber vergebens! Er ließ alle anderen Beziere kommen — keiner wußte es. Da wurde zu einem Manne geschickt, der seit einem Menschenalter einsam für sich in einer Höhle lebt und als der weiseste Mann im ganzen Morgenlande gilt — und der wußte es und sagte

es: der Stoß solle bedeuten, daß der Großtürke ein alter, schwacher, ja halbtoter Mann sei, der nächstens ganz aus Europa hinausgesetzt werden würde; die Wasen seien dazu bestimmt, daß der Herr Sultan Vergiftmeinnicht hineinsetze, und wenn er sie sehe, allezeit daran denke, daß er dem Zaren noch immer eine so schwere Menge Geld für den Krieg von anno 1878 schuldig sei; das Theeservice aber beziehe sich auf Kreta, und der Zar wolle damit auf seine diplomatische Art sagen: Erst abwarten, dann Thee kochen! — Es heißt, der Sultan ließ darauf einen Sack kommen und den Weisen aus der Höhle in den Bosporus werfen; aber Gewisses weiß man nicht. Die Geschichte mit dem Theeservice stimmt aber, denn der Sultan wartete und wartete; wer aber schließlich recht behielt und seinen Thee kochte — das war der Kaiser von Rußland und er setzte seinen Vetter, Freund und Lebensretter richtig als Gouverneur in Kreta ein. Freilich,

ob die Stelle auf die Dauer angenehm ist und etwas einbringt, steht dahin, aber das muß man sagen: schon hat das Land Kreta gewaltige Fortschritte in der Kultur gemacht! Bislang ruhten keine Schulden drauf; die Insel war hypothekensfrei; aber jetzt hat sie sich 4 Millionen Pfund Schulden aufgeladen! Es ist freilich noch recht wenig, und unter den Großstaaten darf sich im Grunde Kreta damit noch nicht sehen lassen; aber es ist immerhin ein Anfang und wird noch besser kommen. —



... und der Sultan hat nur gnädigt gelacht dazu.

Hat der gute Sultan so auf der einen Seite recht viel Verdruß gehabt, so ist ihm anderseits doch auch eine Freude zuteil geworden; er hat das deutsche Kaiserpaar bei sich zu Besuch gesehen, an dem er doch so sehr hängt. Als die Nachricht aus Berlin kam, daß der deutsche Kaiser über Konstantinopel nach Palästina

reisen wolle, war der Großtürke ganz außer sich. Einen Purzelbaum hat er vor Vergnügen . . . nicht etwa selbst geschossen . . . nein, wozu hätte er da wohl seinen Großvezier?! Dieser hat den Purzelbaum schießen müssen und der Sultan hat nur gnädigt gelacht dazu; und dann ist ein Brief nach Berlin abgegangen, und der Sultan hat darin dem Purzelbaum den gehörigen schriftlichen Ausdruck gegeben.



Kaiser und Kaiserin sahen sich in Palästina gut um.

Gleich hat er bei allen Armeniern in Konstantinopel alle Besen aufkaufen lassen, und überall, wo des Kaisers Weg sein sollte, ging es an ein Fegen und Kehren, Scheuern und Waschen, damit nur alles fein sauber sei, wenn der Kaiser komme; denn in den Jahrhunderten, die der Türke schon in Palästina sitzt, ist auch nicht einmal ein gründliches Reinmachen gewesen! Jetzt aber flog der Staub und der Schmutz nur so aus den Ecken und wurde fein säuberlich seitwärts aufgehäuft, wo der deutsche Kaiser nicht

hinkam. Zu Jaffa aber, wo der deutsche Kaiser ans Land steigen sollte, ließ der Sultan extra eine neue Landungsbrücke bauen, damit es der Kaiser nur recht bequem habe. Als dann der Kaiser richtig kam und zwar mit großem Gefolge von Staatsmännern und Gelehrten, Militärs und Geistlichen, da hat der Sultan ihm alles aufs angenehmste eingerichtet. Der Kaiser kam in erster Reihe als ein frommer Pilgersmann, der in Andacht und Ehrfurcht die Stätten betrat, wo Christus der Herr gewandelt ist. Kaiser und Kaiserin sahen sich aber auch sonst in Palästina gut um und waren hoch befriedigt von all dem Schönen und Merkwürdigen, was sie zu Gesicht bekamen. —

Die Balkanstaaten

sollten Vulkanstaaten benannt werden, denn bei ihnen schaut es zu allen Zeiten aus, als sollte sich gleich irgendwo ein Loch in der Erde aufthun und lauter Feuer und Flammen daraus schlagen. Am manierlichsten geht es noch in Rumänien zu, weil da ein Herrscher auf dem Throne sitzt, der gar verständig handelt, was weiter auch kein Wunder ist, denn es ist ein Hohenzoller. König Karol giebt sich auch alle Mühe, deutsches Gewerbe in seinem Lande heimisch zu machen, und zuletzt hat er es fertig bekommen, daß eine direkte Eisenbahnlinie von Berlin bis nach Konstantinopel mitten durch rumänisches Land hindurch geht. Dabei hat er mit dem hergebrachten Gleichmut und der Dummheit seiner lieben Unterthanen arg zu kämpfen. Aus purem Unverstand

gab's sogar eine kleine Rebellion unter ihnen, und das ist so zugegangen: Bei den rumänischen Bauern stellten sich eines Tages fremde weither gereifte Leute ein, die ihnen etwas mitteilten, das ganz was Neues für sie war. Danach wär' es jetzt im Gange, daß alles Land unter alle Bauern gleichmäßig verteilt würde. Es sollte von nun ab nicht mehr sein, daß der eine tausend Morgen und der andere nur zehn hätte. Nein, alle sollten das Nämlche haben. Wer war froher als die Bauern! — Aber freilich etliche Kosten, so sagten die fremden Herren weiter, würden da entstehen, weil die Ackerstücke und Feld- und Waldstücke doch neu abgemessen werden müßten. Na, das wollten sie gern zahlen, meinten die Bauern; wieviel Kosten da auf den Mann kämen? So je nach dem, 10 oder auch 20 Lei. Na, das zahlten die Bauern gleich willig auf den Tisch, und die fremden Herren zogen ab. — Eine ganze Zeit verging und nichts ward geändert in der Feldeinteilung. Die Bauern sahen etliche Wochen zu; dann aber



Es wurde die reine Rebellion daraus.

nahmen sie die Mistgabeln, Sensen und sonstige gefährliche landwirtschaftliche Geräte, um damit nach dem Amte zu ziehen. Es wurde die reine Rebellion, sie verlangten partout gleiche Teilung, und mit vieler Mühe brachte man sie wieder heim; aber seitdem grollen sie und räsonnieren auf die Welt, wie schlecht sie eingerichtet sei.

Die Serben sind rechte Glückspilze. Wo andere Völker froh sind, daß sie einen König haben, da haben sie ihrer zwei, und das nun schon seit Jahren: König Alexander, der Sohn, ist der eine und ordnungsmäßige König, und König Milan ist der andere, eigentliche und ordnungsmäßige König, was wörtlich stimmt, weil er sich wirklich wider alle Kleiderordnung betragt. Der eine ist zu schwach, der andere zu stark; der erste zu schwach im Regieren, der zweite zu stark im Pokulieren, Schwadronieren und sonstigen . . . ieren. Da ist es ein reines Wunder, daß das Land noch besteht; aber am Ende — bis der Kalender fertig ist — hat es der Russe vielleicht schon aufgespeist, vorausgesetzt, daß der Österreicher nicht beispringt und ihm den Bissen vom Munde reißt.

Die Bulgaren haben sich das ganze Jahr über mäuschenstill verhalten; man sollte meinen, sie führten

etwas ganz Besonderes im Schilde. Sollten sie am Ende den Türken doch noch einen Posten spielen und sich endgültig losreißen wollen? Thun thäten sie es



Fürst Ferdinand hat sein Söhnlein Boris gut eingewickelt mitgenommen.

gerne und den nötigen Hintergrund dazu haben sie jetzt vollauf, indem der Kaiser von Rußland sie längst in Gnaden aufgenommen hat. Fürst Ferdinand hat seine Ferienreise im letzten Sommer dahin gemacht und gar sein Söhnlein Boris gut eingewickelt mitgenommen, denn der kleine Boris sollte doch einmal das Land zu Gesichte bekommen, dem zuliebe er eine andere Konfession hat, als seine lieben Eltern. Orthodox, griechisch-katholisch ist er

nämlich, dieweil seine Eltern römisch-katholisch sind. Aber ganz stimmt das insofern nicht mehr, als seine Frau Mutter derweilen das Zeitliche gefegnet hat. Am Ende heiratet der Fürst noch einmal, und da nimmt er — um nur den Russen zu gefallen — gewiß eine Griechisch-katholische zur Frau. Der Hintende giebt ihm den Rat, sich doch mal in Montenegro umzuschauen, ob der Fürst Nikita nicht am Ende noch eine Tochter auf Lager hat? In letzter Zeit sorgt der ja fleißig für das Heiratsgeschäft der allerhöchsten Herrschaften und entwickelt ein großartiges Glück dabei: Eine Tochter hat den russischen Großfürsten Peter zum Manne, auch Herzog von Leuchtenberg genannt, eine andere den Kronprinzen von Italien, eine dritte einen Wattenberger; seinem Stammhalter Danilo aber verschaffte er in der Herzogin Jutta von Mecklenburg-Strelitz ein prächtiges Bräutchen, das zu all der Schönheit noch eine Ausstattung von 2 Millionen Mark mitbringt, die ihr der russische Kaiser beigelegt hat. Dafür muß sie freilich griechisch-katholisch werden. —

Nun könnte der Hintende sich wohl auch in

Griechenland

ein wenig umsehen; aber nein, das lohnt nicht der Mühe; trotz aller guten Vorsätze ist da der alte Schlendrian noch immer zu Hause. Drum macht der Hintende jetzt einen gewaltigen Satz über die ganze fünffingerige Halbinsel und hopft übers Mittelmeer, ja über Arabien und Persien hinweg, direkt bis nach



Fürstin von Bulgarien †.

Drum macht der Hintende jetzt einen gewaltigen Satz über die ganze fünffingerige Halbinsel und hopft übers Mittelmeer, ja über Arabien und Persien hinweg, direkt bis nach

China

mitten hinein ins Tjung-li-Yamen, was ja nichts anderes ist, als die Versammlung der geheimsten aller geheimen Mandarinen oder Räte Seiner Majestät des chinesischen Kaisers. Soeben sind sie dabei und beraten die böse Lage, in der sich das gesamte himmlische Reich befindet. Seit Jahr und Tag geht es so, daß alle Augenblicke einer kommt und verlangt für sich bald diesen Hafen, bald jenen; bald diese Provinz, bald jene; dort wurden ein paar Missionare umgebracht — gleich kommt der Gesandte des betreffenden Landes und verlangt auf Tod und Leben Genugthuung, Entschädigung; da ist eine fremde Flagge vom Volk oder vom Militär beleidigt worden — gleich heißt



Die „Friseur“ versahen sich und schnitten den Herrschaften neben dem Zopf — auch den Kopf ab.

es wieder: Land her oder es setzt etwas! Die Herren Geheimräte möchten sich sämtlich vor Verzweiflung die Haare ausraufen, wenn sie deren nur hätten! Sie haben eben sämtlich nur einen Zopf, und den rauft sich kein Geheimrat aus!

Der chinesische Kaiser allerdings — der hatte leztlich einmal einen so sündhaften Gedanken gehabt, daß der Zopf doch eigentlich ein — Zopf sei; und so hatte er sich hingesezt und einen Erlass diktiert, wonach von einem bestimmten Tage ab sämtliche Chinesen sämtliche Zöpfe abzuschneiden hätten! Das war das Signal zu einer Palastrevolution. Die Kaiserin, was die Pflegemutter des Kaisers ist, geriet außer sich; sie nahm sogleich ihre Räte und alle ihre Getreuen zusammen und ging zum Kaiser hinunter in dessen gute Stube, wo er nichts ahnend auf dem Sofa lag. Sie ließ ihn und seine Anhänger festnehmen und lezteren ließ sie richtig den Zopf abschneiden, damit sie doch sähen, wie weh das einem thut. Leider versahen sich die „Friseur“ dabei und schnitten den Herrschaften neben dem Zopf — auch den Kopf ab. — Dem Kaiser ließen sie Zopf und Kopf; aber eingesperrt ward er und niemand zu ihm gelassen. Dafür regiert jetzt die Kaiserin wieder an seiner Stelle, und wehe dem geheimen Mandarinen, der nicht Ordre pariert! Leider findet sie den gleichen Gehorsam nicht bei den fremden Gesandten; diese lehnen sich verteuelt wenig um sie, wenn sie nur das durchsetzen, was ihnen ihre Regierung daheim befohlen hat. Auf diese Art haben bisher die Russen, die Engländer, die Deutschen und die Franzosen alle ihren hübschen Teil von China bekommen; die Italiener und die Österreicher sind nahe dabei, auch ihrerseits etwas vom chinesischen Reich für sich zu ergattern. Die Deutschen haben

sich besonders fest in ihr Gebiet Kiautschou hineingesetzt und sind lustig dabei, einen großen Hafen der Neuzeit mit allem, was dazu gehört, sowie außerdem eine große Handels- und Gewerbestadt dort zu erbauen. Weite Gebiete sind dazu abgesteckt und parzelliert, und sollte es dem Dupfen-Toni oder sonst einem daheim nicht behagen, so mag er's mal mit Kiautschou probieren. Des deutschen Kaisers

schirmende Hand reicht auch bis da hinaus, denn ein gut Teil deutscher Macht liegt da draußen und zwar in Gestalt eines gar ansehnlichen Geschwaders. Der Bruder des Kaisers, der Prinz Heinrich, ist noch immer so weit draußen in der Welt auf der Wacht von Kiautschou. Eine Zeit lang war diese Wacht ja erträglich für ihn, denn er hatte seine liebe Frau bei

sich, die — von Sehnsucht nach dem Gemahl getrieben — es sich nicht nehmen ließ und die weite Reise bis dahin machte. Gerade, als der Prinz einsam unter dem chinesischen Christbaum stand, da that sich die Thür auf, und herein trat — Prinzessin Heinrich, um das Christfest mit dem geliebten Manne zu verbringen. Sie war von Genua aus gekommen, hatte sich dort auf ein stolzes Schiff des „Nord-



Gerade als der Prinz einsam unterm Christbaum stand, that sich die Thür auf und herein trat die Prinzessin.

deutschen Lloyd“ gesetzt, das mit voller Berechtigung den hohen Namen ihres Gemahls trägt: „Prinz Heinrich“, und mit diesem ist sie über Suez und durch das Rote und das Chinesische Meer, über Colombo und Singapore genau so gereist, wie's im 1898er

Kalender der Hinkende deutlich in seiner Standrede allen seinen getreuen Zuhörern aus dem „Löwen“ auseinandergesetzt hat — ganz so, als hätte die hohe Frau sich die besagte Standrede zu Herzen genommen und sie einmal praktisch durchmachen wollen! — Zu dieser Stunde ist sie schon wieder auf der Heimreise, und bald legt das nämliche Schiff wieder in Genua an. Willkommen, willkommen in der Heimat! — so ruft ihr von Herzen der Hinkende zu. Das war mal gut getroffen, denn gerade soeben ist mit seinem neuen Kalender fertig und zu Ende:

Der Hinkende.

Ein Fünfhundertjähriger.

Eltvile am Rhein ist eine uralte Stadt. In ver-
gilbten Urkunden, die mehr als 1000 Jahre alt
sind, ist der Name *Abelwile* oder *Eldevile* zu finden,
und schon zu den Zeiten, als die Römer am Rheine
ihre Standquartiere hatten, da war dieser Ort eines
davon und hieß dasumal *Altavilla*. Uralt sind auch
viele Gebäude in der Stadt, und am Rheine selbst
zieht sich graues, moos- und ephenbewachsenes Ge-
mäuere entlang, das wohl auch an die 1000 Jahre
alt sein mag. Zu seiten der alten katholischen Kirche
des Ortes aber steht, bescheiden in ein Gäßlein ge-
drückt, ein winzig kleines, niedriges, altes Haus, in
dem ein Mann gestorben ist, dessen erfinderischer Ge-
danke die ganze Welt umgestaltet hat! Just ein
halbes Jahrtausend ist es her, daß er geboren wurde.
Freilich, so ganz genau weiß es keiner mehr, wann
eigentlich der Tag war; aber auf Johanni im Jahre
1400 pflegt man seinen Geburtstag anzusehen, so
daß er um Johanni 1900 gerade seinen 500sten
Geburtsstag hätte feiern können — sofern er's erlebt
hätte! Wenn er aber auch nicht mehr da ist, so sind
doch die dankbaren Nachkommen da, vor allem
diejenigen seiner Geburtsstadt, und diese werden den
Tag nicht stillschweigend vorbeigehen lassen, sondern
ihn feiern, wie es sich gehört.

Der Name des Mannes aber ist: Gutenberg, oder
vielmehr Johannes Gensfleisch von Sorgen-
loch, wie er sich selbst nannte, schrieb und druckte...
seine Geburtsstadt ist Mainz, das stolze oder, wie es
in alter Zeit immer hieß: das „goldene Mainz“. Drei
Tage lang sollen die Feste währen; das Schönste
daran aber wird ein großer Festzug sein, den die
Mainzer — von ihrem Karneval her gewöhnt ans
Verkleiden — veranstalten, denn hiebei wird jeder
Teilnehmer in der Kleidung und Ausrüstung er-
scheinen, wie solche zu Gutenbergs Zeiten Sitte waren.
Auch ein Festspielhaus wird am Rheine errichtet und
hier ein Festspiel zum besten gegeben werden, in
dem das Leben des Mannes vor den Augen der Zu-
schauer in bunten Bildern vorüberziehen soll. Wie
wenig gut es dem seligen Gutenberg zu seinen Leb-
zeiten ergangen ist, das weiß heute jedermann; er ist
um die Früchte seiner Erfindung betrogen worden
und hat als armer Mann sein Dasein beschloffen.
Der Bischof Adolf von Nassau gab ihm schließlich

auf die alten Tage *Obdach* und *Zehrung*, und eben
im genannten *Eltvile* schloß er, hoch betagt, seine
Augen. Eine Büste über der Pforte des Hauses
und eine einfache Gedenktafel künden von seinem
bescheidenen Ende. Was er aber erdacht, erfunden
und ins Leben gesetzt hat, das ist das Gemeingut
aller Völker geworden. Wie möchte die Welt heute
wohl ausschauen ohne die Milliarden von bleiernen
Soldaten, die er — im wahren Sinne des Wortes —
mobil gemacht hat?! Kalender zumal gäb's ganz
gewiß nicht, und so stättet ihm der Hinkende hier-
mit noch ganz besonders seinen Dank dafür ab, daß
er so geschick war und die schöne Erfindung ge-
macht hat!

Ein tapferer Seemann.

An großen Unfällen aller Art hat es auch im
letzten Jahre nicht gemangelt; namentlich Schiffs-
unfälle gab es in großer Zahl. Das schlimmste
davon war der Untergang des großen französischen
Dampfers „*La Bourgogne*“, der an der Küste von
Neuschottland mit einer
englischen Bark zusam-
menstieß und dann mit
600 Menschen innerhalb
weniger Augenblicke in
die Tiefe ging. Hierbei
zeigte sich das Entsetz-
liche, daß die Matrosen
zum Teil rücksichtslos sich
selbst zu retten suchten,
während sie die Passa-
giere im Stiche ließen
oder gar an der Rettung



Kapitän Gustav Schmidt, geboren
1842 zu Wismar.

zu hindern suchten. Wie ganz anders benahmen sich da
Mannschaft und Kapitän, als der „*Bulgaria*“, einem
stolzen Schiffe der Nordamerika-Linie, das Unglück
passierte, daß es mitten auf der See und im Orkan
steuerlos wurde! Der Kapitän brachte zunächst einen
Teil der Passagiere auf ein Schiff, das vorbeifuhr,
und dann arbeitete er mitsamt seinen Offizieren und
Mannschaften Tag und Nacht unentwegt daran, das
Schiff flott zu halten und wieder in Gang zu bringen.
Vierundzwanzig Tage lang dauerte dieser Kampf mit
dem Elemente; aber die tapfere Schar siegte schließlich
und brachte das Schiff samt seiner kostbaren Ladung
ungefährdet an die rettende Küste; nur ein Mann
war dabei verloren gegangen. — Mit vollem Recht
wurden Kapitän und Mannschaft aufs höchste gefeiert,
als sie zu Hamburg die heimische Erde betreten.
Der deutsche Kaiser zeichnete sie durch Orden aus, die
Gesellschaft kargte nicht mit Worten der Anerkennung
und ließ es auch an klingendem Lohne nicht fehlen.
Der Hinkende aber will auch etwas thun und setzt
deshalb das Bild des Kapitäns hieher, der zugleich
mit all den andern Helden dem deutschen Namen
so hohe Ehre gemacht hat!

Auch einer, der Sprichwörter beherzigt!



Meide den Schein! — So sprach der Dieb,
Als er nachts sein Handwerk trieb.

Eine Predigt, die nichts nützt.



Schwer predigt eine Kupfernase
Dem Sohn Enthaltbarkeit
beim Glase.

Am unrechten Hause.

„Wünsch' guten Morgen, Herr Doktor!“
„Guten Morgen! Was ist Ihr Anliegen?“

Mein Nachbar.



Bei meinem Nachbar sieht's bedenklich aus:
Es starb sein Weib . . . nun fehlt der Mann
im Haus.



„O Herr Doktor, ich hab' so eine Leidenschaft im
Ohr; ich kann seit acht Tagen keine Nacht mehr
schlafen.“

„Ja, lieber Mann, da sind Sie ins unrechte Haus
gekommen! Doktor bin ich, aber Doktor in Rechten!“

„Grab im rechten Ohr fehlt mir's, Herr Doktor!“



**Reiche Leute
oder
Wohl dem,
der sich selbst
besiegt.**

„Mutterchen,
kommt
der Vater
dem
immer
noch
nicht?“
„Schlaf
nur,
mein
liebes

Kind, er wird schon kommen.“
„Mutter, Frau Brand sagt, der Vater käme gar nicht wieder.“
„Frau Brand weiß das nicht. Wenn du morgen früh aufwachst, wirst du den Vater sehen.“

„Ich möchte ihn aber doch so gerne gleich sehen, wenn er kommt. Du mußt mich wecken.“
„Heute nicht mehr, Emma. Es ist schon spät, du mußt schlafen. Gute Nacht, mein Herzchen!“
Die Mutter beugte sich nieder und küßte ihr Kind.

Emma schlang die Arme um ihren Nacken.
„Liebe, liebe Mutter, schlaf wohl!“ Sie drückte das blonde Köpfchen in das Kissen und schloß die Augen.

Die Mutter verließ die kleine, niedrige Stube und trat in das wenig größere anstößende Gemach. Ein weißes Tuch war über den Tisch gebreitet, zwei Teller standen darauf, in der Mitte eine Schüssel mit Salat, daneben Brot und Butter.

Nur die einfachste Einrichtung war in dem Zimmer vorhanden. Die besten Stücke waren eine Kommode und ein Nähtisch von Rußbaumholz; sie waren durch gehäkelte Decken sorgfältig geschützt und glänzten hell in ihrer Politur. Unter dem kleinen Spiegel hing ein Bild; es zeigte ein älteres Paar in einem schlichten Rahmen, der von einem Epheukranz umwunden war.

Die junge Frau stellte sich an das Fenster und blickte in die Dämmerung hinaus. Drüben an der Hausecke zündete der Mann mit der Stange, in deren Kapsel das Flämmchen brannte, die Straßenlaterne an; dann schritt er eilig weiter. Leute gingen vorüber; aber der, welchen die junge Frau erwartete, kam nicht. Sie faltete die Hände und stand und spähte und horchte in die Dunkelheit hinaus.

Da wurde an die Thür geklopft; eine dicke Frau trat ein, trocknete sich die Hände an der Schürze ab und schaute sich dabei in dem Zimmer um. „Na,

Frau Heine,“ sagte sie, „habe ich recht oder nicht? Sehen Sie, er kommt nicht!“

„Er wird schon kommen,“ versetzte die junge Frau. „Na ja,“ entgegnete die Dicke, „Sie können ja warten; der Salat kann noch eine Weile stehen, und das Fleisch, das Sie in der Küche gebraten haben, bleibt auch noch warm. So gutes Essen! Ich wollte ihm was anderes bieten!“

„Frau Brand, das ist meine Sache!“
„Ei freilich, Sie können machen, was Sie wollen, es hat Ihnen keiner was vorzuschreiben. So war es auch nicht gemeint. Aber Sie sind eine junge Frau; Sie haben das Leben noch vor sich, und da sollten Sie doch besser für sich und Ihr Kind sorgen.“

„Frau Brand, ich weiß nicht, was Sie meinen.“
„Na, dann muß ich es Ihnen nur gerade heraus sagen: Ich kann es nicht mehr mit ansehen, daß Sie so blind in Ihr Elend rennen. Ihr Mann kommt heute aus dem Gefängnis zurück. Schließen Sie ihm die Thür vor der Nase zu und sagen Sie ihm: So einer kommt mir nicht wieder über die Schwelle! Mit uns ist es aus! Mach, daß du fortkommst!“

„Gott bewahre mich vor solcher Schlechtigkeit!“
versetzte die junge Frau.

„Schlechtigkeit, Frau Heine?“ entgegnete die Dicke. „Aber wirklich, Sie sind gut! Schlecht ist der Kerl! Sie sind es nicht! Sie sind eine fleißige, hübsche Frau; Sie können einen ganz andern Mann bekommen. Lassen Sie sich scheiden!“

„Ich könnte keinen bessern Mann wieder bekommen,“ versetzte Frau Heine.

„So?“ erwiderte Frau Brand spöttisch. „Na ja, weil er so gut ist; darum mußte er auch ins Gefängnis spazieren.“

„Er hat nichts Schlechtes begangen!“
„Er hat in seiner Wut einen Schutzmann verhauen, und darum hat er drei Monate brummen müssen.“

„Den Schutzmann hat er angefaßt, um seinen Kameraden zu befreien, der unschuldig verhaftet werden sollte. Das war unklug von ihm, aber es war keine schlechte That. Die Unschuld seines Freundes wies sich ja bald aus.“

„Na, er hat gut zugehauen! Er kann sich auch an Ihnen einmal vergreifen.“

„Davor bin ich sicher!“ versetzte Frau Heine. „Mein Friedrich hat das beste Herz von der Welt. Aber wenn der Mensch gereizt wird, dann bleibt wohl keiner ruhig.“

„Wenn er gereizt wird! Na, da sind Sie aber auch nicht sicher vor ihm! Machen Sie, daß Sie ihn los werden, Sie haben jetzt die beste Gelegenheit dazu.“

„Der arme Mann!“ sagte die junge Frau bewegt. „Mit leeren Händen steht er auf der Straße, und nun soll ich ihm das Haus zuschließen? Nein, Frau Brand, das thue ich nicht!“

„So, das thun Sie nicht! Und was kommt hinterher? Er hat seine Stelle verloren, er wird so bald keine wieder bekommen. Wer nimmt einen Menschen ins Haus, der im Gefängnis gefessen hat?“

Großer Volkstaler für 1900.



„So hartherzig werden nicht alle Menschen sein. Und wenn mein Mann nicht gleich eine Stelle wiederfindet, so wird er sich nach anderer Arbeit umsehen, das weiß ich. Er ist immer brav und fleißig gewesen, und wer arbeiten will, Frau Brand, der kann auch immer die Gelegenheit dazu finden.“

„Das meinen Sie! Aber was für Arbeit kann denn ein Schriftsetzer sonst noch thun? Mit seinen weichen Händen kann er ja gar nicht einmal hart zugreifen, und er hat auch nichts anderes gelernt.“

„Mein Mann weiß mit der Feder gut umzugehen, er kann sich Arbeit als Schreiber suchen.“

„Als ob von der Sorte nicht auch schon genug Hungerleider herumliefen! Seien Sie doch nicht so thöricht, Frau Heine! Es sind noch, mein Gott, mehr Männer in der Welt als Ihr lieber Friedrich. Lassen Sie ihn laufen und sehen Sie sich nach einem bessern um! Eine so hübsche junge Frau, wie Sie, braucht nicht lange zu suchen. Seien Sie klug! Ein jeder ist sich selbst der Nächste!“

„Quälten Sie mich nicht mehr, Frau Brand! Ich thue es doch nicht.“

„Ich thue es doch nicht! So! Es sind aber noch mehr Leute hier im Hause als Sie. Soll ich unter einem Dache mit einem wohnen, auf den die Leute mit Fingern zeigen? Soll ich alle Tage Redensarten mit anhören?“

„Warten Sie doch erst ab, Frau Brand, ob es Leute giebt, die so reden werden!“

„Und Sie machen sich nichts daraus? Sie wollen über die Straße gehen mit einem, der aus dem Gefängnisse kommt?“

„Ich habe Ihnen schon gesagt, Frau Brand, mein Mann hat nichts Schlechtes begangen.“

Frau Brand zuckte die Achseln. „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, oder auch seine Hölle. Wenn Sie denn mit aller Gewalt in Ihr Elend rennen wollen, so thun Sie es!“ Sie verließ das Zimmer und schlug die Thür hinter sich zu.

Die junge Frau war wieder allein. Wie mutlos war ihr das Herz geworden! Sie hatte gefast in die Zukunft geschaut; sie hatte gehofft, daß gute Menschen sich ihres Mannes annehmen würden. Aber nun hatten die Worte der Frau Brand einen ganzen Berg von Sorge ihr auf das Herz gewälzt. Wenn er doch jetzt käme! Wie er wohl aussehen möchte? Er hatte nicht gewollt, daß sie ihn im Gefängnisse besuchte; sie hätte es auch nicht thun mögen. Sie wußte, wie furchtbar ihn die harte Strafe traf. Ob seine Gesundheit auch nicht Schaden genommen hatte? Wie schwer waren diese Stunden!

Sie schloß den Vorhang des Fensters und zündete die Lampe an, setzte sich an den Tisch und begann an einer angefangenen Arbeit zu nähen. Sie sah nicht auf, sie horchte auch nicht mehr auf die Straße hinaus; sie beugte das Haupt über den weißen Stoff in ihrer Hand und führte emsig die Nadel. —

So verging eine Stunde, es verging die zweite; immer noch saß die junge Frau bei ihrer Arbeit.

Draußen auf der Straße wurde es still, und jetzt ging Frau Brand mit schleppenden Schritten über den kleinen Vorplatz und verschloß die Hausthür.

Sie ließ die Arbeit in ihren Schoß sinken, stützte die Arme auf den Tisch und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen; unter den Fingern rannen die Thränen hervor.

Da wurde ans Fenster gepocht, leise und zaghaft. Rasch sprang die junge Frau auf. „Ich komme!“ rief sie, nahm hastig den Schlüssel aus einer Lade ihres Nähstisches und eilte, um die Hausthür zu öffnen.

Nun traten sie beide ins Zimmer. Die junge Frau schlang ihre Arme um den Gatten und drückte ihr Haupt an seine Wange. „Nun laß alles ver-
gessen sein!“ sagte sie in leisem, innigem Tone. Er preßte sie an sich und sprach kein Wort.

„Warum kommst du so spät?“ fragte sie.

„Ich bin in den Feldern umhergegangen,“ antwortete er zögernd; „ich möchte nicht kommen, so lange die Leute mich sehen konnten. Als es dunkel geworden war, habe ich mich drüben bei der Tapetenfabrik an die Mauer gestellt. Ich dachte eigentlich, ich dürfte gar nicht wiederkommen; aber als ich das Licht in deinem Fenster sah, da —“ die Stimme versagte ihm. Dann faßte er sich und fuhr fort: „Ich wartete, bis Frau Brands Stube dunkel wurde; mit ihr wollte ich nicht gleich zusammentreffen.“

„Es war auch besser so,“ erwiderte sie. „Nun geh, setz dich an den Tisch; ich will das Essen holen.“ Sie ging hinaus.

Der Mann faßte die Lampe; leise öffnete er die Thür zur Schlafstube und trat hinein. An dem Bette des Kindes stand er still; der Lichtschein fiel auf das freundliche Gesicht, auf die geringelten Lösschen und die roten Bäckchen. Leise streichelte der Vater die weiche warme Wange. Emma schlief ruhig weiter.

Der Mann kehrte in das Wohnzimmer zurück. Er schaute sich nach allen Seiten um, als wolle er sich versichern, daß er nun wirklich wieder daheim sei.

Die junge Frau kam und trug aus der Küche einen Teller mit einem Stück gebratenen Fleisches herbei. Sie setzte sich an den Tisch, sie schaute ihren Gatten mit freundlichem Lächeln an. „Nun komm!“ sagte sie.

Er beugte sich zu ihr und küßte sie. „Marie!“ sagte er mit bewegter Stimme.

„Laß das Essen nicht kalt werden!“ erwiderte sie freundlich und schob ihm das Fleisch zu. Er zerschnitt es in zwei gleiche Teile und legte die eine Hälfte auf den Teller seiner Frau.

„Es ist für dich bestimmt,“ sagte sie abwehrend, „es ist nicht zu viel, du wirst hungrig sein.“

Er sah sie bittend an, da nahm sie ihren Teil. Nachdem sie gegessen hatten, trug Marie das Geschirr in die kleine Küche; sie wusch es sauber ab und stellte es fort.

Als sie ins Zimmer zurückkam, fand sie ihren

Mann noch auf seinem Platze an dem Tische; er hatte trübselig den Kopf auf die Hand gestützt und starrte vor sich hin.

„Du wirst müde sein, Friedrich,“ sagte sie.

„Müde?“ erwiderte er, „ja, aber schlafen kann ich nicht. Wer kann schlafen, wenn ihn solche Gedanken quälen!“

„So will ich mich zu dir setzen,“ entgegnete Marie und nahm ihre Arbeit.

Er schaute ihr eine Weile zu, dann fragte er: „Was hast du angefangen in den drei Monaten? Wovon habt ihr gelebt? Du hast wohl Sachen verkaufen müssen?“

„Das hatte ich nicht nötig, Gott sei Dank!“ versetzte Marie. „Als du aus dem Gerichtshause nicht wieder kamst, da mußte ich, daß ich nun allein sorgen müsse. Vierzehn Tage lang bin ich in die Blättanstalt in der Breitenstraße gegangen; dann bekam ich Kundschaft in den Häusern bei Herrschaften; es hat mir an Arbeit nicht gefehlt.“

„Auf solche mühselige Art hast du dich quälen müssen!“

„Es war nicht schlimm, Friedrich! Nur in der ersten Zeit wurde es mir schwer.“

„Wenn du den Tag über fortgingst, wo blieb dann unser Kind?“

„Die Kleine habe ich immer mitgenommen. Die Herrschaften sahen es manchmal wohl nicht gern, aber Emma ist ja so artig und so freundlich. Die Leute hatten sie bald lieb; in manchen Häusern bekam sie Geschenke. Mir war es eine große Freude, daß ich das Kind nicht zu verlassen brauchte.“

„An den Thüren also habt ihr euer Brot suchen müssen!“ sagte der Mann finster.

„Wir haben stets unser eigenes Brot gegessen,“ entgegnete Marie, „und es hat uns an nichts gefehlt.“

„Du bist eines Lehrers Tochter und hast niemals anders als im eigenen Hause gearbeitet, und nun hast du wie eine Magd von Thür zu Thür gehen müssen!“

„Lieber Friedrich, es war ehrliche Arbeit, und ich habe sie gerne gethan!“

Er stand auf und schritt erregt durch das Zimmer. „Und warum hast du das alles leiden müssen? Und warum habe ich im Gefängnisse sitzen müssen wie ein Dieb, wie ein Totschläger? Weil ich ein armer Teufel bin, an dem sie ihre Willkür auslassen konnten! Wäre ich reich oder vornehm gewesen, so

hätten sie ihre Finger schon von mir gelassen; aber mit dem Lumpenpack kann man machen, was man will!“

„Friedrich!“ entgegnete Marie, indem sie ihn groß ansah, „du weißt sehr gut, daß bei uns dasselbe Gesetz für alle gilt. Was du da sprichst, das haben andere dir vorgeredet. Deine eigenen Gedanken sind es nicht!“

„Ist es etwa nicht die Wahrheit?“ versetzte er hart. „Hast du schon jemals gehört, daß ein Vornehmer um solche Kleinigkeit ins Gefängnis gekommen ist? Wir saßen da mehr als hundert Mann, alle Zellen waren voll. Ich habe die Schließer gefragt, es war kein einziger Reicher darunter, lauter Arbeiter, Handwerker, Laufburschen. Ich als Schriftsetzer war unter dem Volk noch ein Vornehmer. Und was hatten sie gethan? Der eine hatte Geld behalten, um Brot für seine hungrigen Kinder zu kaufen; der andere hatte sich von einem Felde Kar-

toffeln geholt, weil ihm der Bauer seinen ehrlich verdienten Lohn nicht bezahlen wollte. Und so nach der Reihe! Um eine Kleinigkeit waren sie alle in den Kästen gesteckt. Aber die reichen Schurken, die sie dazu getrieben hatten, die saß keiner an!“

„Ich kann nicht darüber urteilen, ob die Leute ihre Strafe verdient hatten,“ erwiderte Marie, „wenn du aber meinst, daß der Reichtum allein den Leuten Glück bringt, dann irrst du dich.“

„So?“ unterbrach Friedrich sie, „wonach

verlangt der Mensch denn anders in der Welt als nach Freiheit, nach gutem Essen und Trinken und nach Vergnügen? Der Reiche sagt ein Wort, dann hat er alles; der Arme plagt sich und hungert und bekommt noch Fußtritte dazu.“

„Ich bin jetzt in manches reiche Haus gekommen und habe das Leben der Reichen vor Augen gehabt, und wenn du gesehen hättest, Friedrich, was ich gesehen habe, dann würdest du anders reden. In einem Hause in der Breitenstraße war alles mit dicken Teppichen belegt, niemand durfte ein lautes Wort reden, nicht husten, nicht lachen. Die Frau war krank, sie mußte Tag und Nacht liegen, sie kam keinen Schritt aus dem Hause. Ärzte kamen genug, aber keiner konnte ihr helfen. Wie froh war ich in meiner Armut, daß ich nicht mit der reichen Frau zu tauschen brauchte.“

„Das sind Ausnahmen! Die meisten Reichen wissen ihr Geld schon zu brauchen!“



Er hatte trübselig den Kopf auf die Hand gestützt und starrte vor sich hin.

„In einem Hause in der Kaiserstraße herrschte der helle Unfriede. Der Mann verjubelte in schlechter Gesellschaft das Geld, das die Frau ihm zugebracht hatte; die Armste mußte das mit ansehen, sie konnte es nicht verhindern. Sie trug seidene Kleider, aber ihre Augen waren rot vom Weinen.“

„Sie wird ihre Freuden auch schon gehabt haben!“

„Ein Haus in der Wilhelmstraße war das traurigste von allen. Drei Kinder hatten die Leute gehabt, alle drei starben ihnen nacheinander. Mit all ihrem Reichthum konnten sie die Kinder nicht retten. Friedrich, wolltest du dein Kind sterben sehen, wenn du dafür ein reicher Mann werden könntest?“

„Das sind alles Ausnahmen! Die meisten Reichen führen das herrlichste Leben. Sieh sie nur einmal in ihren prächtigen Wagen über die Straße fahren!“

„Du kannst ihnen nicht ins Herz sehen und weißt nicht, wie ihnen zu Mute ist. Lieber Friedrich, was für Gedanken hast du doch nur mitgebracht! Sind wir nicht in unserer Armut immer zufrieden gewesen? Hast du nicht oft gesagt: Ich bin ein glücklicher Mann?“

„Ich war es,“ versetzte er finster, „aber ich bin es nicht mehr!“

„Hast du denn dein Kind nicht mehr lieb? Bin ich deine Marie nicht mehr?“

„Wenn ich an euch denke, dann werde ich erst recht wild! Mir ist unrecht geschehen, und ihr habt um meinetwillen darben müssen!“

„Wir haben nicht gedarbt, Friedrich! Auch wenn ich nicht hätte arbeiten können, hätten wir doch nicht zu hungern brauchen.“

Er schaute sie fragend an. „Hast du etwa in der Lotterie gewonnen?“

„In der Lotterie spiele ich nicht, das weißt du wohl. Aber du weißt noch nicht, daß ich mir Geld gespart habe. Sei mir nicht böse, lieber Friedrich! Ich habe schon länger als ein Jahr für ein Geschäft genäht. Ich habe es dir nicht gesagt, weil du nicht wolltest, daß ich für fremde Leute arbeiten sollte. Mir war es eine Freude, daß ich etwas verdienen konnte, und ich dachte immer, wir könnten das Geld wohl einmal nötig brauchen.“

Sie hatte aus ihrem Nähtisch ein Beutelchen hervorgezogen. „Sieh, hier sind meine Ersparnisse!“ Sie lehrte das Beutelchen um, etliche Goldstücke rollten auf den Tisch. „Siebzig Mark!“ sagte sie und schob ihm das Geld zu.

Er schaute die Münzen einen Augenblick an, dann wandte er sich um. Marie schlang ihren Arm um seinen Hals. „Sei gut, lieber Friedrich!“ bat sie, „du siehst, wir sind nicht verlassen! Gott wird weiter helfen!“

Er zog sie an seine Brust. „Wenn doch alle Menschen so gut wären wie du!“ sagte er.

„Man muß auch die schlimmen ertragen können,“ erwiderte sie.

„Das kann niemand verlangen!“ versetzte er lebhaft. „Wenn jemand mich kränkt, so wehre ich mich. Heucheln kann ich nicht!“

„Friedrich, Schweigen ist nicht Heucheln. Wärest du in jener Stunde ruhig geblieben, so wäre uns viel Leid erspart worden. Beherrsche dich um unfertwillen! Ich weiß ja, wie lieb du uns hast!“

„Ich will's versuchen!“ versetzte Friedrich. „Gott gebe, daß die Probe nicht zu hart ist!“ — —

Als am nächsten Morgen die Sonne in das kleine Zimmer schien, lag der Heimgekehrte noch in ruhigem Schummer. Da schlangen sich zwei Arme um seinen Hals, und weiche Kinderlippen küßten ihn.

„Lieber Vater, siehst du mich denn gar nicht? Ich sitze schon so lange neben dir. Nicht wahr, nun gehst du nicht wieder fort?“

Er richtete sich auf und setzte das Kind vor sich auf die Bettdecke. „Soll ich bei euch bleiben?“

„Ach ja! Mutter hat manchmal geweint, ich habe es gesehen. Lieber Vater, geh doch nun nicht wieder weg!“

Er betrachtete das liebe frische Gesichtchen, die klaren Augen, die ihn so munter anblickten, die roten Lippen, die so freundlich plauderten.

„Heute geht Mutter allein fort,“ sagte Emma, „und ich gehe mit dir aus, dann pflücken wir Blumen und stellen sie auf Mutters Nähtisch, darüber freut sie sich!“

„Wo ist denn die Mutter?“

„In der Küche, sie macht den Kaffee, und ich habe ihr schon geholfen, ich mahle jeden Morgen die Bohnen. Willst du es einmal sehen?“

„Du mußt es mir wirklich zeigen. Jetzt geh in die Küche, Emma, und bleib bei der Mutter, ich will nun aufstehen.“

Als er sich angekleidet hatte, fand er den Frühstückstisch bereit.

„Du willst fortgehen, Marie?“ fragte er.

„Nur diesen einen Tag noch!“ entgegnete sie. „Ich bin zum Plätten bestellt, und ich wollte die Arbeit nicht abweisen. Emma kann heute ja bei dir bleiben.“

„Aber neue Aufträge nimmst du doch nun nicht mehr an?“

„Wenn es nicht nötig ist! Sonst thue ich es gern.“

Um neun Uhr nahm Marie Hut und Mantel. „Ich komme erst am Abend wieder nach Hause, das Mittagessen mußt du dir heute wohl selber bereiten. Etwas Gebratenes steht im Küchenschrank. Kartoffeln habe ich geschält, du mußt sie um halb zwölf aufs Feuer setzen und das Fleisch nachher aufwärmen.“

„Vater, ich helfe dir, ich kann schon kochen!“ sagte Emma.

Die junge Frau küßte ihr Kind, reichte ihrem Manne die Hand und nickte ihm freundlich zu. Dann ging sie fort.

Emma setzte ihren Strohhut auf und streifte das Gummiband unter das Kinn. „Die Mutter hat gesagt, wir sollten ins Feld gehen. Ich weiß den Weg. Soll ich ihn dir zeigen?“

Der Vater verschloß die Wohnung, sagte Emmas Hand und verließ mit ihr das Haus.

In dem Vorgärtchen stand er still und schaute sich

um. Es war nur ein kleines Stückchen Land, der Weg teilte es in zwei Teile, einer gehörte der Hauswirthin, der andere dem Mieter. In jedem Teile stand ein Apfelbaum, das Land war für Gemüse bestimmt. In Friedrichs Gärtchen blühten auf einem kleinen Beete Astern und Nieseden, in der Mitte stand ein Rosenstämmchen. Wenige Tage, bevor der Mann sein Haus verlassen mußte, war der Rosenstrauch über und über mit Knospen bedeckt gewesen, jetzt stand er leer, und auch die Blätter welkten schon. Dem Manne wurde schwer ums Herz; er hatte keinen Sommer gesehen, sein Auge hatte nur auf die Gefängnismauern geschaut.

Hinter ihm wurde ein Fenster aufgerissen, Frau Brand stäubte kräftig ein Wischtuch aus. „Guten Morgen, Herr Heine!“ rief sie, „da sind Sie ja doch wieder. Na, wie war es denn?“

Der Mann erwiderte kurz den Gruß, dann zog er hastig sein Kind an sich und ging auf die Straße hinaus. Scheu blickte er umher, ob er beobachtet würde.

Die Häuser der gegenüberliegenden Straßenseite waren erst kürzlich gebaut worden, sie waren hoch und saßen viele Bewohner. Drüben wohnte zu ebener Erde der Schuhmacher, seine Frau hatte einen kleinen Gemüseladen; sie kam gerade aus der Hausthür. Als sie den Mann daherschreiten sah, blieb sie stehen.

„Ach Gott, Herr Heine!“ rief sie, „wie geht es denn? Ach du lieber Gott! Komm, Emma! Komm, mein Kind!“ Sie nahm aus dem großen Korbe, der neben der Hausthür stand, zwei gelbe Birnen. Emma lief hinüber und holte sich die Früchte. Der Vater nickte der Nachbarin dankend zu und schritt eilig davon. Das Ende der Straße war bald erreicht. Vor alten Zeiten hatte hier ein dichter Wald gestanden, man hatte die abgelegene Gegend den Wolfskamp genannt. Die Straße hieß jetzt noch so, doch der Wald war verschwunden, statt seiner breiteten sich hinter den Häusern fruchtbare Felder aus. Das Getreide war geerntet, aber Kartoffeln, Rüben und Kohl standen noch da.

Der Morgen war freundlich, die Sonne schien hell vom wolkenlosen Himmel; in der Ferne stiegen die blauen Umrisse des Gebirges auf.

Emma wanderte mit dem Vater auf dem Landwege fort und verzehrte vergnügt ihre Birnen. Sie kamen an einen Rain, der vom Wege ab in die Felder hineinführte; auf diesen drängte Emma den Vater, und nach einer Weile erreichten sie eine alte, verlassene Kiesgrube. An ihrem Rande stand ein großer wilder Rosenstrauch, unter dem Busche erhob sich eine niedrige Bank aus Rasen und Steinen.

„Hier bleiben wir,“ sagte Emma, „du mußt dich auf die Bank setzen. Mutter hat sie gebaut, und ich habe die Steine dazu gesucht.“

Das Kind setzte sich zu des Vaters Füßen ins Gras. Es war ein stilles freundliches Plätzchen; von der Stadt sah man nichts. Der Blick reichte von hier bis zu den strohgedeckten Höfen des Nachbardorfes und dem nahen Walde.

Aus ihrem Täschchen zog Emma einen kleinen Ball

und eine Frauenfeder; damit begann sie zu spielen. Sie legte die Feder auf ihr Knie und strich sie glatt; der Ball, der im Grase lag, war ein kleiner Knabe und hieß Karl, ihm schenkte Emma die Feder und ermahnte ihn, nun auch recht artig zu sein, nicht fortzulaufen und sich nicht das Zeug zu zerreißen; die liebe Mutter habe nicht immer Zeit, seine Jacke zu flicken; sie müsse jetzt machen, daß die Hemden fertig würden, welche die Mutter forttragen wolle.

So plapperte die Kleine lustig vor sich hin, und der Vater hörte ihr zu. Bald aber folgte er seinen eigenen Gedanken, und diese führten ihn auf dunkle Pfade. Er dachte an die höhnischen Worte seiner Hauswirthin; es war ihm, als sei ein Brandmal auf seine Stirn gedrückt. Aus dem Gefängnisse hatte man ihn entlassen, aber mußte nicht seine Qual jetzt erst recht beginnen? Der Spott und die Verachtung der Leute, der Mangel an Arbeit, die Sorge um die Zukunft — war das alles nicht noch bitterer als die Tage der Gefangenschaft? Hatte er sich so schwer vergangen, daß er alle diese Leiden und Schmerzen verdient hatte?

Mit solchen Gedanken quälte sich der Mann und sah nichts als Dunkelheit auf seinen Wegen; zu seinen Füßen aber spielte derweilen sein Kind in fröhlicher Lust, als wäre die ganze Welt ein Garten voller Blüten und voller Früchte für seine kleine Hand.

Als Emma ihres Spieles müde war, ließ sie Ball und Feder im Grase liegen und rief: „Vater, bitte erzähle mir eine schöne Geschichte, eine vom Brüderchen und Schwesterchen oder vom Häschen!“

Bei diesen Worten stand sie auf und wandte sich um. Als sie aber des Vaters finsternes Gesicht erblickte, da erschrak sie. „Bin ich unartig gewesen?“ fragte sie und schaute angstvoll mit ihren großen blauen Augen, dem Erbteil der Mutter, den Vater an. Diesen Augen aber hatte der Mann nie widerstehen können; sie erinnerten ihn an so viel Liebes. Er zog die Kleine in seine Arme. „Du bist ein gutes Kind,“ sagte er. „Hast du oft mit Mutter hier gesessen?“

„Wenn es Sonntag war,“ entgegnete Emma. „Wir haben uns Butterbrot mitgenommen, und Mutter hat mir dann Geschichten erzählt. Weißt du auch welche?“

„Die Mutter soll dir solche erzählen.“

„Dann wollen wir mit dem Balle spielen. Du bleibst auf der Bank, und ich —“ sie lief einige Schritte fort — „setz mich hierhin. Nun mußt du den Ball auffangen, und dann mußt du ihn mir zuwerfen.“

Sie warf ihm den Ball zu, und das Spiel ging lustig hin und her, immer schneller, immer fröhlicher. Als Emma den Ball einmal zu hoch warf und der Vater sich rasch aufreckte, ihn zu fangen, wichen vor der gewaltsamen Bewegung die Steine und der Rasen unter ihm, und er fiel rückwärts in das Gras. Da lachte Emma mit ihrem hellen Stimmchen laut auf, und der Vater lachte herzlich mit. Dann bauten sie gemeinschaftlich die Bank wieder auf.

Emma schaffte eifrig mit ihren kleinen Händen. „D,“ sagte sie, „ich kann auch schon ordentlich arbeiten, nicht wahr? Wenn ich groß bin, werde ich Lehrerin

und verdiene viel Geld, und dann sollst du und die Mutter bei mir wohnen, und wir essen alle Tage Zuckerwiebad. Ostern komme ich in die Schule, und dann dauert es gar nicht lange mehr, bis ich Lehrerin bin. Nicht wahr, es ist doch bald Ostern?"

"Wenn der Winter vorbei ist," entgegnete der Vater. Freundliche Bilder stiegen vor seinem Auge auf, wenn er sich sein Töchterchen, seinen Augapfel, als Lehrerin dachte. Aus einer Lehrerfamilie stammte ja seine Frau. Wie schön waren die Stunden gewesen, die er in dem stillen, freundlichen Hause seiner Schwiegereltern verlebt hatte! Traute Bilder der Erinnerung zogen durch seine Seele. —

Als der Mann mit seinem Kinde wieder nach Hause wanderte, war die Last auf seinem Herzen leichter geworden. Über die Straße schritt er raschen Schrittes hinweg, um neugierigen Blicken auszuweichen; in seiner eigenen Wohnung aber fühlte er sich nun wieder heimisch, und ein Lächeln erhellte seine Züge, als die kleine Emma geschäftig die Hausfrau zu spielen begann. Er ließ sie still gewähren; er freute sich ihrer sinnigen Thätigkeit und half ihr, wo ihre Kraft noch nicht ausreichte. Nur wenig später als sonst stand das Mittagessen auf dem Tische. Emma faltete die Händchen und sprach das Tischgebet, und dann ließen sie sich's beide gut schmecken.

Nach dem Essen aber bestand Emma darauf, daß nun auch das Geschirr gespült würde. Der Vater mußte die Teller abwaschen, und Emma trocknete sie langsam und sorgfältig ab, dabei ein gar ernstes Gesichtchen machend.

"Nun bin ich müde!" sagte sie, als alles besorgt war, und rieb sich die Augen. Der Vater trug sie aufs Bett, und im nächsten Augenblick war sie eingeschlafen.

Der Vater blieb neben ihrem Bette sitzen und betrachtete das liebe, rosige Gesichtchen. In dem Herzen des Mannes regte sich ein Gefühl der Beschämung über seinen Kleinmut, wenn er bedachte, wie reich ich der Besitz seines Kindes, seines Weibes machte. —

Als Marie am Abend heimkehrte, hörte sie schon vor dem Hause die beiden plaudern und mit Tellern klappern; als sie in das Zimmer eintrat, fand sie das schönste Abendessen angerichtet.

Wie so ganz anders saßen sie heute abend bei einander, als gestern!

Nach dem Essen, als Emma zu Bett gebracht war, plauderten die Gatten traulich miteinander. "Das Kind ist mein guter Engel gewesen," sagte Friedrich, "vor ihrem hellen Lachen hielten meine Sorgen nicht stand."

"Auch mir war sie mein Trost in der schweren Zeit. Ich weiß nicht, wie ich die Einsamkeit und das tägliche Leid hätte tragen sollen ohne das liebe Kind. Wie meinen Augapfel habe ich sie gehütet, mit doppelter Sorge, damit du sie gesund und fröhlich wiederfinden solltest. Ich weiß ja, wie lieb du sie hast. Mir sind heute die Stunden ohne das Kind doppelt so lang geworden als sonst."

Am nächsten Morgen legte Friedrich seine besten Kleider an; er wollte suchen, eine neue Stelle zu erhalten. Daß man ihn in seiner früheren Stellung nicht wieder aufnehmen wollte, hatte der Besitzer der Druckerei ihm bereits schriftlich mitgeteilt.

Das Herz war ihm doch schwer, als er seiner Frau die Hand zum Abschied reichte. Marie zeigte ihm ein fröhliches Gesicht und sagte ihm ermunternde Worte; aber als er davongegangen war, schaute sie ihm bekümmert nach.

Frau Brand steckte den Kopf zur Thüre herein. "Na," meinte sie, "nun haben Sie ihn ja wieder. Nun ist die Freude wohl groß!"

"Ja," entgegnete die junge Frau ruhig, "ich danke dem lieben Gott, daß er mir meinen Mann gesund wiedergegeben hat."

"Das ist ja schön!" versetzte Frau Brand, "wenn's nur so bleibt! Viel macht er sich wohl nicht aus seiner Sommerreise? Gestern, als Sie fort waren, da war hier im Hause die Herrlichkeit groß. Gegen Abend schickte er noch das Kind mit dem Korbe fort."

"Emma hat einen Hering geholt," versetzte die junge Frau ruhig, "er hat uns gut geschmeckt."

"So! Das freut mich!" entgegnete Frau Brand, "hoffentlich kriegen Sie kein Sodbrennen danach!" Sie schlug die Thür zu und ging davon.

Die Mittagszeit war vorüber, als Friedrich wiederkam. Er sprach kein Wort, setzte sich an das Fenster und stützte den Kopf auf die Hand. Emma kam und schmiegte sich an des Vaters Knie; er beachtete sie kaum.

Marie trug das Essen auf. Während der Mahlzeit begann sie mancherlei zu reden, auch Emma plauderte in ihrer kindlichen Weise; der Vater gab kaum eine Antwort. Nachdem er einige Bissen gegessen, schob er den Teller zurück, stand auf und trat wieder ans Fenster.

Als Emma gegessen hatte, ging sie zu ihm. "Lieber Vater," sagte sie, "bist du krank?" Er schob das Kind ungeduldig von sich. Die Mutter führte Emma in die Schlafstube und legte sie aufs Bett.

Dann trat sie zu ihrem Gatten und legte ihm die Hand auf die Schulter. "Mache dir keine Gedanken, Friedrich!" sagte sie freundlich, "vielleicht hast du morgen mehr Glück. Gewiß bist du noch nicht in allen Geschäften gewesen."

"In vier Druckereien habe ich mich gemeldet," entgegnete Friedrich, "überall hat man mich abgewiesen, sobald man von meiner Bestrafung hörte."

"Nicht alle Leute werden es so machen," versetzte Marie.

"Das glaubte ich auch, aber ich habe mich arg getäuscht. Sobald ich das Wort „Gefängnis“ aussprach, war alles vorbei. Und so wird es bei den andern Geschäften auch gehen."

"Bei wem hast du denn deine Meldung jedesmal angebracht?"

"Ich kann mich immer nur bei dem Faktor der Druckerei melden, die Herren selbst sind für unser-eins nicht zu sprechen."

"An deiner Stelle würde ich doch versuchen, zu

den Herren selbst zu gelangen. Ein Faktor muß nach seinen Vorschriften handeln; ein Herr kann in einem besondern Falle einmal eine Ausnahme machen. Willst du es nicht noch einmal versuchen?"

„Heute nicht mehr,“ entgegnete Friedrich unmutig, „vorläufig habe ich genug von dem Vergnügen. Die Herren sind auch nur vormittags im Geschäft zu treffen.“ Er legte seinen täglichen Anzug wieder an und verließ das Haus. Marie sah ihn dem Felde zuschreiten.

Als er gegen Abend müde vom Umherlaufen heimkehrte, war er ruhiger geworden. „Du magst doch wohl recht haben,“ sagte er zu seiner Frau, „ich werde morgen danach sehen, mit den Herren selbst zu sprechen.“

Am nächsten Tage verließ er mit größerer Zuversicht das Haus.

Sein Weg führte ihn durch die langen geraden Straßen der Vorstadt, welche im Anschluß an zahlreiche Fabriken hier in neuerer Zeit sich angebaut hatte. Dann durchschritt er einen Kranz von schönen Gärten und behaglichen Wohnungen, welche zu beiden Seiten des ehemaligen Stadtgrabens sich hinzogen, und nun erreichte er die innere, alte Stadt, schmale Straßen mit hohen Giebelhäusern. An einer derselben lag das große Gebäude, in dessen breite Einfahrt er jetzt einbog.

Er betrat einen hellen, freundlichen Hof, in welchem der Straßenlärm nur gedämpft hineinschallte. Im Hintergrunde lag die große Druckerei, zur Seite zog sich der Flügel hin, welcher die Geschäftsräume

enthielt; eine Treppe führte vom Hofe hinauf. Die Stufen waren mit einem weichen Läufer belegt, der durch blankte Messingstäbe gehalten wurde. Die Treppe lief gerade auf eine Thür zu, an der ein blinkendes Metallschild angebracht war. „Privatkontor“ stand darauf.

Der Stellessuchende pochte und trat ein. Auf einem Sofa saß ein Herr von vornehmerm Aussehen mit sorgfältig gepflegtem schwarzen Haar und Schnurrbart; er hielt in der einen Hand ein Zeitungsblatt, in der andern eine Cigarre.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“
„Ich bin Schriftsetzer, mein Name ist Heine. Ich besitze die besten Zeugnisse —“

„Gehen Sie in die Druckerei, wenden Sie sich an meinen Faktor!“

„Verzeihen Sie gütigst einem bedrängten Familienvater, Herr —“

„Sie sehen doch, daß ich beschäftigt bin! Ich kann und will mich mit Ihnen nicht abgeben. Guten Morgen!“

Heine verließ das Zimmer, er ging in die Druckerei. Den Faktor traf er bei der Korrektur eines Druckbogens. Er brachte seine Bitte vor.

Der Faktor blickte flüchtig auf. „Wir haben keinen Setzer nötig!“ entgegnete er kurz und nahm seine Arbeit wieder vor.

Heine begann seine Verhältnisse zu schildern. Der

Faktor schien zuzuhören, aber nun unterbrach er den Redenden und rief laut den Namen eines Lehrlings; dieser eilte herbei, nahm den Bogen in Empfang und gieng damit fort.

Heine wollte fortfahren. „Sind Sie noch da?“ fragte der Faktor. „Sie hören doch, daß wir keinen neuen Setzer einstellen können!“ Und er deutete nach der Thür. Heine gieng.

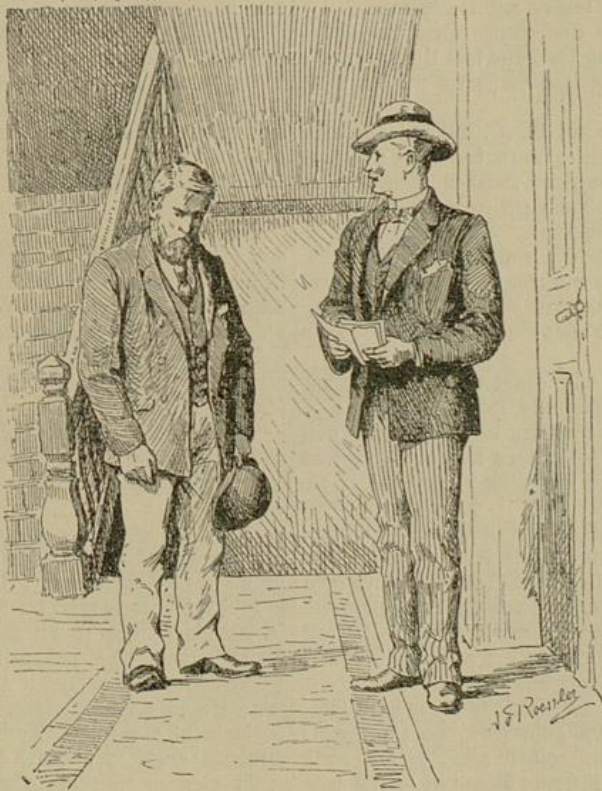
Den Blick zur Erde gesenkt, schritt er weiter durch die Straßen.

Das Haus, in welches er nun eintrat, lag an einem freien Platze. Es war ein mächtiges Gebäude; in früheren Zeiten war es ein Adelhof gewesen, jetzt waren alle Teile desselben in Arbeitsräume umgewandelt; unten lärmten die Maschinen, eine Treppe hoch waren die Geschäftszimmer, noch höher die Lagerräume.

Viele Menschen gewannen hier ihr tägliches Brot; sollte nicht noch für den, der jetzt mit zagendem Fuß die Stufen der Treppe emporstieg, ein Plätzchen übrig sein?

Noch hatte Heine die letzte Stufe nicht erreicht, da hörte er rasche Schritte hinter sich; ein jüngerer Herr von militärischer Haltung kam ihm nach und schaute, als Heine stehen blieb, ihn mit scharfen Blicken an. Auf Heines Bitte, den Herrn des Hauses sprechen zu dürfen, entgegnete der andere: „Der bin ich! Was wünschen Sie von mir?“

Heine erzählte von seinen Verhältnissen. Der Herr verlangte Papiere und sah sie durch: „Wo waren Sie denn die letzten drei Monate?“ fragte der Buchdruckereibesitzer scharf.



„Wo waren Sie denn die letzten drei Monate?“ fragte der Buchdruckereibesitzer scharf.

Nun kam wieder das Unglück. Sobald der Herr das Wort „Gefängnis“ hörte, gab er die Papiere rasch zurück und ging davon. Heine blieb neben ihm, bat mit bewegten Worten, doch nur einmal einen Versuch zu machen. Der Herr zuckte die Achseln, trat in eine Thür und zog sie hinter sich zu.

Unter dem gewölbten Thorwege dieses Hauses blieb Heine stehen. Er lehnte sich an die Steinwand; er sann nach, ob es nicht möglich wäre, seine Sache noch von einer andern Seite anzugreifen. Aber in dem dumpfen Lärm der Maschinen zerrannen ihm seine Gedanken; hinter ihm ertönte vom Hofe her Peitschenknall; ein Wagen, der Kohlen gebracht hatte, trieb ihn wieder auf die Straße.

Nun war nur noch eine einzige Druckerei übrig. fand er auch in diesem Geschäfte kein Unterkommen, so war an seinem bisherigen Wohnorte für ihn keine Stätte mehr.

Er wanderte über einen Markt, auf dem ein alter Springbrunnen plätscherte; dann bog er in eine enge Straße ein, wo viele kleine Leute wohnten. Mitten unter den alten Häusern erhob sich ein neuer Backsteinbau, vom Staub schon geschwärzt. Die Stufen, welche zur Eingangsthür führten, waren ausgetreten, die innern Räume spärlich ausgemessen. Hier sah alles nur nach Geschäft aus. Das Zimmer des Herrn lag gleich am Eingang, und ohne Schwierigkeit fand Heine Einlaß.

Ein älterer Herr mit grauem Barte saß am Arbeitstische und schrieb. Als Heine seine Lage zu schildern begann, legte der Herr die Feder nieder und schaute mit seinen ruhigen grauen Augen den Bittenden prüfend an. Dann sah er die Papiere durch, die Heine ihm bot.

„Nach Ihren Zeugnissen müssen Sie ein geschickter und fleißiger Arbeiter sein,“ sagte der Herr, „Sie sind in allen Arten des Satzes geübt, und ich wäre gern bereit, Sie einzustellen, wenn nicht ein besonderes Hindernis wäre. Daß Sie mit Gefängnis bestraft sind, könnte ich in Anbetracht der näheren Umstände vergessen; aber zu Ihrem Vergehen hat Ihre Heftigkeit Sie verleitet, und ich kann unter mein zahlreiches Personal niemand aufnehmen, der zu Gewaltthätigkeit neigt, besonders deshalb nicht, da auch mein Faktor — der sonst ein tüchtiger Mann ist — sich wohl einmal vergift. Unter diesen Umständen bedaure ich, Sie nicht annehmen zu können. Ich will mir aber Ihre Adresse aufschreiben; vielleicht finde ich doch noch einmal Verwendung für Sie. Bedürfen Sie einer Unterstützung, so bin ich bereit.“

„Ich danke vielmals, Herr Stadtrat,“ entgegnete Heine, „in Not bin ich noch nicht.“

Der Stadtrat blickte ihn freundlich an. „Verlieren Sie den Mut nicht,“ sagte er, „es wird sich auch für Sie schon etwas finden.“

Wieder stand Heine auf der Straße. „Es wird sich schon etwas finden!“ wiederholte er bei sich; „wo soll ich noch suchen, wenn jeder mich von der Schwelle fortweist? Alle Thüren sind mir verschlossen. Wohin nun?“

Langsam ging er durch die Straßen, ohne aufzuschauen. Bitterer Groll füllte seine Brust.

Er kam zu Hause an. Seine Frau las aus seinem Gesichte, was ihn bewegte. Sie schickte die kleine Emma in den Garten, um dort zu spielen. Als sie allein waren, ergriff sie seine Hand. „Sprich dich aus, Friedrich,“ sagte sie, „verschließ nicht alles, was dich quält, in dich hinein! Laß mich tragen helfen!“

„Es wäre dir besser gewesen, du hättest mich in deinem Leben niemals erblickt,“ entgegnete er düster. „Ich bin ein Ausgestoßener geworden, ein Pestkranker, für den es unter den Menschen keinen Platz mehr giebt. Du thätest am klügsten, wenn auch du dich von mir lossagtest.“

„Friedrich,“ versetzte Marie, „wie kannst du nur so reden! Unsere Lage ist noch nicht verzweifelt. Das Geld, welches ich erspart habe, reicht für einen ganzen Monat aus, und außerdem kann ich ja Arbeit genug haben, ich brauche sie nur anzunehmen.“

„Freilich!“ entgegnete er bitter, „du hast einen Mann, der nicht in Stande ist, dich zu ernähren, du mußt dich für ihn quälen, du mußt ihn füttern!“

Sie blickte ihn ernst an. „Deine Worte fallen mir schwer aufs Herz,“ erwiderte sie. „Wenn du so kleinnützig bist und dein Unglück selbst so maßlos vergrößerst, so wird Gott uns seine rettende Hand nicht reichen können. Vertraue auf ihn! Falte deine Hände und bitte ihn um Hilfe! Denk an sein heiliges Wort: Ich will dich nicht verlassen noch veräumen!“

„Siehst du nicht, daß er nichts von mir wissen will?“ entgegnete der Mann, indem er die Faust ballte. „Was ist an einem Lump gelegen, wie ich einer bin?“

Marie schwieg. Sie nahm ihre Arbeit und setzte sich an ihren Nähtisch. Aber die Hand, mit welcher sie die Nadel führte, bebte ihr. —

Gegen Abend begann der Himmel sich zu bewölken, in der Nacht fing es an zu regnen; der folgende Morgen war trübe und kalt. Friedrich hatte seine Alltagskleider angezogen, er griff zum Hut. „Schriftsetzer bin ich gewesen,“ sagte er, „ich muß nun sehen, ob ich nicht als armer Teufel einen Dienst finde. Vielleicht glückt es mir als Hausknecht!“

Er ging zu einigen Rechtsanwältinnen und bot sich als Schreiber an. Man sagte ihm, daß man einen Ungeübten nicht gebrauchen könne, da schon an geübten Leuten kein Mangel sei. Er sprach in einer großen Konservenfabrik vor und bat um Beschäftigung als Packer; auch hier erklärte man, den Schriftsetzer nicht gebrauchen zu können. In einem Kleiderladen, wo er Pakete austragen wollte, auf dem Geschäftszimmer der Pferdebahn, wo er um eine Schaffnerstelle bat, — überall wurde er abgewiesen.

Ein Gefühl der Verzweiflung und der Wut zugleich überkam ihn; er hätte zur Waffe greifen mögen, um sich zu rächen für alle Demütigung, alle Qual, die er über sich ergehen lassen mußte.

So traf ihn auf der Straße ein Bekannter; er hatte mit dem Manne — Fuchs hieß er — früher

einmal zusammen gearbeitet; dieser nahm ihn mit in eine Bierstube und hielt ihn frei. Als er Heines Erlebnisse erfahren hatte, lachte er höhnisch.

„Du bist ein dummer Kerl!“ sagte er; „wenn die reichen Blutsauger dir hier dein Brot nicht geben wollen, so laß die ganze Bande laufen! Die Welt ist groß, Geld kannst du überall gewinnen, du mußt es nur schlau anfassen.“

Heine schaute ihn fragend an. „Wie meinst du das?“

„Mach es so wie ich!“ versetzte Fuchs.

„Was treibst du?“

„Ich reise und verkaufe Gummistempel.“

„Und damit verdienst du deinen Unterhalt?“

„Willst du mithalten?“ fragte Fuchs und zog eine Handvoll Geld aus der Tasche. „Wir sind unser zwei, den Dritten können wir gerade noch gebrauchen, so einen wie du, der ein ehrliches Gesicht machen kann und nichts ausplappert. Willst du?“

Heine zögerte. „Erst muß ich wissen, was ihr treibt.“

Fuchs beugte sich nahe zu ihm. „Komm heute abend um acht Uhr in den „Schwarzen Bären“ auf der Webdenstraße; da triffst du mich und meinen Kameraden, dann sollst du mehr hören.“

Heine sagte nicht zu, aber er widersprach auch nicht. Sie tranken noch ein Glas, dann trennten sie sich.

Mit heißem Kopfe, erregt durch das Bier und durch die Worte des Trinkgenossen, trat Heine den Weg nach Hause an. In dem Vorgarten begegnete er Frau Brand.

„Na, die Geschäfte gehen wohl gut?“ fragte sie spöttisch, indem sie ihn scharf anschaute und die Gebärde des Trinkens machte.

„Was wollen Sie von mir?“ fuhr er sie an.

„Fressen Sie mich nur nicht!“ versetzte sie. „Gehen Sie schnell hinein, Ihre Frau hat was Schönes für Sie!“

Er trat ins Zimmer, es war leer. Er ging in die Küche. Marie stand an dem kleinen Herde, sie war mit dem Essen beschäftigt. Auf der Fensterbank lag ein zusammengefaltetes Papier. „Was ist das?“ fragte er und griff danach.

Marie trat ihm in den Weg und sah ihn bittend an. Er bemerkte, daß sie verweinte Augen hatte.

„Ich will wissen, was das ist!“ sagte er barsch,

schob sie beiseite und ergriff das Papier. Er schlug es auseinander. Es war eine amtliche Quittung über 67 Mark 50 Pfennig an Unterhaltungskosten und Gebühren für 90 Tage im Gefängnisse für den Schriftsetzer Friedrich Heine.

„Was hat das zu bedeuten?“ fuhr er auf.

„Der Gerichtsvollzieher war hier und hat das Geld geholt,“ entgegnete Marie.

„Und das hast du ihm gegeben?“

„Er sagte, daß er sonst unsere Sachen pfänden müßte. Da habe ich ihm mein Geld gegeben.“

„Diese erbarmungslosen Räuber!“ rief er voller Wut. „Verhungern soll man! Müßte man diese

Schandmenschen nicht niederschlagen wie die tollen Hunde?“ Er bebte am ganzen Körper, er ließ sich auf einen Stuhl niederfallen und ballte die Fäuste.

Marie sagte nichts, sie verrichtete still ihre Arbeit. Als das Essen fertig war, trug sie es in die Stube und rief ihren Mann.

Er kam und setzte sich an den Tisch, den Teller schob er zurück und starrte vor sich hin.

Neben ihm auf einem höheren Stuhle saß die kleine Emma. Sie schaute den Vater ängstlich von der Seite an; dann sagte sie: „Vater, ist es wahr, daß du im Gefängnis gefessen hast? Frau Brand sagt es.“

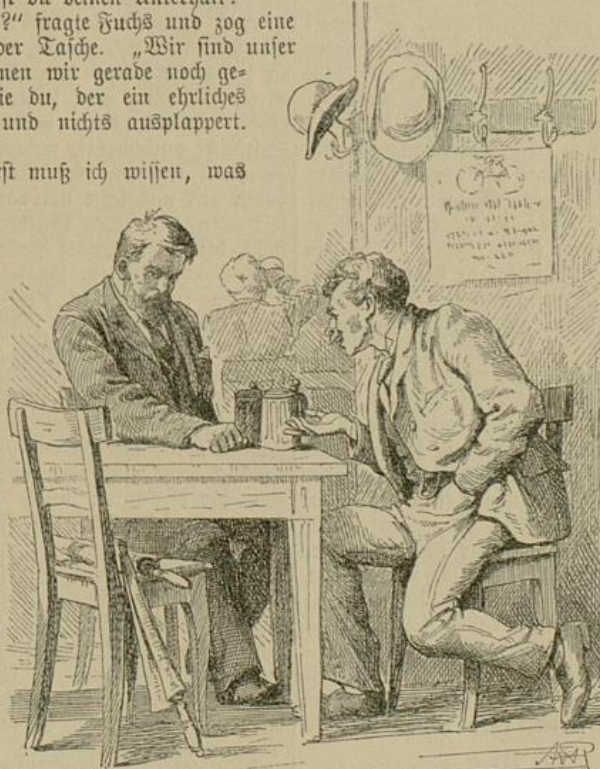
Er fuhr auf, sinnlos vor Wut erhob er seine Hand gegen das Kind. Erschreckt warf Emma sich zurück, der Stuhl

fiel um, Emma stürzte heraus und schlug hart mit dem Kopfe auf die Kante der Kommode. Lautlos blieb sie liegen; aus einer tiefen Wunde rieselte das Blut auf den Fußboden.

Mit einem Angstschrei warf die Mutter sich neben dem Kinde nieder, sie faßte das blutende Köpfschen in ihre Hände, sie rief das Kind beim Namen; aber Emma lag da wie tot.

Der Vater war aufgesprungen, bleich starrte er auf das Kind. „Sie stirbt! O, sie stirbt!“ rief die Mutter verzweifelt.

Da stürzte der Mann fort aus dem Hause. Er lief, so rasch seine Füße ihn trugen, der Stadt zu, nach der Wohnung des Krankenkassenarztes. Er



„Willst du mithalten?“ fragte Fuchs und zog eine Handvoll Geld aus der Tasche.

traf ihn, der Arzt folgte ihm auch sogleich; Friedrich führte ihn an die Schwelle seiner Wohnung. Er selber aber überschritt sie nicht; im Garten setzte er sich auf die Bank und umklammerte mit seinen Händen die Lehne.

Es dauerte lange, bis der Arzt wieder aus dem Zimmer trat. Der Vater schaute ihn an und stammelte einige unverständliche Worte.

„Es sieht sehr böse aus,“ sagte der Arzt, „ich kann noch nicht sagen, ob das Kind am Leben bleiben wird. Auf die Pflege kommt alles an. Sorgen Sie dafür, daß die Mutter das Kind in keiner Stunde zu verlassen braucht. Ich komme heute noch einmal wieder.“

Der Vater schaute dem Arzte nach, er wiederholte sich die Weisung, welche derselbe gegeben hatte. Dann schlug er den Weg nach der Stadt ein. Mut und Zorn waren aus seiner Brust geschwunden, tödliche Angst war an ihre Stelle getreten, die Knie bebten ihm. Er mußte jetzt Geld schaffen für die Seinen, und wenn er sein Leben dafür verkaufen sollte.

Er irrte durch die Straßen; er wußte selbst nicht, was er beginnen sollte. Vor seinen Augen sah er das bleiche, blutige Antlitz seines lieben Kindes, in seine Ohren tönte der Schmerzensruf seines Weibes; sein Herz wurde ihm zerrissen durch das Bewußtsein, daß er selber dieses namenlose Unglück verschuldet habe. Jetzt kam er sich in Wahrheit wie ein Verbrecher vor, der die härteste Strafe verdient hatte. O, er wollte ja alles, alles über sich ergehen lassen, wenn nur das Entsetzliche nicht eintrat, das zu denken ihn fast schon zur Verzweiflung brachte.

Er kam an eine Stelle, wo das Straßenpflaster weithin aufgerissen war; hier wurde ein tiefer Kanal gebaut; viele Menschen arbeiteten daran mit Hacke, Schaufel und Schubkarren; aus der Tiefe klang der Hammerschlag der Maurer herauf. Es war schwere, schmutzige Arbeit in dem kalten Regenwetter. Die Leute murrten und schimpften, sie drohten, fortzugehen. Ein Aufseher hatte Not, sie zu beruhigen.

Heine trat zu den Leuten heran, er bat den Aufseher, ihn mit einzustellen. Der Aufseher schaute ihn verwundert an; Heine wiederholte seine Bitte in stehendem Tone.

„Warten Sie, bis der Bauführer kommt,“ sagte der Aufseher.

Der Erwartete kam, der Aufseher redete mit ihm und deutete auf Heine. Der Bauführer musterte ihn mit scharfen Blicken. „Sie laufen mir ja morgen doch wieder fort,“ sagte er.

„Ich werde keine Stunde versäumen,“ erwiderte Heine, „und Sie sollen nie zu Klagen haben!“

„Stellen Sie den Mann ein, Kühne,“ sagte der Bauführer zu dem Aufseher, schrieb den Namen des neuen Arbeiters in sein Buch und ging weiter.

Nach dem Gebote des Aufsehers trat Heine in die Reihe, er lud mit der Schaufel die nasse, modrige Erde auf die Karre und fuhr dann die schwere Last fort. So ging es ohne Aufhören in angestrengter Arbeit, bis der Aufseher Feierabend gebot.

„Kommen Sie morgen wieder?“ fragte er Heine. „Ganz gewiß!“ entgegnete dieser. Der Aufseher nickte. „Es ist gut.“

Langsam schritt Heine seiner Wohnung zu. Es schauderte ihn, wenn er daran dachte, welche Nachricht ihn erwarten konnte. Auf der Straße begegnete ihm der Arzt, welcher eben von der kleinen Kranken zurückkam. Der Vater wagte kaum ihn zu fragen.

„Noch lebt sie,“ sagte der Arzt im Vorbeigehen. Heine erreichte seine Wohnung. Als er in das Zimmer trat, sah er seine Frau an dem Tische sitzen. Sie stand auf, ohne ihn anzublicken, ging in das Schlafzimmer und zog die Thür hinter sich zu.

Heiß flammte der Schmerz in der Brust des Mannes auf; still verließ er das Zimmer und ging in die Küche. Aus dem Schranke nahm er soviel Brot, als nötig war, seinen Hunger zu stillen. In einer kleinen Kammer neben der Küche wurden die Bettstücke aufbewahrt, welche nur im kalten Winter gebraucht wurden. Er breitete sie auf den Fußboden aus und legte sich darauf. Schwere Müdigkeit lastete auf seinen Gliedern, doch Schlaf fand er nicht, die Qualen seiner Seele ließen ihn nicht ruhen.

Es wurde still im Hause; die Nacht war dunkel, draußen rauschte der Regen herab. Da klangen Töne an das Ohr des Mannes, die ihn bis ins innerste Herz erbeben ließen, es war das Schmerzenswimmern seines Kindes, dazwischen die angstvolle Stimme seines Weibes. Der Mann richtete sich auf, er lauschte, er faltete die Hände und betete zu dem, der Herr ist über Leben und Tod. Sein eigenes Unglück hatte nicht vermocht, den Mann zu demütigen, für das Leben seines Kindes aber beugte er unter heißen Thränen das Haupt.

Es wurde wieder still in dem Krankenzimmer. Auch der Mann sank in tiefen Schlummer.

Am nächsten Morgen war er der erste bei der Arbeit. Unverdrossen schaffte er den ganzen Tag an dem schweren Werke. Seine Hände, der harten Arbeit ungewohnt, begannen zu schwellen; er achtete die Schmerzen nicht, sie deuchten ihm ein Linderungsmittel für die Qualen seiner Seele.

Zur Mittagszeit ging er in eine einfache Wirtschaft, die in der Nähe lag; er gab der Wirtin seine Uhr als Pfand und begnügte sich mit dem billigsten Essen. Abends ließ er sich ein Brot und kleine Vorräte geben, das trug er nach Hause und legte alles in der Küche auf den Tisch. Das Wohnzimmer betrat er nicht. Sein Nachtlager war wieder auf dem Fußboden des Kämmerchens.

Der dritte Arbeitstag war ein Sonnabend. Es wurde eine halbe Stunde früher geschlossen; in einer Bretterbude neben der Arbeitsstätte zahlte der Bauführer den Wochenlohn aus. Heine erhielt für zwei und einen halben Tag 6 Mark 25 Pfennig.

Auf dem Heimweg ging er bei dem Arzte vor. „Wir müssen zufrieden sein, daß das Kind noch lebt,“ sagte dieser, „zu einer schwachen Hoffnung sind wir wohl berechtigt, entscheiden läßt sich noch nichts.“

In seiner Küche sah der Vater, daß die Vorräte, die er mitgebracht, in Gebrauch genommen, die Reste im Schranke verwahrt waren. Er legte das Geld dazu.

Am Sonntagmorgen ging er schon früh fort nach der Wirtschaft, wo er zu speisen pflegte. Er half den Tag über im Hause als Handlanger und bediente abends die Gäste; es war nach Mitternacht, als die letzten fortgingen. Für diese Arbeit erhielt er die Kost und zwei und eine halbe Mark. Der nächste Morgen fand ihn wieder bei der Arbeit am Kanal.

So ging es einen Tag wie den andern. Die ungewohnte Arbeit stellte die Willenskraft Heines auf die schärfste Probe; in seinen Gliedern lag es abends wie Blei, die Hände waren mit Schwielen bedeckt, sie bluteten und schmerzten oft heftig. Aber über alle Qualen erhob den Mann der Gedanke an sein Weib und sein Kind, die er von doppelter bitterer Not jetzt bedroht wußte.

Und er hielt aus. Er war der erste und der letzte bei der Arbeit, er murkte nie, willig that er, was ihm aufgetragen wurde. Der Aufseher lobte ihn, der Bauführer versprach ihm Arbeit für den ganzen Winter.

Die Genossen aber sahen ihn scheel an, — er war ihnen zu gefügig. Zuerst begannen sie zu sticheln, sie spotteten über die schönen Hände, sie redeten von einem weggelaufenen Schneidergesellen; sie betrachteten Heines Kleidung, seine dünnen Stiefel, die für die Arbeit in der nassen Erde bei dem Regenwetter durchaus nicht geeignet waren; sie sprachen von einem Tanzmeister und forderten einander auf, Polka zu tanzen mit dem Bettelack in der Hand.

Heines Gefühl empörte sich anfangs gegen solche Roheiten, aber der Gedanke an die Seinigen gab ihm bald die Ruhe wieder. Er hörte die Spottereien schweigend an und arbeitete desto eifriger.

Das aber reizte einige rohe Genossen erst recht. Sie traten ihm in den Weg, wo sie konnten, sie stießen seine Karre um, sie verschleppten sein Arbeitsgerät. Heine schwieg auch hierzu, der Aufseher aber schalt die Leute und drohte mit Entlassung.

Nun wurde ihre Wut gegen Heine noch größer. Von ihren offenen Angriffen ließen sie ab, aber sie suchten nach einer andern Gelegenheit zur Rache.

Es war für den Vater eine stille Freude, als er am Ende der Woche seinen so hart errungenen Verdienst, fünfzehn Mark, für seine Frau in den kleinen Küchenschrank legen konnte. Am Sonntag arbeitete er wieder in der Wirtschaft, in welcher er speiste.

So schwere Tage hatte er noch nie in seinem Leben gekannt, aber immer leichter wurde ihm die Last. In seine Seele kehrte Friede ein; er hatte den Weg zu sich selbst wiedergefunden; er konnte wieder vertrauen und wieder hoffen.

Seine Frau und sein Kind hatte Heine seit dem Unglückstage noch nicht wieder gesehen. Er wußte, daß Marie sich ganz der Pflege der kleinen Kranken widmete, und daß jede, auch die kleinste Störung ängstlich vermieden werden mußte.

Nur Frau Brand begegnete ihm zuweilen an der Haus Thür oder im Garten. Zuerst hatte sie seinen Gruß kaum erwidert; als sie aber sah, wie standhaft der Mann täglich für den Unterhalt der Seinigen rang, wurde der Ton ihrer Worte ein anderer. Sie gab dem Vater Nachricht über das Befinden seines Kindes; sie erbot sich, ihm jeden Morgen Kaffee zu besorgen; sie machte ihm Vorwürfe, daß er nicht einmal den Sonntag sich zur Erholung gönne, und ermahnte ihn, seine Gesundheit zu schonen.

„Wenn bessere Zeiten kommen, Frau Brand, dann will ich alles nachholen,“ erwiderte er ihr.

Die Arbeiten am Kanal waren durch mehrere Straßen vorgeschritten; es handelte sich jetzt um Anlegung eines größeren Spülbeckens. Hierzu konnten des engen Raumes wegen nicht viele Arbeiter zugleich verwendet werden; es wurde deshalb eine kleine Zahl ausgeselbst, unter ihnen Heine. Vor einem großen, schönen Hause wurde mitten in der Straße ein kreisrunder breiter Schacht ausgegraben, der demnächst ausgemauert werden sollte. Bei dieser Arbeit war der einzelne stets auf die Hilfe seines Nebenmannes angewiesen.

Für Heine wurde dieses Werk eine Quelle fortwährender Belästigungen und Anfeindungen durch seine Genossen, unter denen zwei sich durch ihre feindselige Roheit hervorthaten. Und sie hatten hier freieres Spiel, denn ein Aufseher war bei den wenigen Leuten nicht immer anwesend.

Heines einzige Waffe gegen alle Angriffe war geduldiges Schweigen. Er wußte, daß er den Streit unter allen Umständen vermeiden mußte, wenn er nicht sofortige Entlassung genärtigen wollte, und um der Seinigen willen ertrug er jetzt alles, was man ihm anthat.

Am Montag der vierten Woche kam einer der Genossen mit einer großen Schnapsflasche zur Arbeit. Um die Frühstückszeit trat er auf Heine zu und bot ihm die Flasche.

„Ihr wißt alle, daß ich keinen Branntwein trinke,“ entgegnete Heine abwehrend.

„Du sollst aber mit uns trinken!“ rief der andere, „du bist nicht besser als wir! Trink!“

„Ich trinke nicht!“ versetzte Heine und trat zurück. Der Genosse faßte ihn hart am Arm. „Sauf!“ rief er, „oder schar dich zum Teufel!“

Heine stieß den rohen Gesellen erregt zurück. „Laßt mich!“ rief er, „oder ich zeige euch an!“

„Was? Anzeigen?“ schrie der andere, „du Lump! Du Fuchschwänzer! Da hast du was!“ Und er schlug ihn mit der Faust ins Gesicht, daß das Blut herabließ.

Da fuhr auch dem Getroffenen der Zorn in die empörten Sinne. Er faßte die schwere Hacke, welche neben ihm stand, er schwang sie hoch zum rächenden Schläge. . . . Aber er schlug nicht zu; denn vor seiner Seele stieg ein blutendes Kinder Gesicht auf! Er ließ die Hacke sinken und trat zurück.

„Feigling, komm an!“ schrie der andere und stieß mit dem Fuße nach ihm.

Heiß durchlief es Heines Brust, und seine Arme

zuckten. Aber er warf die Hacke von sich und wandte sich ab.

Als der Bauführer kam, trat Heine auf diesen zu und bat, ihm Arbeit an einer andern Stelle zu geben.

Der Beamte sah Heines verletztes Gesicht; er stellte eine Untersuchung an, die sehr bald die Wahrheit an den Tag brachte. Der Angreifer wurde sofort entlassen.

„Es thut mir leid, daß Sie hier unter so rohe Gesellen geraten sind,“ sagte der Bauführer zu Heine.

„Gehen Sie nach Hause und kühlen Sie Ihre Backe.

Den Tag werde ich Ihnen für voll anrechnen. Morgen werde ich Ihnen andere Arbeit geben.“

Heine dankte und ging. An der Brücke am Stadtgraben stieg er die Treppe hinunter und wusch sich das Blut ab. Dann ging er langsam weiter.

Vor dem Hause traf er Frau Brand. Diese reichte ihm freundlich die Hand. „Die Gefahr ist vorüber,“ sagte sie, „Sie können Ihr Kind jetzt sehen.“

Die Knie zitterten ihm, als Heine in die Wohnstube trat. Die Thür zum Schlafzimmer stand offen; auf dem Bette saß Marie, und

neben ihr ausgerichtet die kleine Emma. Als sie den Eintretenden erblickte, flog heller Freundschein über ihr blaßes Gesichtchen, sie breitete beide Arme aus. „Vater! Lieber Vater!“ rief sie.

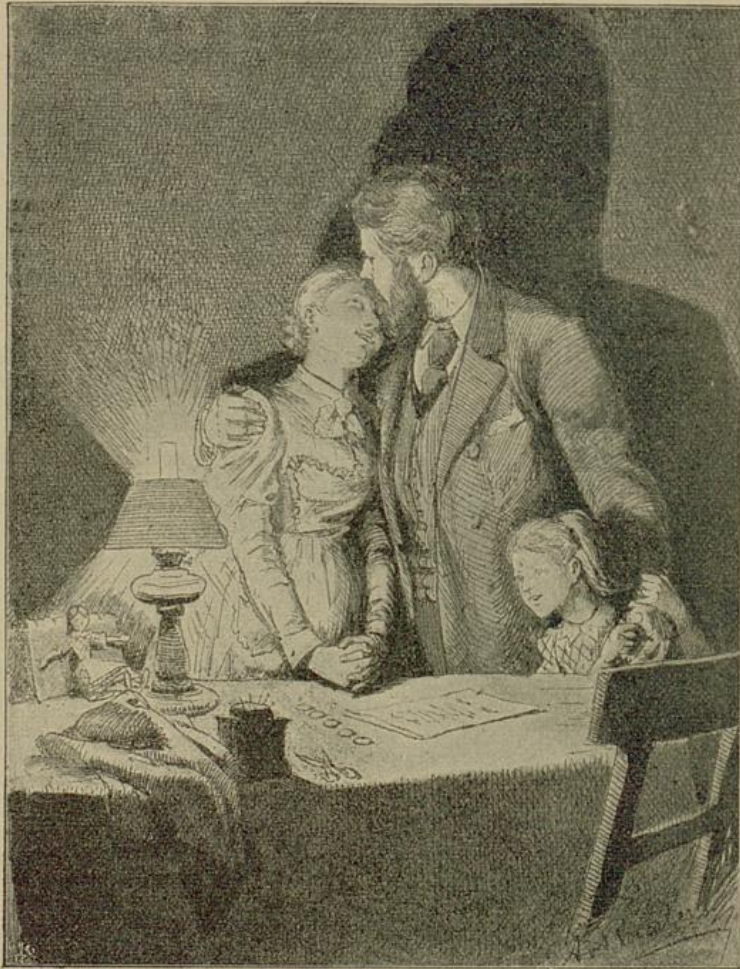
Er kniete am Bette nieder, umschlang mit seinen Armen Weib und Kind und drückte sein Gesicht in die Kissen hinein. Emma streichelte ihm mit ihren Händchen das Haar.

Er richtete sich wieder auf, er betrachtete mit leuchtenden Blicken sie beide. „Ich habe euch wieder!“

sagte er, „Gott sei Dank!“ Und er faltete die Hände. Marie zog die zerrissenen schwieligen Hände an ihr Herz und küßte unter Thränen die zerschlagene Wange.

Draußen wurde Frau Brands Stimme laut: „Bitte, kommen Sie nur, sie sind alle drin. Herr Heine, hier ist jemand!“

In die Wohnstube trat ein älterer Herr; Heine ging zu ihm. „Herr Stadtrat!“ sagte er erstaunt und schob dem Besucher einen Stuhl hin, „bitte, setzen Sie sich!“



„Ja, jetzt sind wir reiche Leute,“ sagte er, „und niemand wird uns unsern Reichtum wiedernehmen.“

„Ich komme zu Ihnen mit einem Vorschlage,“ sagte der Stadtrat. „Ich habe Sie in den letzten Tagen, ohne daß Sie es wußten, beobachtet, als Sie vor meinem Hause arbeiteten; ich kannte Sie wieder. Sie hatten ja bei mir um Arbeit gebeten. Ich sah, wie standhaft Sie die Noheiten Ihrer Genossen ertrugen. Dies wurde mir Veranlassung, mich näher nach Ihnen zu erkundigen. Über Ihre Leistungen hörte ich nur Gutes. Heute war ich Zeuge, wie Sie dem schlimmsten Angriffe gegenüber Ihren Zorn zu bemeistern wußten. Ich habe jetzt die Überzeugung gewonnen, daß das Unglück Sie

geläutert hat, daß Sie sich selbst zu bezwingen wissen, und ein solcher Mann hat hohen Wert. Mein Faktor bittet mich um seine Entlassung, er glaubt sich in einer andern Stellung zu verbessern. Wenn Sie Lust haben, will ich Sie an seine Stelle setzen.“ Er bot ihm die Hand.

„Herr Stadtrat!“ entgegnete Heine, indem er einschlug, „auf immer und ewig will ich Ihnen dafür dankbar sein!“

„Kommen Sie mit mir,“ versetzte der Stadtrat,

„wir wollen unsern Vertrag gleich aufsetzen. Morgen können Sie eintreten.“ Sie verließen zusammen das Haus.

Als sie fort waren, machte Frau Brand die Stubenthür weit auf und stellte sich mitten hinein. „Du lieber Gott, Frau Heine!“ rief sie, „jetzt können Sie aber lachen! Ich habe an der Thür gestanden und alles gehört. Es ist doch gut, daß Sie ihn nicht fortgeschickt haben. Jetzt kenne ich den Mann auch. Wirklich, ich werde ihm noch Abbitte thun müssen!“

Nach einigen Stunden kehrte Friedrich zurück. In seines Weibes Hand legte er den unterschriebenen Vertrag und einhundert Mark, welche der Stadtrat ihm als Vorshuß gezahlt hatte.

Erstaunt schaute Emma auf das Gold. „Sind wir nun reiche Leute geworden?“ fragte sie.

Der Vater küßte sein Kind, „ja, jetzt sind wir reiche Leute, und niemand wird uns unsern Reichtum wieder nehmen.“

Die Schwarzwälderuhr.

Von J. Mähly.



Macht wie eine Wälderuhr ausschaut, außen wie innen, auch nicht, wie sie allgemach entsteht unter den geschickten und fleißigen Händen — will ich, lieber Leser, dir beschreiben, so sinnreich auch die Einrichtung eines solchen Zeitmessers ist. Nur ein Geschicklein will ich davon erzählen, wie's unlängst in der Wirklichkeit passiert ist. Du kennst ja, lieber Leser, solche Schwarzwälder von der bessern Sorte und hast gewiß schon staunend gestanden vor einem solchen Kunstwerk mit weißglänzenden Marmorsäulen oder allerlei metallenen Laub- und Blumengewinden oder gar schönen bronzenen Reitern und Helden im Kampfe mit Löwen und Drachen, wohl verwahrt hinter einer gläsernen Umhüllung. Sie sind noch nicht aus der Mode gekommen die Wälderuhren, sondern haben ihre Reise gemacht

um die Erde, und bis nahe an Amerikas Urwälder schlagen und ticken auch Wälderuhren, — eine weite Reise vom bescheidenen, heimeligen Schwarzwald weg! Es giebt eben überall Leute, welche sich mit dem

Einfachen begnügen müssen, oder auch gern begnügen, und eine rechtschaffene solide Wälderuhr hat denn doch auch ihre unbestreitbaren Vorteile vor ihren fürnehmeren Schwestern. Wie diejenigen, aus deren arbeitssamen Händen sie zuerst hervorgegangen sind, tragen auch sie den Reiz der Naturwüchsigkeit, sie sind nicht zimperlich und verzärtelt wie künstliche Treibhauspflanzen, sondern kernfeste Kinder der Natur, nicht empfindlich gegen jedes kühle Lüftchen, sondern abgehärtet gegen die Wechsel der Witterung, nicht launisch und grillenfängerisch, sondern beharrlich und von zähem Charakter, rotwangig auf dem Zifferblatt und gesund im Innern; ihr Puls, der Perpendikel, geht stark und vernehmlich, und ihre Stimme tönt mit frischem, fröhlichem Klange allständlich durch Stille und Geräusch hindurch. Und sie werden alt diese Kinder, sehr alt, sie gehen als Erbstück der Familie vom Großvater auf den Enkel über, und während die Lebensuhr des ersteren schon längst abgelaufen ist, — seine Wälderuhr tickt noch immer frisch und munter im Stübchen des letztern fort. Ich habe einen Mann gekannt, der hat sich vom bescheidenen Arbeiter herausgeschwungen zum Millionär; aber in seinem Arbeitszimmer hing die alte einfache, äußerlich zwar abgeblähte, innerlich aber noch gesunde Uhr an der Wand, die nebst wenigem, ebenfalls alten und verstaubten Hausgerät, die einzige Hinterlassenschaft seines Vaters gebildet hatte. Neben ihr, zu beiden Seiten, zierten die beiden schmucklosen, von schwarzem Holz umrahmten Bilder der Eltern die rotsamtene, goldgepreßte Tapete. Aber was auf Erden am schwersten zu ertragen ist, das ist — das Glück. Jener Mann hat auch ein Beispiel zu diesem Erfahrungsstake geliefert. Er fing nach und nach an, sich als großen Herrn zu fühlen; eine prächtige Stuckuhr prangte eines Morgens auf dem Marmortischchen gegenüber dem rotgrünen Ding da aus dem Walde, und nicht lange nachher kam die alte Margret, die Haushälterin, in die Küche mit rotgeweiteten Augen, die Wälderuhr in der Hand, und sagte zur Köchin: „Es ist aus mit meinem Dienst, ich bleib' nicht mehr im Haus. Sie, Bärbel, kann sich nur gleich auch einen andern Dienst suchen, wenn ich Ihr zu raten habe. Da schickt mich der Herr mit dem alten Möbel — wie er die Uhr nennt — weg in die Küche; ich soll ihr da einen Platz suchen. Jahrelang hat sie gehangen in seinem Zimmer, während der Herr reicher und reicher geworden und gut und freundlich gewesen ist mit uns allen, — und jetzt fängt ihn die Uhr an zu ärgern; die vornehmen Leute, die zu ihm kommen, rümpfen die Nase über das einfache Ding; ich hab's gemerkt, daß es so kommen wird, und Sie wird sehen, Bärbel, dabei bleib't's nicht, die Bilder seiner Eltern werden ihn nächstens auch ärgern und in die Küche wandern, aber ich sehe sie da nicht mehr, so viel weiß ich.“

Die alte Margret hat Wort gehalten, sie ist weggezogen aus dem Haus, wo sie viele Jahre treue Dienste geleistet hat und Zeuge gewesen ist des wachsenden Wohlstandes. Um aber zu verstehen, warum

die gute Frau so viel Interesse für die Wälderuhr und die beiden Bilder bezeugte, muß man wissen, daß sie eine gute Bekannte und Nachbarnfrau der Eltern unseres Millionärs gewesen ist, daß sie hier aus- und eingegangen und die besagte Uhr manch Jahrlein hatte gehen sehen und schlagen hören. — Also die Margret war weggezogen aus dem reichen Haus und eingezogen zu ihrer Tochter.

„Weißt du was, Mutter,“ hat diese zu ihr gesagt, „komm du zu mir, bringe du deine alten Tage bei deiner Tochter und deinen Großkindern zu; wenn du noch arbeiten willst, kannst du uns ja im Geschäfte helfen.“

Und die Mutter kam, und brachte etwas mit.

Nun ratet, was wohl?

Ihr Herr hatte ihr gestattet, irgend ein Audenten, welches sie wollte, mitzunehmen, und sie hatte um die Wälderuhr gebeten. Diese prangte nun im Schlafzimmer von Mutter und Tochter; sie lief und lief ihren gleichen regelmäßigen Gang fort, derweil ein anderes Uhrwerk, erst kaum merklich, dann aber sichtbar und rasch, abließ; ein lebendiges Uhrwerk nämlich, das man nicht dem ersten besten Uhrmacher übergeben kann. Und das Traurige war, daß ein noch junges, rüftiges Leben zur Reige ging: die Tochter, die Seele des Geschäfts, lag im Sterben. Sie stand einer ausgebreiteten, sehr gesuchten Wäscherei vor, und hier lag der Keim ihres frühen Todes.

Der rasche Wechsel von kalt und warm, die Feuchtigkeit und Nässe, die beständige Zugluft hatten an ihrer Gesundheit zwar allmählich, aber mit desto sichererem Erfolg gerüttelt. Rasch zerstörte nun die Schwindsucht das junge Leben. —

Ein Winterabend ist's; es geht gegen acht Uhr, um das Sterbebett der Mutter stehen die Kinder, die beiden jüngern ohne Ahnung von dem furchtbaren Schicksal, das ihnen bevorsteht, der ältere ein Knabe von 14 Jahren, mit dem vollen Bewußtsein dessen, was er in wenigen Minuten fürs ganze Leben verlieren soll.

Und er am meisten hätte das Auge der Mutter noch nötig, auf daß es wache über ihm; er am meisten bedürfte der liebenden Mutterhand, welche ihn sorg-

lich hinweghabe über die Stricke der Verjuchung und die Neze jugendlichen Leichtsinns. Sie hat es auch schon thun müssen die gute Mutter, und reuig und zernirrscht. — denn ein gutes Herz hatte Robert — hat er stets Besserung gelobt. Aber hat er sein Versprechen auch immer gehalten? Beinahe möchte man aus seinem herzbrechenden Schluchzen und Weinen schließen, daß es neben dem Gefühl des Verlustes auch die Dornen der Reue sind, die sein Herz zerfleischen, — Reue über Augenblicke wie über Stunden und Tage des Leids, welche er über das treue Mutterherz gebracht hat.

Auch die Großmutter steht am Sterbebette, still gesäßt, — sie hat schon genug liebe Tote in ihren

Armen gehalten; jetzt hält sie eine Sterbende, deren schon erkaltende Hand von den heißen Händen ihres ältesten Knaben gepreßt wird.

Die Kranke stöhnt, ihr Atem wird schneller und heftiger. „Sie fühlt nichts mehr,“ flüstert tröstend die Großmutter zu Robert; jetzt ein plötzlicher Ruck, der den letzten Rest von Lebenskraft zerstört, die Kranke bricht zusammen, — sie ist tot. Und eben schlägt die achte Stunde.

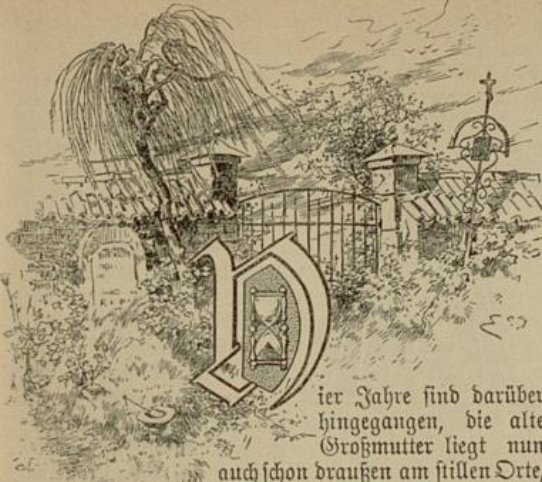
„Tot!“ sagt die Großmutter tonlos, „gestorben mit dem achten Stundenschlag; und die wertlose Uhr geht weiter und ich alte Frau auch!“

Und jetzt rieseln ihre Thränen unaufhaltsam. Auf Robert aber hat der Schlag der Uhr einen wunderbaren Eindruck gemacht; achtmal

hat es ihn durchzuckt wie von einem wirklichen Schlage: was ihm jetzt für immer entführt wird, seine Vergangenheit, aber auch das, was kommen wird, seine Zukunft, das Gefühl, daß in diesem Augenblick ein langer Zeitlauf abschließe, ein noch längerer beginne, — das rinnt in seinem Geist so plötzlich zusammen zu einem gewaltigen Strome der Empfindungen, der, eben geboren, mächtig dahinflutet. Solche Augenblicke sind oft entscheidend fürs ganze Leben. Vor den Augen des armen Menschenkinde, das dergleichen erlebt, zerreißt gleichsam der Vorhang, der es von seiner Zukunft trennt, und diese liegt nun vor ihm in all ihrer Ode und Traurigkeit.



„Es ist aus mit meinem Dienst, ich bleib' nicht mehr im Haus.“



Dier Jahre sind darüber hingegangen, die alte Großmutter liegt nun auch schon draußen am stillen Orte, wo nur die Trauerweiden einander zuflüstern; das Haus ist an einen andern Besitzer übergegangen. Robert hat ein kleines Stübchen bezogen, im vierten Stock eines düstern hochragenden Hauses, mit einer Aussicht nach hinten hinaus in einen Hof, wo morgens die Enten, nachts die Matten einander begegnen, und, was an leblosen Dingen vorhanden, beinah noch wertloser ist als jene leztgenannten langgeschwänzten Schrecken der Natur: verfaultes Holz, Abgang von gebrauchtem Stroh und viele andere Narritäten, mit deren Aufzählung ich dich nicht behelligen will, neugieriger Leser. Du wirst schon jetzt denken:

„Keine schöne Aussicht das!“
 Du hast recht, aber wenn nur sonst Roberts „Aussichten“ rosig sind, so hat jenes wenig zu sagen, ein bißchen unten durch in der Jugend hat noch keinem geschadet.

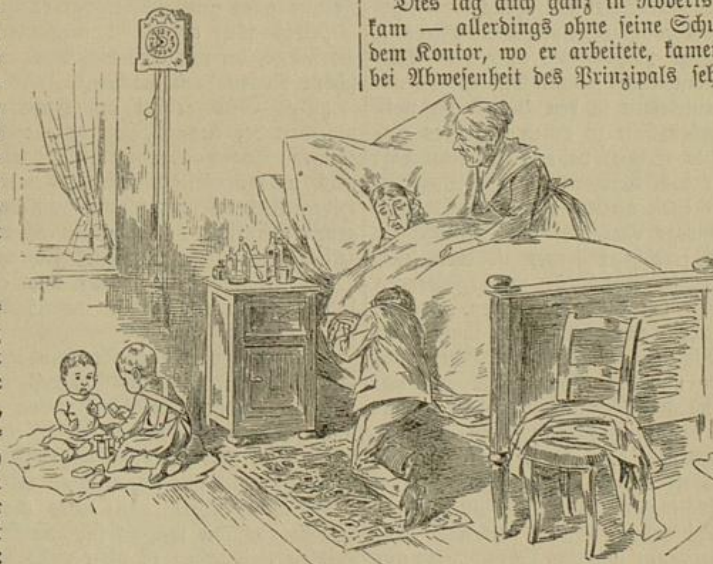
„Ein hartes Bett in jungen Tagen
 Macht später uns den Eiderdun,
 Auf dem die alten Glieder ruhn,
 Zu wonnigem Behagen.“

Der Millionär, bei welchem die Großmutter Haushälterin gewesen war, hatte der Großmutter zur Belohnung treuer Dienste im Testamente noch ein hübsches

Stümchen vermacht; Robert mit seinen beiden Geschwistern hatte alles geerbt, und die Zinsen halfen das Notdürftigste bestreiten. Auch war er als Lehrling in das Geschäft jenes Reichen eingetreten und erhielt gleich einen kleinen Wochenlohn, und als sein Herr gestorben war und dessen Vetter — Kinder hatte jener nicht hinterlassen — als Haupterbe und Prinzipal an seine Stelle trat, hatte Robert durch diese Veränderung nichts zu leiden; im Gegenteil, sein neuer Herr setzte ihm an Lohn noch etwas zu, war freundlich und aufmerksam gegen ihn, und Robert konnte merken, daß es nur an ihm selber liege, durch Fleiß und Eifer sich seine Lage nach und nach zu verbessern und später vielleicht eine ganz geachtete Stellung im Hause einzunehmen. Wenn er's nicht merkte oder merken wollte, so war es nur seine Schuld.

Aber der Jugend geht alles zu langsam; die natürliche Entwicklung der Dinge scheint ihr eine Sprigkeit zu sein; sie möchte vorwärts stürmen in Sprüngen und am Ziele schon angelangt sein, bevor sie es durch Arbeit, Anstrengung und Entsagung verdient und dem Leben abgerungen hat. Sie möchte spielend erwerben, was nur dem Ernst gebührt.

Dies lag auch ganz in Roberts Natur. Zweierlei kam — allerdings ohne seine Schuld — hinzu. Auf dem Kontor, wo er arbeitete, kamen die Angestellten bei Abwesenheit des Prinzipals sehr häufig auf die Verhältnisse des frühern Herrn zu sprechen: mit wie wenig Geld er angefangen habe; in wie kurzer Zeit er reich geworden sei und wie er sich nach seiner Rückkunft aus Amerika nur habe hinsetzen können, um als „Herr“ zu schalten und zu walten; wie so beneidenswert dies Los sei und so weiter und so weiter mit allen möglichen erbau-



„Tot!“ sagt die Großmutter tonlos, „gestorben mit dem achten Stunden Schlag.“

erbaulichen Neben- und Zwischenbemerkungen, wie sie für das Ohr eines jungen, für alle Eindrücke empfänglichen Menschen nicht immer geeignet sind.

Das zweite und Schlimmere aber war, daß Robert einen jungen Stubennachbar hatte, dessen Bekanntschaft für ihn sehr gefährlich werden sollte. Er war es, der die Eindrücke Roberts durch seine Reden steigerte, seine Einbildungskraft reizte und seinen Blick auf Gebiete hinlenkte, welche mit denjenigen eines ehrlichen Handlungsbesessenen gar nichts zu thun hatten. Er war ein talentvoller Mensch, und

der erste Keim des Bösen gedieh hier, wie so oft, in der Überfülle geistiger Begabung. Er war gleich wie Robert unbemittelt, fühlte aber einen glühenden Drang in sich, reich und angesehen zu werden. „Reich sein vor allem, das ist der Schlüssel zur Glückspforte,“ dachte er sich und sagte er auch nur zu oft zu seinem Freunde Robert.

Armer Robert, wer rettet dich aus dieser Luft, welche mit süßem Gifthrauch deine Seele umspielt? Deine alte Uhr etwa, welche du aus der Erbschaft von Großmutter und Mutter mitgenommen hast in deine neue Wohnung, schlägt dir die ans Gewissen? Aber du thust ja gar nichts Schlimmes. Ist es denn nicht erlaubt, auf ehrliche Weise und in möglichst kurzer Zeit reich zu werden? Das Hoffnungs- und Wunderland Amerika wirbelt unserm Robert im Kopfe herum, Tag und Nacht.

„Wär' ich, wären wir beide nur erst dort,“ denkt er, „das übrige sollte sich bald finden.“ Schon ist, in stillschweigender Übereinkunft, zwischen beiden ein Bund geschlossen: miteinander und füreinander in allem! Und sobald's die Umstände erlauben — fort nach dem Westen! Natürlich auf ehrlichem Wege! Robert hat auf dem Kontor noch einen zweiten Freund, den er ebenfalls gern „beglücken“ und zum Teilnehmer an der Genossenschaft machen wollte. Warum soll er ihn nicht einweihen in den Plan? Er weiß sich selber keine Rechenschaft zu geben, aber er empfindet eine geheime Scheu davor. Merkwürdig! Sein Vorhaben ist doch durchaus ehrlich, seine Absicht geht nicht im entferntesten darauf aus, durch Um- und Schleichwege oder gar auf schlüpfrigem Wege das Ziel zu erreichen; ferner ist eben jener Kontorfreund eine treue, liebe Seele, welche Zutrauen verdient und wert ist, „glücklich“ zu werden. Früher, bevor der Stubenmachbar eingezogen, hatte ihm Robert so manches kleine Kreuz, manche Nadelstiche seines Lebens, aber auch manchen Sonnenblick desselben vertraut und sich durch volle Gegenseitigkeit belohnt gesehen. Warum stockt er denn jetzt, in einer so wichtigen Sache? Fürchtet er etwa, sein alter Freund möchte in der Einsalt seines Herzens gar Zweifel hegen an der unbedingten Lauterkeit seines, ihres Planes? Unmöglich! Aber — aha! jetzt weiß er's! Sein neuer Freund raunt ihm ins Ohr: „Sag nur dem langweiligen Tintenkleckser nichts! Er würde uns doch nicht verstehen!“ Und der neue Freund hat entschieden recht; „der ehrliche einfache Kontorfreund wird nie eine Rolle im Leben spielen; er ist dazu bestimmt und geboren, im Schweiß seines Angesichts für andere zu arbeiten, leuchtend und schwitzend durchs Leben zu wandeln, froh, daß er ohne Schulden sich durchschlagen kann. Punktum! so ist es. Wir zwei“ — man sieht, die beiden neuen Freunde denken auch schon füreinander — „wir zwei sind für höhere Dinge bestimmt.“

* * *



Amerika, du hast es besser,
hast keine Burgen, keine
Schlösser.
G 3 4 e.

Amerika! Amerika! „Wie viel kostet's denn hinüber?“ So denkt man erst leise, hernach laut, daß es der andere hört und Antwort geben muß. „Immerhin einige hundert Franken und — weg mit den Segelschiffen! Da dauert's eine Ewigkeit, bis man drüben ist. Freilich, auf dem Dampfschiff, da kostet's mehr, da läuft's in die Tausende . . . und bis die zusammengescharrt sind, — wer will's so lange aushalten?“

Aber Robert hat ja Geld auf Zinsen, das er von der Großmutter geerbt hat. Das weiß der neue Freund ganz gut, und so rät er ihm, es zu erheben. „Was fällt dir ein?“ entgegnet Robert, „mein Vormund, der mich ohnedies knapp genug hält, würde schöne Augen dazu machen.“

„Das Geld gehört am Ende aber doch dir,“ murmelt der Freund, sagt aber nichts mehr. Nach einigen Tagen aber meint er wieder: „Apropos! was unser Geld betrifft“ — merke, Leser, diesen Hitzegrad der Freundschaft: auch das Geld ist schon gemeinschaftlich! — „Könntest du bei niemand Geld geliehen bekommen auf jenes Unterpfand?“

Robert stutzt ein wenig und erwidert: „Dazu bedarf es der Vollmacht meines Vormundes, und der . . .“

„Mit deinem ewigen Vormund!“ wirft der andere mißmutig hin. „Nimm ihn doch gleich als Gepäck mit! Er muß ja bezahlen, wenn wir einmal fort sind. Für Geldschulden, welche du gemacht hast, muß doch dein Geld herhalten, — aber ich will dich durchaus nicht überreden, wenn du Skrupeln hast.“

Es giebt Worte, ganz leicht oder auch absichtlich hingeworfen, die wühlen sich wie Schlangen in unser Gehirn und lassen es nicht mehr los; immer tiefer dringen, immer zäher haften sie, bis wir ihre Opfer werden. So ging es auch Robert mit jenem Worte des Freundes: „Er muß ja bezahlen.“

Er wunderte sich nur, daß er nicht früher und von selbst auf diesen einfachen Gedanken verfallen war, der ja mit einemmal eine Lösung brachte. Nichts geht über einen guten Freund und über einen guten Rat. Wer das Geld lieh, das konnte ziemlich einerlei sein; er erhielt es ja unfehlbar wieder zurück, und am Ende brauchte dieser Jemand, der so freundlich war, sein Geld zu leihen . . . Ich weiß nicht, ob du errätst, lieber Leser, welcher gefährliche Schluß sich ins Gehirn Roberts einschlich, so daß

er ihn nicht auszudenken wagte und er selbst einen Augenblick davor zurückschreckte.

Er war auf der Stufenleiter seines Denkens bis zu einem Punkte gekommen, wo die Selbstsucht unsern Verstand fesselt und ihn in ihren Dienst zwingt, wo er zu dem Unerlaubtesten und Sündhaftesten sagen muß: „Es ist erlaubt.“ Jeder schlechte Gedanke spreizt sich da im Gewande der Unschuld. Derjenige Roberts, den ihm sein böser Geist eingab, lautete: „Jener Jemand, der mir das Geld vorstreckt, braucht es ja nicht einmal zu wissen.“ — Natürlich, sonst könnt' er ihm's ja rundweg abschlagen. — Wenn ich aber von jemand Geld in Händen habe, der nichts davon weiß, so lautet für diese That der gute, ehrliche deutsche Ausdruck *stehlen*, und der sie begeht, heißt ein *Dieb*. Punktum!

Dieser Gedanke sumimte wie eine schwarze Fliege in Roberts' Hirn, Tag und Nacht, ohne daß er ihn wegzuschrecken vermochte. Er wollte sich's nicht gestehen, daß er ihn belästigte und peinigte. „Thörichte Grille!“ so lachte er; aber die Grille war hartnäckig, siekehrte immer wieder, wenn er sie verschucht glaubte, und doch gab sich Robert alle erdenkliche Mühe, sich täglich mehr in der Kunst jenes so vorteilhaften, bequemen Denkens, welches mit allen möglichen Fragen, nur nicht mit den höchst lästigen der Pflicht und des Gewissens rechnet, zu vervollkommen. Was er selber nicht vermochte, das erbot sich der neue Freund auf seine eigenen Schultern zu nehmen. Welch rührende Großmut und Opferwilligkeit! Er ließ wirklich Winke und Worte dieses Inhalts wiederholt fallen, bis endlich der unselige Gedanke von aller Bedenklichkeit und kindischen Einfalt frei war. Es handelte sich jetzt nur noch um die Kleinigkeit des „Wie“?

Aber auch das findet sich immer bei so „geschickten“ Naturen. „Habt ihr auf eurem Kontor auch von den neumodischen Schlössern für die große Kasse?“ warf der Freund einst abends so hin, als er sich aus Roberts' Stübchen eben entfernen wollte.

„Noch nicht,“ antwortete Robert, „aber unser Prinzipal geht mit dem Gedanken um. Einstweilen haben wir ein wahres Ungetüm von einem Schlüssel.“ „Wir?“ lächelte der Freund, „doch wohl der Kassier und nicht ihr alle!“

„Wir wissen aber doch, wo der Schlüssel ist, wenn der Kassier nicht anwesend ist, und wo er die Nacht über aufbewahrt wird.“

„Wirklich? Das ist viel. Euer Prinzipal muß großes Zutrauen zu seinen Leuten haben. Gute Nacht.“ — Ja, und gute Nacht Pflicht, Tugend, gute Nacht ihr Erinnerungen alle an die rechtschaffene Mutter, ihr Vorsätze am Sterbette, — ihr seid müde und matt und wollt schlafen gehen. Gute Nacht! — —

Alles ist nun verabredet, sogar der Tag der Abreise — oder vielmehr die Nacht, denn bei einer solchen Reise, die mehr oder weniger „*inognito*“ stattfindet, fährt sich's doch leichter und unangefochtener unter den Fittichen der Nacht als im hellen

Sonnenlichte. Punkt sieben Uhr verläßt Robert das Kontor; er geht nach Hause und schreibt dort noch zwei Briefe, den einen an seinen Prinzipal, den andern an seinen alten Kontorfreund. In dem ersteren dankt er für empfangene Wohlthaten und bedauert nur, daß ihn ein „unüberwindlicher Drang nach der Ferne“ nicht mehr rasten und ruhen lasse und es ihm unmöglich mache, in seiner jetzigen „sonst so angenehmen Stellung“ zu verbleiben — und was dergleichen Phrasen, ein Gewebe von Wahrheit und Dichtung, von Sein und Schein, mehr sind, wie es leider Mode geworden ist im Briesschreiben selbst der wahrheitsliebendsten Leute. Am Ende des Briefes bittet er sehr „um Entschuldigung“, daß ihm „die Umstände einerseits und der strenge Vormund anderseits“ die „unangenehme“ Nothwendigkeit auferlegen, zum Behuf der Reise einen „kleinen Vorschuß“ aus der großen Kasse zu entnehmen, welchen „ja der Vormund sofort auf dieses schriftliche Zeugnis“, die Summe war genannt, zurückbezahlen werde. — Der andere Brief dagegen enthielt einige Worte des Abschieds und ein Vermächtnis. Robert wollte dem alten Freund gern ein Andenken hinterlassen, und bestimmte ihm dazu seine Wälderuhr, die er denn doch trotz des neumodischen Gepräges seiner Gedanken gern in guten Händen gewußt hätte, und hier war sie es. Er wickelte sie in ein Tuch, und mit der Absicht, beide Briefe samt der Uhr auf dem Kontor zurückzulassen, verließ der „Europamüde“ seine Wohnung.

Wir dürfen nicht verhehlen, daß Robert mit seiner Uhr noch einen zweiten Zweck verband. Im Fall er nämlich auf dem Kontor, wo er noch die „Kleinigkeit“ vorzunehmen hatte, überrascht werden sollte — was immerhin und bei aller „Ehrlichkeit“ seiner Grundsätze doch unangenehm gewesen wäre —, so hätte er vorgegeben, er habe sämtlichen Inassen dieser Räumlichkeit morgen eine Überraschung bereiten wollen, bestehend in der Stiftung dieser Uhr, da sich keine im Lokal befände.

In großer Verlegenheit eine kleine Lüge — wer wird das übel nehmen? — Im Hausflur war's still, im Kontor war's still, nirgends ein Laut als — Roberts' Herzklopfen, das allerdings so stark war wie bei einem, der eine recht schlechte That begehen will. Und das war ja doch bei Robert nicht der Fall, er wollte ja nur . . .

Glaub, lieber Leser, wenn er sich nicht vor seinem Freunde geschämt hätte, so hätte er dieses Pochen nehmen müssen für das, was es in Wirklichkeit war — für ein Abmahnen des Gewissens vom Verbrechen.

Er hatte sein Feuerzeug mitgebracht und machte damit Licht. Gerade über der Kasse war ein Nagel in der Wand, wo der Kassier für gewöhnlich seinen Rock aufzuhängen pflegte; jetzt packte der Nagel vorzüglich für die Uhr und — da hing sie schon. Aber nun der schwere Schlüssel! Der hing am Rücken der Kasse gegen die Wand zu. War er wirklich so schwer? Oder war Robert — gegen die Gewohnheit seines Alters — so schwach, daß derselbe in seiner Hand

zitterte und zugleich auf seiner Stirn kalte Schweißtropfen standen? Jetzt, endlich, steckt der Schlüssel im Schloß und das Geräusch kommt Robert — er weiß nicht warum — ganz gräßlich vor, als sähe er im Gefängnis, des Urteils gewärtig, und als kuarre die Thür desselben Er muß einen Augenblick ausruhen und Atem schöpfen, bevor er den entscheidenden Ruck thut, der ihm die Kasse öffnet. Da, wie er sich anschickt, thut durch die Stille hindurch plötzlich die Uhr über ihm, seine eigene Uhr — einen Schlag und noch einen — Robert bebt zurück — er zählt und zählt, die Schläge sind stark und wuchtig, wie damals, als sie ihm beim Tode seiner Mutter ins Ohr geklungen! Acht Uhr hat

es geschlagen, genau wie damals; und wieder erhebt sich, wie damals, siegreich der gute Geist über die dunklen Mächte, und dieser gute Geist und der seiner Mutter war eins. Robert sieht sie, wie damals auf ihrem Sterbebette, die Farbe des Todes im Angesicht, aber diesmal mit strafendem Auge auf ihm ruhend und mit erhobenem Finger ihn warnend vor einer bösen That; dann wendet sie schmerz erfüllt ihr Angesicht von ihm — dem Verlorenen. „Nein!“ ruft Robert jetzt von der Erinnerung übermannt, laut und wirklich, „nein, Mutter, du sollst dich nicht grämen über deinen Sohn!“ — Und heraus reißt er den Schlüssel und wirft ihn auf den Boden, daß es dröhnt, und fällt auf die Knie und bricht in Schluchzen aus.

Das ganze Gewicht seiner Schuld lastet jetzt auf ihm und will ihn niederdrücken; jetzt läßt sich sein Verstand nicht mehr ein auf Kunststücke und Trugschlüsse, die ihm seine Unschuld beweisen sollten; wie Seifenblasen verpuffen jetzt jene schön schillernden Gedankenbilder, und die Tiefen seiner Seele spiegeln ihm jetzt auf unverfälschtem Grunde seine wahre Gestalt. Aus diesen klaren, von den acht Zauberschlägen der Uhr plötzlich erschlossenen Tiefen taucht in diesem Augenblick kein unzeitiger Wunsch auf, keine Be-

gierde nach Glanz und Reichtum, kein falscher Freund mit verlockendem Winken, sondern er allein und seiner Mutter Geist halten Zwiegespräch, und er bekennt ihr zerknirscht und rückhaltlos seine Schuld.

Indessen ist jemand draußen durch den Flur getreten, und von einem plötzlichen Schall im Kontor und darauf folgendes Schluchzen aufmerksam gemacht, leise eingetreten, um Zeuge von Roberts Thun zu sein. Der Herr Prinzipal selber! Er ahnt mit richtigem Gefühle, was geschehen, und stört den Neuen nicht in seiner Seelenbeichte. Und als dieser endlich sich erhebt und seinen Herrn gewahrt, da erschrickt er zwar, aber nur einen Augenblick — denn was soll er fürchten? Das Schwerste hat er überwunden,

das Geständnis an sich selbst, daß er schuldig war und auf dem Punkte stand, ein Verbrecher zu werden; das Geständnis an einen zweiten fällt ihm nun nicht mehr schwer: die Sonne der Wahrheit, einmal aufgegangen, durchbricht mit siegender Kraft alles Gewölk des Truges und der Verstellung!

Der Herr führt Robert hinauf in sein Zimmer und heißt ihn sich setzen. Er ist mild und freundlich zu ihm, hat er doch einen Blick gethan in ein Menschenherz und ist Zeuge gewesen von Roberts Reue. So heißt er ihn Mut fassen und sein Herz ihm öffnen. Den Brief



Da thut durch die Stille hindurch plötzlich die Uhr über ihm einen Schlag und noch einen Roberts an ihn erbittet er sich jetzt; er ließt ihn langsam, bedächtig, und am Ende sagt er zu ihm: „Du dankst mir für das, was ich bisher an dir gethan habe; das ist schön, wenn es ernst gemeint ist; ich will trachten, daß du es in Zukunft im Ernste sagen kannst, trachte du darnach, daß ich es gern thue. Freilich deinen Drang nach Amerika kann ich vorderhand nicht befriedigen; dafür bist du noch zu wenig gereift, das Leben dort drüben verlangt einen ganzen Mann. Du hast also einstweilen auf meinem Kontor zu verbleiben; später, wenn deine Sehnsucht noch nicht geheilt ist, kann ich dir vielleicht die Mittel verschaffen, dein Glück da drüben zu versuchen. Damit du aber, so lange du in Europa weilst, an meinem Hause und Geschäfte

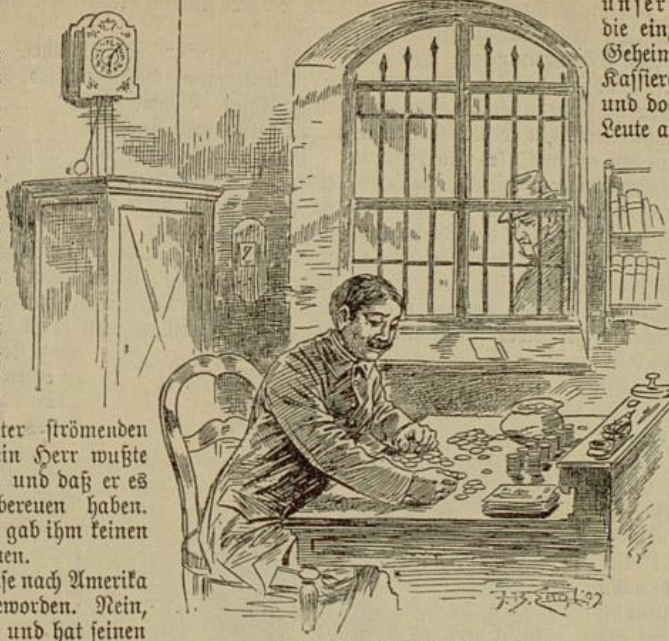
dauerndes Interesse nimmst, wird es besser sein, du ziehst hierher zu mir; ich werde ein Zimmer für dich herrichten lassen, und du wirst an unserm Tische essen; dein Vormund wird, so dem ich, gegen diese Neuerung nichts einzuwenden haben, — hast du es vielleicht?

Du kannst dir denken, lieber Leser, daß unser Freund Robert gegen diesen großmütigen Vorschlag nichts einzuwenden hatte, als höchstens das, daß er dieses Glück nicht verdiene, und das sagte er auch unter strömenden Thränen. Aber sein Herr wußte wohl, was er that, und daß er es nicht werde zu bereuen haben. Und wirklich Robert gab ihm keinen Anlaß, es zu bereuen.

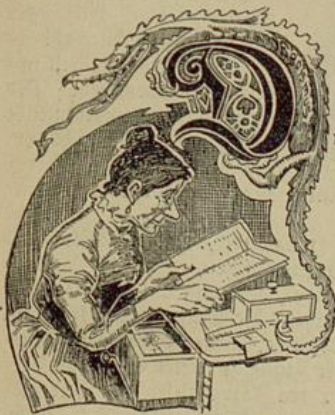
Aus Roberts Reise nach Amerika ist niemals etwas geworden. Nein, er blieb, wo er war, und hat seinen neuen Freund nie wieder gesehen. Wer aber einige Jahre darauf am Kontor vorbeigegangen wäre und einen Augenblick durchs Fenster geschaut hätte, der würde die große Kasse noch immer

an derselben Stelle gesehen, den Rest des Kassierers dagegen am Nagel drüber vergeblich gesucht haben, denn da hing und ging seit jener Nacht unsere Wälderuhr, — die einzige Mitwiserin des Geheimnisses; freilich der Kassierer weiß auch darum, und doch wissen's nicht mehr Leute als früher. Das Rätsel ist bald gelöst: Robert selber ist Kassenverwalter geworden, dort zählt er eben ganze Haufen Goldes; er wohnt immer noch bei seinem Herrn, und wenn dieser abwesend ist, so ist „Herr Robert“ die erste Person im Hause. Weißt du aber, wohin er den ersten Blick richtet, wenn er ins Kontor tritt? Ein Blick voller Andacht, der ihm jedesmal wieder ernste Erinnerungen, aber zugleich auch das

süße Gefühl treuer Pflichterfüllung erweckt? Weißt du's? Auf die alte Wälderuhr. Sie war und bleibt sein Gewissen.



Dort zählt er eben ganze Haufen Goldes.



Vom Bäsli und seinem Herrgöttli.

Die Müllerkätthri war bis zum vierzigsten Jahre eine leibhaftige Jungfer geblieben, aber nicht etwa aus religiösen Gründen. Nein, die Gründe waren oberflächlicher Art. Zum ersten waren ihre grauen, stechenden Augen, ihre

gelbe Haut und ihr klapperiges Gestell von keiner großen Anziehungskraft für die heiratslustige Männerwelt gewesen; eine Festung aber, die niemals gestürmt wird, hat sich gut halten. Zum zweiten aber hing ihr Herz mehr an materiellen als an idealen Gütern. Der Vermehrung ihres Geldes war all ihr Sinnen und Denken gewidmet, und so wollte sie die gute Stelle, die sie seit zwanzig Jahren bei zwei reichen, alten und kinderlosen Leuten innehatte, nicht aufgeben; es war ihr da zu

gute Gelegenheit zum Zusammenscharren geboten. Sie hatte ihr Schäschen schon so ziemlich ins Trockene gebracht und kannte kein größeres Vergnügen, als an Sonntagnachmittagen in ihrem Sparkassenbuche mit funkelnden Augen und klopfendem Herzen auf die vielstelligen Zahlen zu schauen. Dieses Buch war ihr Gebetbuch, das Hineinschauen war ihr Gottesdienst.

Nun aber war der alte Herr in einer Nacht gestorben und die Frau, welche fünfunddreißig Jahre in Liebe, Frieden und Eintracht mit ihm gelebt hatte, verlor nach seinem Ableben den Appetit, den Mut und alles, legte sich auch hin und vierzehn Tage später wurde sie neben den Mann gebettet, der ihrer Jugend Stolz und Freude, ihres Alters Trost und Stütze gewesen war.

Wenn nun jemand meint, die Müllerkätthri sei durch das Hinscheiden der beiden alten Leute besonders in Trauer gekommen, da sie ihnen ja alles verdankte, dann irrt er sich sehr und kennt die Müllerkätthri nicht. Einen Schmerz hatte sie allerdings, aber der galt nur der Einbuße an Geld, die ihr in naher Aussicht stand; denn die Herrschaft hatte, wie sich's gebührt, die nächsten Verwandten zu Universalerben eingesetzt. Gegen diese aber war Kätthri immer so grob und brutal gewesen, daß ihr Gewissen die Hoffnung, sie würde

auch bei der neuen Herrschaft bleiben dürfen, nicht aufkommen ließ.

Darin hatte sie sich nicht geirrt. Die neue Herrschaft zog ein, und die junge Frau eröffnete der „Katharina“, daß sie schon eine Haushälterin habe, die sie ihrer zehnjährigen Dienstzeit wegen nicht entlassen könne, und sie so genötigt wäre, der Katharina zu kündigen. Sie thue es zwar ungern, aber zwei Haushälterinnen brauche sie nicht, und der Katharina, die sich so verdient um den guten Onkel und die liebe Tante gemacht habe, einen minderen Dienst anzubieten, — nein, das wage sie nicht; es käme ja einer Beleidigung gleich. Mit dem Ausziehen brauche sie nicht zu pressieren; sie habe Platz, so lange sie wolle; wenigstens müßte sie dableiben, bis sie eine neue Stelle gefunden habe, was einer so tüchtigen Person, wie die Katharina eine sei, sicher nicht schwer fallen werde.

Das war eine verzuckerte Bille, aber doch wollte sie der „Katharina“ nicht schmecken.

„I dank für d'r guet Wille,“ sagte sie, „aber i will nit lästig falle. Gottlob han i so viel, aß i au acht Tag ohni Stell cha lebe. Hüt no pad i mini Koffer. Unverhofft chunn'ts mer so nit; denn i henn mi us und weiß: Undank isch d'r Welt Lohn.“

Nachmittags kamen zwei Dienstmänner und holten der Käthri ihre vollgestopften Koffer ab. Die Käthri hat e, als sie zum Fortgehen gerüstet war, ein schwarzseidenes, rauschendes Kleid an und auf dem Kopfe einen weit vorn hinauspringenden schwarzen Strohhut, den die Modistin, dem gediegenen Geschmack der Käthri entsprechend, mit wallenden Federn und fliegenden Bändern verziert hatte. Die Hände waren in feinste Glacéhandschuhe eingehüllt und umfaßten einen seidenen Schirm, mit dem sie tändelte, wie die Soldaten mit ihrem Rohrstöckchen, wenn sie in Urlaub kommen.

Weniger, um dem Drange des Herzens oder den Anforderungen des Anstandes zu folgen, als um sich bewundern zu lassen, trat sie jetzt Abschied nehmend vor die junge Frau, die aber mehr Neigung zum Bewundern als zum Bewundern hatte. Es kam ihr unbegreiflich vor, wie ein so altes, dürr'es Gestell noch so eitel sein könne.

Sie berührte daher die zwei hingehaltenen Finger nur schwach, indem sie sagte: „Also Sie wollen wirklich fort, Katharina? Es thut mir wirklich leid, daß Sie von meinem Anerbieten, welches Ihnen beliebigen Aufenthalt im Hause hier gewährte, keinen Gebrauch

machen wollen. Indessen, zwingen kann man niemand, und so kann ich Ihnen nur meine besten Glückwünsche mitgeben. Leben Sie wohl, Katharina, und wenn Sie einmal jemand brauchen, dann kommen Sie ungeniert!“

„I hoff's nit,“ sagte Käthri, „doch i mueß geh. D' Dienstmanne warte und jedi Minute hostet Geld. Also, Adje! B'hüet Gott!“

Draußen war sie.

Von der Barbara, der Köchin, und dem Babeli, dem Zimmermädchen, Abschied zu nehmen, das hatte sie unter ihrer Würde gehalten, und wegen der tyrannischen Behandlung, welche sie denselben bisher hatte zuteil werden lassen, konnte sie beim Abschiede auch nur Schadenfreude von ihnen erwarten. Zudem hatte sie auch Arger und Neid auf die Mädchen, weil sie bleiben konnten und weil die verstorbene Frau ihnen auch von ihren Kleidern vermacht, die zu erben die Käthri sich doch allein für berechtigt gehalten hatte.

Das konnte sie den Mädchen, obwohl dieselben unschuldig daran waren, nicht verzeihen — und auch der Frau nicht. „Und wenn si z'unterst im Fegfür brotet, i bett kei Vaterunser für si; nai, mi Seel, i thue's nit,“ sagte Käthri, „e so-n e alt Mensch eim no so uf d' Site stelle!“

II.

In dem der Stadt so nahe gelegenen Dori Fristingen hat die Einwohnerzahl in den letzten zehn Jahren ungeniein zugenommen. Der ehemals kleine, unbedeutende Ort ist, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Bedeutung nach zur Stadt emporgestiegen.

Handelscommis, Handwerker, Fabrikarbeiter und andere sind der billigeren Miete wegen da hinausgezogen, und so kommt es, daß heute auf Geländen, wo noch vor wenigen Jahren die Sense in der kräftigen Hand des Mähers blühte, ganze Reihen von Miehäusern stehen. Der Zuzug so vieler Esser und Verzehrter machte wieder den Zuzug vieler Ernährer notwendig: Bäcker, Metzger, Wirte, Krämer u. s. w. fanden da ihr befriedigendes Auskommen.

In Fristingen treffen wir bald auch die Müllerkäthri. Eine schwarze Tafel mit ihrem Namen belehrt uns, daß sie mit Kaffee, Liqueur, gedörrten Zwetschgen und selbstgemachten Zwiebelwaisen handelt. Ihr spekulativer Geist hatte sich dabei nicht verrechnet. Von morgens früh bis abends spät hatte sie ihr Hüttle voller Leute, Männle und Weible. Denn wenn die Töchter Ewas auch den Lockungen der Wein- und Bier-



Nachmittags kamen zwei Dienstmänner und holten der Käthri ihre vollgestopften Koffer ab.

häuser widerstehen, vor Kaffee, Liqueur und gar noch „selbstgemachten Zwiebelwäihen“ giebt es kein Ausweichen. Diese Dinge sind denn doch zu gut, zu süß und zu duftend.

Was also die Rentabilität des Geschäftes anlangte, konnte sich Käthri nicht beklagen. Hingegen hatte sie viele Unannehmlichkeiten und mancherlei Verdruß; die „Mannvölscher“ erlaubten sich der Käthri gegenüber allerlei Anzüglichkeiten und scheuten sich nicht, ihre gelbe Haut, ihre Fangzähne und ihr klappriges Gestell einer schonungslosen Kritik zu unterziehen.

Das verdroß die Käthri sehr, und seit der Wälbertoneli, ein lieberlicher Lustibüß, ihr vor allen Gästen einen Kuß gegeben, aber, von den Stacheln ihres Schnurrbärtchens gestochen, entsetzt zurückgefahren war, — seither hatte sie bei Tag und Nacht nur einen Wunsch: „'s mueß e Ma her, aß es Drnig git in dem Hus. Däwäg chöm i um Ehr und guete Namme. Die Kerli henn eifach kei Reschpekt voreme Wiber-völsch. Isch e Ma do, waißt en andere Wind, für sell bin i guet!“

Also, „'s mueß e Ma her!“

Einen solchen zu bekommen, schien der Käthri sehr leicht. Sie glaubte, nur ihre zehn knochigen Finger ausstrecken zu dürfen, um an jedem wenigstens fünf Heiratskandidaten hängen zu sehen; denn sie hielt von sich sehr große Stücke und glaubte, daß mindestens zehn Stunden in der Runde keine Perle ihres Wertes mehr zu treffen sei. Das war nun freilich wahr, wenn auch nicht nach ihrem Gedankengang.

Anfangs warf die Käthri ihre Netze nach den bessergestellten Herren aus. Als sie aber sah, daß ihr von dieser Seite nur Spott und Hohn wurde, zeigte sie sich bescheidener und wollte nun einen Handwerksmann der Ehre würdigen, ihr Gemahl zu werden.

Mit süßem Lächeln, mit würzigem Liqueur, Kaffee, Gugelhopf und Wäihen versuchte sie ihr Glück bei diesem und jenem. Aber die Kerls ließen sich diese Sachen gut schmecken und rühmten alles über die Maßen. Waren sie aber satt, dann pußten sie den Schnurrbart, bedankten sich schönstens und gingen heim, — vom Heiraten war keine Sprache.

„Was sinn au des für Malefizchaibe, für verreckte!“ fluchte nach ihrem Weggang die Käthri, „fressen und luse, sell chönne si; aber aß ein Ernst mache thät, nai, sell isch nit wöhr. 's sinn halt e so Loßi, wo kei Verstand henn. Sie wenn nur e so glatti, g'schlekti Schnudernase, wo nit chönne, wo nit henn und wo nit sinn. Aber i slattier dene Chaibe jekt nimmi lang. Wenn sie nit wenn, so henn si g'ha!“ sagte sie erboßt. „I loß es eifach ins Blatt irucke, derno han i gli ein, jo das han i!“ —

Sie rückt's also ins Blatt und hängt als Köder an den Angel ihrer Heiratsofferte ihre zehntausend Mark Vermögen und ihr gutgehendes Geschäft. Von ihren persönlichen Eigenschaften aber läßt sie fürsichtigerweise nichts eivrücken; denn sie selbst kann mit dem besten Willen nicht sagen, daß sie schön ist; das Gegenteil aber wollte sie sich und anderen nicht gestehen.

Zehntausend Mark sind eine schöne Mitgift, aber wenn man sie mit einer „Müllerkäthri“ in Kauf nehmen soll, dann verlieren sie Glanz und Klang. Auf die in das Blatt „ingeruckte“ Offerte kamen zwar der Herren viele auf Brautschau. Nachdem sie aber der Käthri ihre stechenden Augen, ihre malayengelbe Haut und ihre Fangzähne gesehen hatten, da zündeten sie gewöhnlich eine Cigarre an und gingen mit Dampf ab, mit der Versicherung natürlich, bald wieder zu kommen, aber sehen ließ sich keiner mehr.

Dafür aber hatte sich die Käthri den Übernamen „Ewige Hochzeiterin“ zugezogen. Der ganze Ort hatte sein Gaudium mit ihr; selbst kleine Buben ußten und foppten sie. Gar oft, wenn sie mit den Händen im Wäihenteig war, also, daß sie nicht gut abkommen konnte, dann ging unversehens die Thüre auf und irgend ein Lausbub schrie hinein: „Käthri, jek weiß i ein!“

Den Zorn der Käthri bei solchen Anlässen zu beschreiben, ist rein unmöglich, aber daß ihre Augen in allen Farben schillerten und die gelbe Haut gar grün-gelb wurde, wird jeder glauben und begreifen.

Ganz aus Rand und Band brachte sie aber der Stocki, ein kleiner, schmutziger Viehtreiber, der schon zehn Jahre in keinem Bett geschlafen hatte und seinen Lebenszweck im Schnapstrinken sah, wie auch seine blaurot angelaufene Nase bewies. Dieser Stocki kommt eines Tages, nicht, um sie zu ärgern, sondern in allem Ernst und sagt: „Käthri, i ha g'hört, Ihr sueche scho lang e Ma und finde kein. Grad so goh't's mir. I hätt au scho lang gern e Frau und krieg keini. Wie isch's, wie wemmer's mitenander ha? Derno isch beide Teile g'holse!“

Das war selbst für unsre Käthri, die den Spott gewohnt war, doch zu viel. Der Wäihenteig, in dem sie gerade knetet, hält sie diesmal nicht ab. Wie eine Furie fuhr sie auf den armen Stocki los und schlug ihm die Hände ins Gesicht, daß Mund und Augen-deckel von dem Wäihenteig zusammenpappten. Dann drang sie mit dem Feuer eines spießbewehrten mittelalterlichen Landsknechtes mit dem Beienstiel auf ihn ein und bearbeitete seinen Rücken, als ob er nicht der Stocki, sondern ein auf die Fastenzeit reichzuklopfender Stockfisch wäre.

„So, jek wird dir g'holse si, du Lump, du lieberige,“ schrie Käthri, indem sie dem Stocki noch einen kräftigen Stoß gab, daß er quietschend vor die Thüre flog.

Der Stocki stand auf, so gut es sein gebleuter Rücken zuließ, und ging, indem er sich den Teig aus Mund und Augen rieb, mit dem Gefühl eines begossenen Pudels von dannen: „Das isch jo nit nur e Chorh, nai, nai, das sinn jo Prügel gli, und was für Prügel! E Regimentsprosoß chönnt's nit besser. I bi numme froh, aß das Tier mi nit hett wölle. Bi dere wär's kei Schleck. Me chöm Prügel über und wenig 'esse!“

Also der Stocki steht auf und geht wieder, obwohl er der unterliegende Teil war. Die Käthri aber, die Siegerin im Kaffeehaus, sinkt auf einen Sessel nieder, hält die Hände vor die Augen, seufzt und schreit:

„Aber nai au, die Schand, die Blamaschi! Jetzt mueß e Ma her, wo Ormig macht und das Lumpekor in Reschpekt stellt; e Ma mueß her und wenn i ein mueß hole im Mohreland!“

„Aber au, Bäsli, was henn au Zhr, wo fehlt's au Euch, aß Zhr so schräkli grine?“ Also ließ sich die eben eingetretene Eiermariann, eine rothaarige widerwärtige Person, anscheinend teilnahmsvoll vernehmen. „Henn sie Euch wieder z'leid g'lebt, die Chaibe, die liederige, lustige?“ (Im Fluchen waren Eiermariann und Käthri einander ebenbürtig.) „Sinn z'friede, Bäsli, i bring e Neuigkeit, sie wird Euch tröste. Endlich han i eine g'funde, wo für Euch paßt und wo-n Euch will, en ältere, aber no e nette, brave Wittlig, sis Reiches e Spengler. Wenn i en nit für Euch g'suecht hätt, mi Seel, i nöhm en selber, so g'fallt er mer!“

„O Mariann, isch's au wohr?“ fragte Bäsli, die Bornthränen von ihrem gelben Gesichte abtrocknend.

„Isch's au wohr?“ fragte sie wiederholt. „Lueg, wenn's wohr isch, wie de saisch und d'r Ma recht isch und öbbis wird drus, mi Seel, i gieb d'r fufzig Mark. Denn die Komödie han i jetz esange satt. I möcht ball zue der Hut us oder uf d'r Sau furt vor luter Zorn und Ärger!“

„Bäsli,“ sagte Mariann halb beleidigt, „Bäsli, wie froge-n-r au! Han i Euch schon emol

ag'loge oder für e Narre g'ha? Sage, Bäsli?“

„Nai, Mariann, fällt just nit. Aber lueg, i bi jetz esange so viel g'uzt und ag'loge, aß i ball niemes meh glaube cha. Aber sitz jetz do hi, i will d'r goh e Stückli Waihe-n und e Schüsseli voll Kaffee hole,“ sagte das Bäsli, „berno verzellsch mer die Sach besser.“

„E Stückli Waihe-n und e Schüsseli Kaffee!“ Der Eiermariann lief schon das Wasser im Munde zusammen. Denn Waihe, wie sie Käthri machte, und Kaffee dazu, — „nai, das isch zue guet!“ Der Waihe-n und dem Kaffee zuliebe sagte die Eiermariann der Käthri ja auch „Bäsli“. Denn sonst hatte sie nicht die geringste Ursache dazu. Sie waren einander gerade so verwandt wie Kaß und Hund.

Also der Waihe zuliebe sagte sie auch jetzt, da Käthri den dampfenden Kaffeehasen und einen Teller mit verschiedenem Gebäck, die Waihe nicht ausgegeschlossen, vor sie hinstellte: „Aber, Bäsli, wo denke-n

au Zhr hi? Meine-n-er, i chönn so viel esse-n und trinke? Nai, Bäsli, was z'viel isch, isch z'viel! Aber es zeigt doch, aß er's ein no gunne. I cha nit bigrife, aß d' Lüt mit Euch chönn-e e so wüest si, wo doch Zhr e so brav, so guet, so tüchtig und flüzig sinn und keim Tierli nüt z'leid thüen! Nai, i cha's nit bigrife!“ —

Das Bäsli fing unter diesen Worten aufs neue zu schluchzen an. Es hatte es wie die Kinder. Je mehr man sie bedauert und bemitleidet, wenn sie über den Stuhl gefallen sind und das Näsli blutet, um so mehr schreien sie.

„O Mariann,“ schluchzte Bäsli, „du bist no der einzig Mensch, wo's guet mit mer meint und wo mi au verstoht. Jetzt verzell, wo heßch de Ma usgabet, was isch er, was triibt er und wo isch er?“

„I han Euch's so scho gsait, Bäsli: er isch sis Reiches e Spengler und wohnt in der Stadt. Er isch e brave,



Wie eine Furie fuhr sie auf den armen Stock Isch.

flüßige Ma, e Wittlig, aber no nett, so nett, aß en ich selber nöhm, wenn en Zhr nit wotte. D'sinne-n Euch nur nit z'lang, sunst chönnst en no en anderi e wägschnappe!“

„He, wer fait denn, i wöll en nit, du Narrsch,“ sagte da Käthri, „frili will en, je ehnder, je lieber. Denn däväg halt i's jetz nimmius. Mach nur, aß es vora goht. Aber sag emmel nieme nüt dervo. Du

waisch jo, wie's goht: wenn zwei z'sämme wenn, henn gli alli ihri Goßche drin und däväg chönnst er wieder rückgängig g'macht werde. Gäll, de saisch nüt dervo bi de Lüte? Versprich mer's!“ so bat Käthri ihre Freundin flehentlich.

Nachdem die Eiermariann es „heilig“ versprochen und nebenbei drei Tassen Kaffee und ebensovielle Stücke Waihen in ihren Magen praktiziert hatte, fühlte sie sich ganz wohl und, nachdem sie der Käthri noch allerlei Weisungen erteilt, ein paarmal „Vergelt's Gott für d' Ufwartig“ und etliche fünfzigmal „Bäsli“ gesagt hatte, nahm sie Abschied und sagte: „Jetzt b'hüet Gott, Bäsli! Also, 's bleibt derbi, in vierzeh Tage-n isch Hochzit!“

„Mer wenn's hoffe!“ sagte Bäsli, „aber sag emmel jo nieme-n öbbis dervo, nit, aß wenn's im Fall nüt wird drus, aß d'r Spott wieder von vorne agoht. Schand und Spott bruuchi esange keini meh. I ha

esange gnueg dervo! Abje, Mariann! Mach d' Sach recht und vergiß nit, was i d'r g'sait ha! Jetzt b'hüet Gott au!"

III.

Der versprochene Mann kam, sah und siegte, wie einst der selige Cäsar in Gallien. Auf den ersten Blick gefiel er der Käthri. „Das isch d'r Rechi,“ sagte sie, „der und kei andere. Das isch e g'feste Ma, stell obbis vor und heit d' Narreschueh abg'losse.“

Und ihm gefielen die Käthri und ihr Geschäft. Er war 58 Jahre alt, ein Witmann mit allerlei trüben Erfahrungen. Seine Frau, die zehn Jahre lang blind gewesen war, hatte ihm viele Sorgen, seine ungeratenen Kinder viel Verdruß gemacht. Jetzt auf seinen Lebensabend wollte er nichts mehr von der Welt als ein sicheres, behagliches Nestchen, und dieses schien ihm die Käthri bieten zu können. Sie selbst war ihm schön genug; denn er reflektierte nicht mehr auf blaue Augen, blonde Haare und rote Wangen. War eine Frau nur fleißig und sparsam, dann getraute er sich schon, mit ihr auszukommen.

Und in dieser Beziehung befriedigte ihn Käthri. Als sie jetzt mit einem silberblinkenden Servierbrett hereintam aus der Küche und vor dem Herrn Gysi — so hieß der Bräutigam — ihre duftenden Brautweihen und den dampfenden Kaffee, dessen würziges Aroma so wohlthuernd und belebend auf seine Nieschorgane wirkte, auf den Tisch niederstellte, da war es ihm gewiß, daß er bei diesem Weibe keinen Hunger würde leiden müssen.

Um sich ihr angenehm zu machen, that er seine Schuldigkeit auf zweierlei Arten; Numero eins: er sprach dem Kaffee und den Weihen tapfer zu; Numero zwei: er lobte der Käthri Koch- und Backkunst über die Maßen. „I mueß es wirklich sage, e so-n e gueti Waibe-n und e so-n e guete Kaffi han i no niene-n uf em Tisch g'ha. 's isch wirklich delikat, was i do gesse-n und trunke ha. Me wird ganz jung derbi,“ sagte er.

So sagte er, sie sagte anderes und schließlich waren sie auf dem Punkt angelangt, wo bei jüngern Leuten die Lippen sich berühren und die Herzen einen besonderen Takt schlagen. Bei diesen beiden ging es nun gerade nicht so gar feurig zu, aber ein bißchen Zärtlichkeit war doch dabei, und als der Herr Gysi der Käthri den linken Arm um ihre Taille legte, mit der Rechten ihre Rechte faßte, die sie züchtig auf den Busen gelegt hatte, wie ein Backfischlein von siebzehn Jahren, — ja, da wurde es der Käthri doch ein wenig sonderbar zu Mut; es war ihr fast so, als dann, wenn sie das Sparkassenbuch in Händen hielt, was doch bei der Käthri was heißen will. Und als er nun gar, ihre Hand noch fester drückend, sagte: „Also, Kätherli, es blibt derbi: in vier Wochen isch Hochzit! Was au ander Lüt sage-n und denke, mir zwei sinn einig, oder nit, Kätherli?“ da wurde Käthri ganz glücklich. Besonders das „Kätherli“, das er so warm ausgesprochen, that ihr ungemein gut. Das war doch auch zärtlicher als „Käthri“.

Unter tausend Beteuerungen, bei denen die Käthri

wiederholt ihre dürre Hand auf ihr altes, aber augenblicklich sich ganz jung gebärdenbes Herz legte, — schieden sie; denn der Herr Gysi mußte andern Tags wieder rüstig im Geschäft sein.

Mit eiligen Schritten, als wäre er ein junger und nicht ein alter Knabe, schritt er der Stadt zu. Es war ihm wohl und wonnig zu Mut. Denn ihm, der alle Hoffnungen auf ein gutes Alter längst ins Grab gelegt hatte, blühte noch ein solches Glück! — Ein stilles Gebet schickte er zum Sternenzelt, das ihm heute so besonders hell und golden entgegen schimmerte. — —

Die Käthri aber legte sich ins Bett und weidete sich an dem Gedanken, daß sie von nun an ein Kätherli, eine Frau und, wenn's Gotts Wille sei, noch eine Mutter werden würde. Glück und Freude waren so groß, daß sie dieselben fast nicht verwinden konnte. Wenigstens mußte sie eilichemale einen erneuten Anlauf zum Schnaufen nehmen, weil sie es in ihrem Glück fast vergessen hätte. Was Wunder auch! Nichts hat höhern Wert als das, was mühsam errungen wird. Und Käthri! Wie viel Mühe, Zorn, Schande und Spott war ihr zuteil geworden, bis sie ihr Ziel — einen Mann — erreicht hatte. Und sie sollte sich nicht freuen! Nein, das wäre doch zu viel verlangt — selbst von einer Käthri.

Vier Wochen später war sie richtig eine Frau, und wie gefiel sie sich in ihrer neuen Würde! Jedes dritte Wort, das sie mit den Gästen sprach, lautete: „Mi Ma!“ Und den Köpferhschorch, der ihr mit den Worten: „Käthri, genn mer au e Truese!“ seinen Schnaps verlangte, fertigte sie gar übel ab: „Was sage-n Ihr, Schorsch? Käthri heim er g'sait!? Das will i mir für ei und für allimol verbitt ha, aß er's wisse! I bi für Euch und für niemess kei Käthri meh, merte's. I heiß nur no Kätherli für mi Ma, für alli andere bin i d' Frau Gysi, verstande!?“

Die „Frau Gysi“ und ihr Mann kamen vorreflexlich miteinander aus; sie kauften einen an der Straße gelegenen Bergabhang und gruben ihn, so viel als erforderlich war, mit einigen Tagelöhnern ab, um darauf ein eigenes Haus zu bauen; „denn,“ sagte Käthri — oder vielmehr Frau Gysi — „en eigeni Hütte-n isch besser as e g'lehnte Palast.“

Sparsam aber, wie sie war, wollte sie einen Tagelöhner sparen und dabei die andern scharf beaufsichtigen. So erschien eines Tages Frau Gysi selbst mit Pickel und Schaufel auf der Baustelle — in den Hofen ihres Mannes. Eine gestreifte Jacke und ein breitrandiger Strohhut waren die weiteren Bestandteile ihres eigenartigen Anzuges. Den Zopf hatte sie zwar noch am Hinterhaupt aufgebunden; sonst aber war zwischen ihr und einem schlitzäugigen, gelbhäutigen Chinesen kein Unterschied mehr. Laut lachend bestätigten dies alle, die an der Baustelle vorbeikamen. —

IV.

Wir haben die Käthri beim Karrenschieben verlassen. Jetzt empfängt sie uns in ihrem zweistöckigen Wohnhaus, in welchem sie nach vorn zu ihre Wirt-

schaft eröffnet hat, während ihr Eheherr im Hinterhaus seine Werkstätte aufgeschlagen hat.

Nun, da das Geschäft doppelt, ja dreifach ging — denn die Frau Gysi hatte noch einen großen Garten angelegt, aus dem sie viel Gemüse verkaufen konnte —, hatte die Frau Gysi nur noch einen Wunsch, und dieser bezog sich auf einen Prinzen. Der Storch hat schon einen angesagt und, hält er Wort, muß das Prinzlein bald anrücken. Vorerst werden Windeln, Tschöppli, Hemdchen, Gummplätz, das Tragbettchen und das Spreuerfäßchen sauber hergestellt, um den Kleinen würdig zu empfangen.

Unter diesen Arbeiten, Sorgen und Mühen wurde es der Frau Gysi schlecht, so übel, daß sie sich legen mußte. Jetzt hatte der Storch doch ein Einsehen. Er legte den erwarteten Prinzen neben sie: „Do hesch en!“ Vernimm es, Welt! Die Käthri, das „Kätherli“, die Frau Gysi, geborene Katharina Müller, hat einen Buben bekommen! Und was für einen! Nach der Frau Gysi ihrer Ansicht gab es zwischen Himmel und Erde nichts Ähnliches! Der hatte, wie sie sagte, keinen solchen altmodischen Kopf, wie sie es schon bei andern Kindern gesehen; nein, an dem war alles modern, schön und glatt.

Anderer Leute, die unbefangener urteilten, waren nicht ganz dieser Meinung. So hatte die Hebamme zu der Frau Lehrerin auf die Frage, ob es denn wahr sei, daß die Frau Gysi einen so schönen Buben habe, gesagt: „Gesund ist er, er brüllt wie ein Dachmarder. Aber mit der Schönheit paßiert es so. Er hat die nämlichen grauen Augen und dieselbe gelbe Haut wie seine Mutter, daneben aber noch einen unförmlichen Mollkopf.“

So was durfte man aber beileibe der Käthri nicht sagen, wenn man's nicht auf Lebenszeit bei ihr verschütten wollte. Man mußte ihr die Freude und den Glauben lassen, daß ihr Kind ein Ausbund alles Schönen und Guten sei. Sie that wie närrisch mit ihm und wunderte sich nur, daß bei seiner Geburt kein besonderer Stern am Himmel erschienen war, um die erstaunte Welt von Allerhöchst ihres

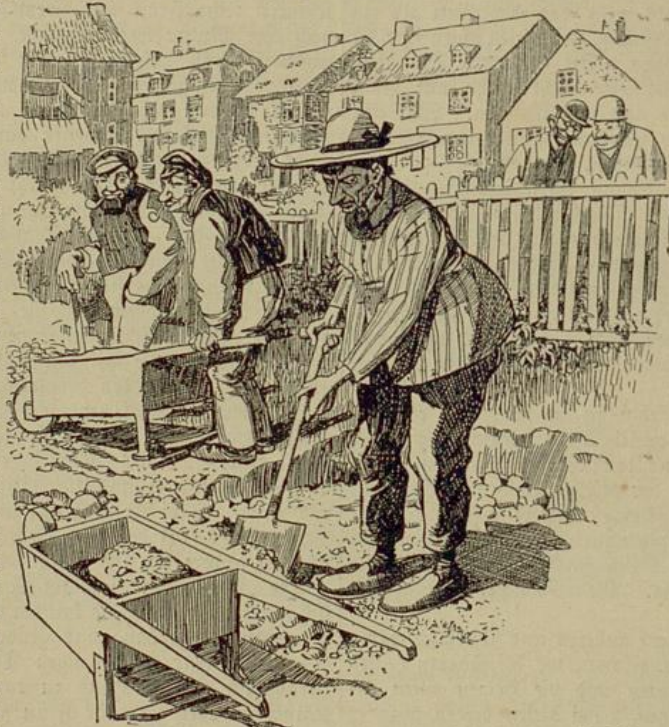
Prinzen Eintritt ins Leben geziemend in Kenntnis zu setzen.

Bei der Taufe ging es hoch her! Da wurde nur goldschimmernder Wein und echter Mokka getrunken, und ganze Berge von Kuchen und Kugelhopsen wurden verzehrt. Das Bübli erhielt die Namen: Anton, Otto, Waldemar, Eugen — ganz, wie es für einen Prinzen sich paßt. Man sollte meinen, das hätte genügen können. Der Frau Gysi genügte es aber noch immer nicht. Sie nannte das Kind nie anders als: „mi Herrgöttli“. Und ihr Herrgöttli war es auch im vollen Sinn des Wortes. All ihr Sinnen und all ihr Denken bewegte sich um den kleinen Knirps — von morgens früh bis abends spät.

Ihr Mann hatte seit der Geburt des Burschen viel anzusehen. Er, der nüchternere dachte und schon ein paar Kinder aufgezogen hatte, an die er ihres Lebenswandels wegen nur mit Unwillen denken konnte, brachte es bei aller Liebe zu dem Kinde doch nicht fertig, so närrisch mit ihm zu thun wie des Kindes Mutter.

Das legte ihm die Käthri oder sein „Kätherli“ als einen Mangel an Liebe aus und sie sagte: „De bisch halt e Trochsoggi, de hesch kei G'fühl für das Ghind, und das isch e Bivwis, aß d' mi au nit magst. Chame denn au e so halt und herzlos si gege mi Ghind? Das loß i mir g'falle bi de Schürpürzler Ghinder, aber nit bi mim liebe, liebe, herzige, goldige Herrgöttli, — nai, das isch mer unbegriffli. Chumm, du arm Würmli,“ sagte sie weiter, indem sie seufzend das Kind an die Brust zog, „chumm du zue mir, zu diner Mueter, e Vatter hesch doch kein!“

Wollte sie der Mann dann mit einem Kuß und dem in andern Fällen so sieghaften „mi Kätherli“ versöhnen, dann bekam er einen Stoß von ihrem knöchigen Ellbogen und die barsche Antwort: „Mach, aß d' mer e wäg chunnst. De magst mi Herrgöttli nit, drum will i au nit meh vo dir wisse, aß des waisch!“



So erschien eines Tages Frau Gysi selbst mit Pickel und Schaufel auf der Baustelle — in den Hofen ihres Mannes.

Solche Auftritte wiederholten sich und waren nicht geeignet, den Vater für das Söhnle mehr einzu-

nehmen. Im Gegenteil, er wünschte den Burschen oft dahin, wo der Pfeffer wächst, weil er, wenn auch unbewußt, den häuslichen Frieden störte.

Noch schlimmer als dem Mann erging es dem Kindsmädchen. War dieses nicht schon ganz in der Hölle, so doch gewiß im Vorhof dazu. Was es auch that, nichts war recht. Ließ es das Kind schlafen, so war es eine faule Grete. Hatte es das Kind auf dem Arm, dann war es ein Dotschi, das nicht mit Kindern umgehen könne. Gab es ihm viel Milch, dann wollte es das Herrgöttli zu einem Freßack erziehen. Gab es ihm weniger, dann sollte das Herrgöttli wieder mit „Flis“ umgebracht werden. Kurz und gut, das Mädchen machte einfach nichts gut genug. Ist's ein Wunder? Wie soll ein vierzehnjähriges, einfaches Mädchen, das noch obendrein wenig zu essen und dieses Wenige noch unter Schimpfen und Flüchen erhält, ein veritables Herrgöttle seiner

Würde entsprechend erziehen und behandeln können? Grad eben schimpft die Frau Gysi wieder mit dem armen Kind: „Wie lit ni Herrgöttli do, aber nai au, ganz rot isch's an dem Ohri! Chasch's als nit au umchere, aß es nit so lang uf einer Site liege mueß, du Dotschi, du miserablige. Und d'r Lulli, lueg au dohi, — wie hett's au der Lulli im Müli! Ganz chrumm und überzwerchieb' Elsässer Waggis ihri Gipspfise! Lueg, wenn d' mer nit besser uf das Bübli acht gisch,“ sagt sie, ihm die Faust unter die Nase haltend, „so mach di no hi!“

„He, Frau Gysi,“ antwortet das Marieli, „he, Frau Gysi, do chann i jeh doch gwis nit derschür, wenn 's Bübli d'r Lulli chrumm im Mul hett, i m . . .“

„Was faisch du, im Mul?“ schrie die Räthri wild und schlug dem Marieli eine Ohrfeige hin, daß es taumelte, „im Mul, faisch du?! Heit mi Herrgöttli e Mul, du ungebildet Mensch, du frechs. — D' Dsche henn e Mul, mi Herrgöttli hett e Müli, aß des waisch, du Esel!“

„So, und Ihr henn e dummi Gosche!“ rief jetzt das durch die Ohrfeige aufgebrachte Marieli, indem es im Galopp fortgesprang, heim zu seiner Mutter.

„Herr Jesus, jeh spring das Tier no surt,“ schrie Räthri, „ich denn d'r Kufuk hüt überall los, z'erst bim Doktor und jeh do?!“

Die Räthri war nämlich am Morgen in der Stadt

bei Herrn Doktor Schlauberger gewesen und hatte ihm ein Medizinglas voll von ihrer eigenen Milch gebracht und ihn um sein Gutachten bezüglich des Nährwertes derselben gebeten. Er solle sie nur „annelisiere“, hatte sie extra gesagt, nur um ihre Bildung zu zeigen, dann habe er's bald gefunden. Als dann der Doktor die Milch „annelisiert“ hatte, fragte ihn die Räthri, ob sie kräftig und gesund sei, um ein Kind zu ernähren.

„Jawohl,“ sagte der Doktor, der aus allen Neben der Räthri wohl heraushörte, wes Geistes Kind sie war, „jawohl, mit dieser Milch kann ein Kind unbedenklich ernährt werden. Die Hauptsache ist natürlich, daß die Kuh immer gut und genug zu fressen bekommt, daß sie viel giebt!“

„Jä, bin ich e Chueh?“ fragte die Räthri giftig. „Ja das weiß ich nicht,“ sagte der Doktor, indem er gewaltsam das Lachen verbiß, „wie kommen Sie überhaupt zu dieser Frage?“

„Wie-n i zu dere Frog chumm? Die Milch isch jo vo mir.“

„Ja so! Das habe ich nicht gewußt,“ entgegnete der Doktor, indem er seinem Gesicht einen möglichst blöden Ausdruck verlieh.

„So, Ihr henn's nit gwis! He derno sinn Ihr en Esel und sinn no dümmer as e Chueh, aß Ihr's wisse!“

Der Doktor klingelte. Im nächsten Augenblick erschien ein Diener: „Hehr Doktor, Sie befehlen?“ „Führen Sie dieses Weibsbild hinaus!“

V.

Fünfzehn Jahre sind verlossen, Herrgöttles Vater ist gestorben und sein Sohn ist ein großer, dicker Bengel geworden, was er bei der ihm reichlich zugestopften Kost und seinem Schlaraffenleben leicht hatte werden können.

Weil er aber immer an der vollen Krippe gestanden und von den Sorgen und Nöten des Lebens nie etwas zu spüren bekommen hatte, hatten Hochmut und Übermut mit dem Wachstum des Körpers gleichen Schritt bei ihm gehalten und das Herrgöttle sah, seiner Erziehung entsprechend, die Leute mit der Freundlichkeit einer zähnefletschenden Bullbogge und mit der Geringschätzung eines bornierten, dummen Jungen an.

Die ganze Schuld traf natürlich seine Mutter. Wie sie es mit ihm gehalten, als er noch in den



„So, und Ihr henn e dummi Gosche!“ rief jetzt das Marieli, indem es im Galopp davonsprang.

Windeln lag, so trieb sie es auch später — immer etwas närrisch. Sie trieb es mit dem Herzen ihres Herrgöttles gerade so wie der blödsinnige Wälberbaschi mit seiner Mutter Garten. Der saßte einmal den läßlichen Entschluß, sich nützlich machen zu wollen, und riß Salat, Mangold, Kettiche, Erbsen und Bohnen und alle am Gehege des Buchses sich hinziehenden Blumen mit Stumpf und Stiel aus, das Unkraut aber ließ er sauber stehen.

So machte es Herrgöttles Mutter. Das ihm angeborene Gute, das er aber nicht von ihr, sondern von seinem Vater ererbt hatte, riß sie mit Gewalt aus seinem Herzen. Stolz, Geiz und Eigennutz aber wurden großgezogen und gemästet durch ihr tägliches Beispiel.

Setzte sich der Kleine einmal, dem kindlichen Geselligkeitsdrange folgend, mit andern Kindern vor dem Hause zum Spiele nieder, dann wurde die Mutter ganz närrisch und rief ihrer Magd: „Jesis, Luis, jekt sibt 's Herrgöttli bi dene Schüreputzlerchinder und spielt. Gang waidli und hol en, nit as er no Lüt kriegt oder chreßig wird und ihri Untugende lehrt!“

Wollte sie aber jemand auf das Verkehrte ihrer Erziehungsweise aufmerksam machen, dann kam er böß an. „Wisse Sie, Herr Pfarrer,“ sagte sie zum Ortsgeistlichen, der ihr darin Vorstellungen machte, „wisse Sie, Herr Pfarrer, i ha alle Reschpekt vor Ihne, aber mi Herrgöttli biurteilt Sie falsch. Sie luege si Charakter für Hochmut, si feste Wille für Troß und Eigensinn a. I chenn mi Ghind besser und in dem Punkt loß mi vo nieme bilchre und bilchre!“

Wie mit dem Pfarrer, so kam sie auch mit dem Lehrer, mit den Nachbarn, ja mit den Wirtschaften des Herrgöttles wegen aneinander, und der Besucher wurden immer weniger in ihrem Hause.

Das alles ließ aber Frau Gysi, Herrgöttles Mutter, kalt. Zum ersten hatte sie ihr Schäschen im Trocknen, zum zweiten war der Gegenstand ihrer früheren Abgötterei, das Geld, mit dem Herrgöttle verwechselt, so zwar, daß das Herrgöttle alles, das Geld, wenn es zugunsten des Herrgöttles verwendet oder eingebüßt werden mußte, nichts mehr galt. Ihr alter Gott, das Geld, war gefallen, und der neue, der prokige Bub, saß auf dem Thron ihres eigennütigen Herzens. Denn auch diese überschwengliche Liebe zum Buben war nichts anderes als verkappter Eigennutz und Eigendünkel.

„Und wenn alli Lüt 's Herrgöttli verschelte und wenn lei Gast meh in d' Wirtschaft chunnt und wenn i verlump' und goß bettle mueß, sell isch no so gliich,“ sagte sie, „aber mi Herrgöttli loß i nit verschelte und verschimpfe und verunehre! Nai, mi Seel nit!“ — — —

Am besten kamen ihr Mann, so lange er noch lebte, und die Eiermariann, die immer noch die „Hausfreundin“ war, mit der Frau Gysi bezüglich des Herrgöttles aus.

Der Mann, des ewigen Streites müde, hatte sich aller Vaterpflichten und -rechte begeben und sein „Rätcherli“ e Gottsname mache lo. „Aber,“ sagte

er oft, „de wirsch's no erlebe, de Bueb drilt d'r no d'r Strick um d'r Hals.“ Die Eiermariann nahm ihren Vorteil wahr und stieß ins selbe Horn wie die Frau Gysi: „I mueß es sage, Euer Herrgöttli isch efange-n e Schnab, so nett, so g'scheit und verständig, me trifft nit gli wieder so ein a! 's nimmt mi numme-n au Wunder, as d' Lüt das nit ische. Aber so isch's uf d'r Welt: wenn e Mensch no Charakter hett, öbbis isch und öbbis vorstellt, wird er binidet, verschimpft und verscholte. Aber i will nit Mariann heisse, wenn de nit no an d' Regierung chunnt. Er hett scho jekt e so öbbis Herrscheligs an em! I sag numme, d' Lüt werde d' Auge no usperre ab Euren Herrgöttli!“

So sagte Mariann, und es dauerte gar nicht lange, so konnte die Frau Gysi sich von der weisssagenden Kraft ihrer Freundin überzeugen; denn jedermann mußte sich über die Fortschritte des Herrgöttles wundern und nicht nur die Augen, sondern auch Mund und Nase aufsperrten.

VI.

Das Herrgöttle war in der nahen Stadt bei einem Kaufmann in die Lehre gegeben. So ein Kaufmannslehrling, schau — ist schon was Großes. Drum mußte das Herrgöttle, oder der „Herr Gysi“, wie er jekt von den Leuten sich nennen ließ, „sich und pil“ auftreten. Verschiedene neue, nach neuester Mode gebaute Anzüge genossen das beneidenswerte Recht, dem Herrgöttli abwechselnd das Aussehen eines vollendeten Gigierls zu geben. Die große, goldene Uhrkette, die sich breit und aufdringlich vorn über die schwarze Weste legte, und der große massive Ring am zweit-lekten Finger der linken Hand hatten die Aufgabe, das Herrgöttle als „Mann von Stand“ zu kennzeichnen.

Wenn er so geschmiegelt und gebügelt vor seiner Mutter stand, dann wußte sie sich gar nicht aus vor Bewunderung. „Nisch's au möglic,“ dachte sie, „ich, 's Hübeliheieris Rättri vo Mueche, bi im e so-n e schöne, gibildete, junge Herr si Mueter? Nai, wenn i's nit e so b'stimmt wüßt, i glaubt's mi Seel nit! D' Eiermariann hett nit unrecht, us dem wird emol öbbis Großes. Das cha jo gar nit anderst si!“

Wenn man was Großes werden will, muß man natürlich auch die Passionen der Großen sich zu eigen machen, und so war denn der Herr Gysi überall dabei, wo es nobel herging, — in der Stadt natürlich. Auf dem Dorfe würdigte er keinen Wirt der Ehre seines hohen Besuches. Da waren ja lauter „Schüreputzler“, wie die Mutter sagte. Die noblen Passionen kosteten aber natürlich Geld, und so kam es, daß die Mutter eines schönen Tages folgenden Brief vom Prinzipal ihres Herrgöttles erhielt:

Gehre Frau Gysin!

Es thut mir sehr leid, Ihnen die unangenehme Mitteilung machen zu müssen, daß Ihr Sohn schon seit einer Reihe von Monaten bedeutende Beiträge unterschlagen hat, was beim hertigen Rechnungsabluß unwiderleglich festgestellt wurde.

Nicht aus Rücksicht für den leichtsinnigen Menschen,

der eine solche durch sein bisheriges Betragen schon längst verzerrt hat, sondern in Ihrem Interesse will ich von einer Anzeige, welche die sofortige Verhaftung Ihres Sohnes im Gefolge haben müßte, absehen, sofern Sie sich umgehend schriftlich verpflichten, für die Totalfahllumme, die sich auf siebenhundert Mark beziffert, aufzukommen.

Achtungsvoll

Bueni u. Comp.

Das war der erste Absatz auf dem Weg zur Größe, und die Leute sperren schon die Augen auf. Aber der bisher so blinden Mutter kamen diese Streiche zum erstenmal nicht göttlich vor. Sie rieb sich die Augen, wie wenn sie dem Schreiben nicht recht traute; aber da stand es deutlich schwarz auf weiß und war nicht auszuwischen. Die Frau Gysi bezahlte; ja, sie ließ sich herbei und machte zum erstenmal in seinem Leben ihrem Herrgöttli sogar einige Vorwürfe; natürlich aber geschah es mit möglichster Schonung. Das ließen die bisherige Praxis, ihre Ehrfurcht vor seinen Kenntnissen, die er ja deutlich mit einer Anzahl von Fremdwörtern bewies, nicht anders zu.

Bei ihrer blinden Eingenommenheit für ihn fiel es dem Herrgöttli gar nicht schwer, die Mutter zu überzeugen, daß er nur falsch spekuliert, aber keineswegs gestohlen habe. Daß er das Geld an sich genommen, das sei wahr; aber er habe keineswegs die Absicht gehabt, es zu behalten.

Er habe damit an der Börse gespielt, um sich in dieser Branche, die ein Kaufmann ja auch verstehen müsse, — eine gewisse Routine anzueignen. Hätte er gewonnen, dann würde er seinem Herrn das Geld sofort wieder zugestellt haben. Daß er aber Unglück gehabt, daran sei er nicht schuld und er daher eher zu bedauern, als zu verdammen. Zahllose Kaufleute und andere Herren seien schon in einer Nacht reich, in einer Nacht arm geworden. Es sei eben gewagt, wenn man mit Papieren spekuliere. Aber wer nicht wage, sei und werde nie ein richtiger Kaufmann, bleibe im Gegenteil seiner Lebtag ein gewöhnlicher Krämer. Er habe sich auch nur auf diese Art emporarbeiten wollen, um seine Mutter eines Tages mit seinen Erfolgen überraschen und erfreuen zu können. Zum Dank dafür wolle man ihn zum Schelmen machen; aber er schieße sich einfach eine Kugel ins Hirn, dann habe die ganze Tragödie ein Ende.

Die Kugel — ja, das war immer der Haupttrumpf, den er gegen die Mutter auspielte. Mit ihr gewann er nicht nur seine Sache, nein, er brachte die Mutter schier in Verzweiflung. Auch jetzt bat sie, die Hände aushebend: „Um Gottswille, Herrgöttli, mach doch keine so Sache. I will jo z'riede si und dei Wort meh sage, aber verschrock mi nimmi mit dem Verschieße!“

Das Herrgöttli war auch so gut und gab sich damit zufrieden, er erschöpfte sich nicht, wie er denn überhaupt auch niemals im Ernst daran gedacht hatte, sich selbst aus dem Diesseits ins Jenseits zu befördern.

Da seine „Manipulationen“, wie er sich ausdrückte, an den Tag gekommen waren, bekam er vorberhand in der Stadt keine Stelle mehr. Er blieb also beschäftigungslos bei seiner Mutter drei Jahre lang — um sich von dem Schläge zu erholen. Essen und Trinken und Rauchen waren nun seine Hauptgeschäfte. Im Rauchen hatte er sich schon eine ziemliche „Routine“ angeeignet. Er konnte zehn bis zwölf blaue Ringe, immer einer kleiner als der andere, in die Luft blasen, was ihm feiner mit solcher „Virtuosität“ nachmachen konnte — wie er sagte.

Daß er sonst nichts arbeitete, sich nicht einmal zum Einschenken eines Glases Bier herbeiließ — ausgenommen, wenn es für ihn selbst war —, das fand die Mutter ganz in der Ordnung. Denn von einem jungen Herrn, der gebildet und routiniert und noch obendrein ihr Herrgöttli war, konnte man keine gewöhnlichen Arbeiten verlangen.

Gegen die Gäste war er grob und roh, als ob sie es für eine Gnade ansehen müßten, wenn sie in des Herrgöttlis Gegenwart ihr Glas Bier trinken dürften. Er war eben trotz aller Routine doch noch zu dumm, um zu begreifen, daß er und seine Mutter von den Gästen, und nicht die Gäste von ihnen lebten.

So ganz menschenfeindlich war er indessen auch nicht. Mit des Bäckermeisters Luis machte er eine Ausnahme. Ließen sein Stolz und seine Dummheit es ihm nicht zu, daß er mit den Gästen im Interesse des Geschäftes sich freundlich unterhielt, mit dieser Luis plauderte er oft, wenn sie morgens das Brot brachte, eine Stunde lang in der Stube, eine halbe



Wenn er so geschmeigelt und gebügelt vor seiner Mutter stand, dann wußte sie sich gar nicht aus vor Bewunderung.

Stunde im Hausgang und noch zwanzig Minuten vor dem Haus, und auch diese langten oft nicht; denn wenn die Luis sagte: „Aber jetzt, Herr Gysi, muetz i goh!“ dann hieß es: „Halt, Luis, no äbbis!“ und die „Konversation“, wie der Herr Gysi seine Plaudereien nannte, begann von neuem. Diese Konversationen wiederholten sich täglich und dehnten sich immer mehr aus, daß die Leute anfangs sagten: „Wenn 's Beckmichels Luis nit no Frau Herrgöttli wird, so will i nit Hans und nit Gretli heiße. Sie hett halt e guete Schnabel und cha's dem Mollichopf ufstriche, wie wenn's luter Zucker und Honig wär. Nu, si passe z'ämme, 's isch eis so überspannt wie 's ander!“

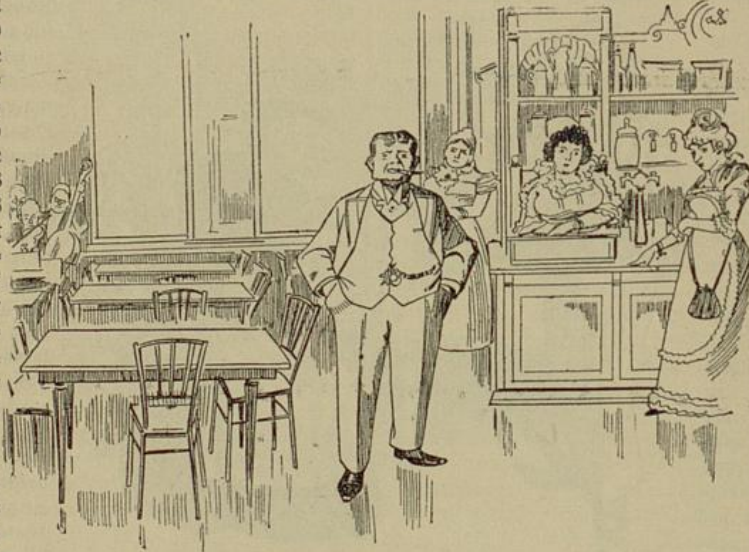
Und richtig, nachdem das Herrgöttli das Für und Wider mit seiner Mutter in dieser Angelegenheit besprochen und mit den Worten: „D' Luis und lei ander, ehnder verschieß i mi!“ — die Mutter übertrumpft hatte, wurde Beckmichels Luis Frau Herrgöttli. Die Frau Gysi übergab ihrem Sohne Haus und Geschäft, behielt sich nur zehntausend Mark vor, die sie auf dem Haus stehen ließ. Das ganze Geschäft war auf dreißigtausend Mark geschätzt und wer es unter Brüdern auch wert. Also erhielt unser Herrgöttli zwanzigtausend Mark reines Vermögen zum Anfang, ohne die Aussteuer und ohne die fünftausend Mark, die seine Frau beigebracht hatte.

So viel haben noch lange nicht alle und müssen doch auskommen! Das Herrgöttli aber war bald fertig damit. Erst ließ er das untere Stockwerk seines Hauses, die Wirtschaft, worin die Mutter so gute Geschäfte gemacht hatte, herausreißen und einen „Salon“ mit allerlei zierlichem Holzwerk und Parkettboden hineinmachen. Das aber kostete so viel Geld, daß dem Herrgöttli oft ganz warm wurde dabei. Doch, wer A gesagt, muß auch B sagen, und so mußte das Herrgöttli, der Eleganz des Salons entsprechend, auch die Einrichtung herstellen lassen. Nicht lange dauerte es, so waren massivbuchene, feinpolierte Tische, elegante Rohrstühle, ein feines Billard und ein teures Klavier ihre Schatten auf den glitzernden Parkettboden. Ein eichenes Buffet mit Marmorplatten und neusilbernen Bierhähnen gab dem Ganzen das Gepräge des Modernen. Daß der Gläserschrank, die Uhr,

die an den Wänden aufgehängten Bilder und die Liqueurflaschen allem dem entsprechen mußten, versteht sich von selbst.

VII

Der Salon ist fertig! Jetzt noch das Personal! Es kamen, um jedem Geschmack zu genügen, eine schwarze, eine blonde und eine rote Dame. Die Schwarze hatte den Auftrag, sich auf den eichenen Lehnstuhl, der nach Art eines Thrones auf der Erhöhung hinter dem Buffet stand, hoheitsvoll hinzusetzen, die Kellnerin zu beaufsichtigen und den Herrn und die Dame des Hauses zu vertreten, durch herausfordernde Blicke aber die abgehenden Gäste zum Wiederkommen einzuladen. Das war die „Buffetdame!“ — Der zweiten, der Blondin, war befohlen, ihre Frisur nach Art eines Storchennestes aufzubauen, mit den Worten: „Ich bitte,“ „ich danke,“ „Sie wünschen,“ „hab die Ehr,“ um sich zu werfen und durch schmachtende Blicke und



Herr Gysi nebst den drei Damen stand in feinsten Gala bereit, den kommenden Gästen die Honneurs zu machen.

graziöse Bewegungen die jungen Simpel anzuziehen. Das war die Kellnerin! — Die dritte, die Rote, mußte in die Küche hinein, die Ärmel über ihren dicken, runden Armen bis hinten an den Ellenbogen aufstreifen, eine weiße Schürze vorbinden und ihren roten Busch gar mit einem Spitzenhäubchen verbrämen. Das war die Köchin! Und jetzt kann es losgehen!

Eine Musik, mit einer mannshohen Bassgeige und einer großen Trommel wohl versehen, trug mit weithin schmetternden Tönen in die letzten Winkel des Ortes die Geschäftsempfehlung. Herr Gysi nebst den drei Damen stand in feinsten Gala bereit, den kommenden Gästen die Honneurs zu machen.

Aber sonderbar! Trotz dem Parkettboden, trotz den neuen Tischen und Stühlen, trotz dem Buffet mit Silberhähnen und trotz dem gemischten Personal und der schmetternden Musik wollten die Gäste sich nicht recht einfinden! Das Geschäft ging flau, sehr flau. Die alten Gäste, die sich in der alten Stube bei Kaffee, Wein, Bier und Zwiebelwaisen wohlbefunden, fanden sich in dem nobeln Lokal nicht recht daheim. „'s isch nimmi so gemuetlig,“ sagten sie, „in e so-n e Hotel passe mir nit!“ Sie blieben weg. Ein paar junge Bursche, die es mehr auf die Mädchen als auf Herrn Gysis Bier abgesehen hatten, und hie und da ein Fremder,

das war so ziemlich alles, was in der neuen Wirtschaft verkehrte.

Doch Bewegung muß sein. Da Herr Gysi und seine „Madam“, wie er seine Frau nannte und genannt haben wollte, viel übrige Zeit hatten, amüsierte sich jedes von ihnen auf seine Weise. Der Herr ging spazieren, ließ sich in verschiedene Vereine aufnehmen, wo er seines unbeholfenen, dicken Körpers und seines maßlosen Hochmutes wegen für alle stets der willkommenen Gegenstand der Belustigung war, denn ernst nahm ihn niemand. Auch dem Kegelsklub trat er bei, und wo ein Hammel, eine Uhr oder dergleichen ausgekeltelt wurde, durfte man stets seiner Gegenwart versichert sein. Von seinen Gewinsten aber hat er niemals etwas verraten. Er hatte im Kegeln eben keine Routine, war ein schlechter Kegler, dem immer die Verpflichtung oblag, die Zeche und den Kegelsklub zu bezahlen, was immer ein bedeutendes Loch in seinen Geldbeutel riß.

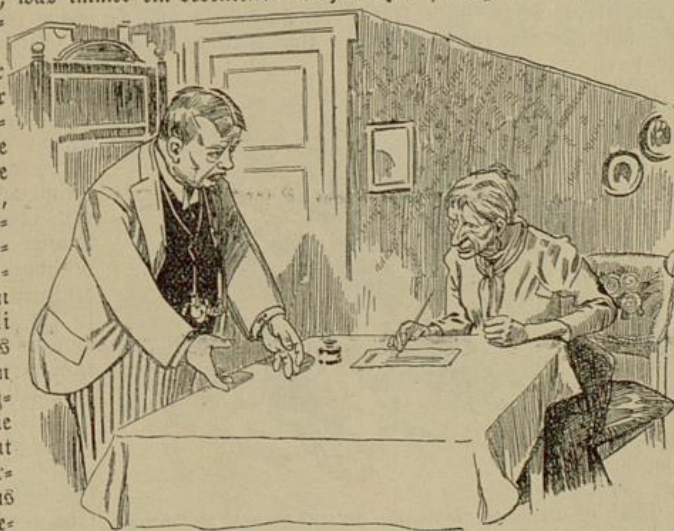
Wenn er aber heimkam, stellte er sich großspurig mitten in die Stube und rief: „Mie'e Sie mir d' Madam, aß sie mi demonstriert!“ Die Kellnerin slog, die Madam kam, gab ihrem vielgeliebten Mollki einen Kuß, wie er es bei solchen Anlässen gebieterisch verlangte. Dann nahm sie ihm Stock und Hut ab, zog ihm Überzieher und Rock aus und ersetzte die Stiesel durch Pantoffeln, dann setzte sie ihn auf einen Stuhl nieder und sagte: „Jetz, mi Mannli, was witt z' esse?“ Er diktierte, sie servierte, und er aß und trank dann wie einer, der den ganzen Tag Holz gefägt hat.

So mußte die Frau Gysi mit ihrem Herrgöttle umgehen, wenn sie Frieden haben wollte. Ihr lag seine ganze Verpflegung ob; denn mit der geheiligten Person des Herrgöttles durften keine Domestiken in unmittelbare Berührung kommen, und that seine Frau einmal eine Ausrufung des Mißfallens darüber, dann wollte er die ohnehin nicht sanft blickenden Augen und sagte: „Das isch di G'schäft! So will i's, so bisiehl i's, und d'rmit Punktum.“ „Punktum!“ Ja, wenn er einmal so sagte, das wußte die Frau, gab es „Flausen“, falls sie den Widerstand fortzusetzen sich erkühnte. Da sie aber die Flausen, auch Ohrfeigen genaunt, für ihren zarten Körperbau unzutraglich fand, zog sie es vor, des Herrgöttles Willen zu thun.

That sie aber nach seinem Willen, dann war er

seelengut mit ihr und ließ ihr alle mögliche Freiheit. So hatte er nichts dagegen, wenn sie wöchentlich drei Kaffee- und Kuchenkränzchen arrangierte und mit einem Duzend Schwabzafen ihre Zeit verändelte. Seine Frau mußte doch auch Plärier haben, und dann waren diese Veranstaltungen nach Herrgöttles gewiß maßgebender Ansicht auch vollkommen der Würde seines Hauses entsprechend. Daß er und seine Mutter in diesen Frauenzirkeln nur zu oft der Gegenstand des Gespräches bildeten und einer keineswegs günstigen Kritik unterzogen wurden, davon hatte natürlich das Herrgöttle keine Ahnung, auch davon nicht, daß seine holde Frau ihn in Gesellschaft dieser Vertreterinnen des zarten Geschlechtes nur ihren Pascha und Mollkopf nannte. Immerhin nannte sie ihn ihren „lieben Mollkopf“. Von seiner Mutter aber sprach sie nur als von einer „alten Here“. Und trotzdem, daß die Weibsbilder den Kuchen, die ja

unter den Händen dieser „alten Here“ entstanden waren, fleißig zusprachen, pflichteten sie doch der jungen Frau tapfer bei, wenn sie über die Mutter schimpfte und das um so mehr, je mehr Tassen Kaffee sie ihnen einschenkte und je größer der Berg Kuchen war, den sie ihnen vorstellte. Und besonders die Frau Schneidermeister Gehri, eine blasse und spitznäsige Frau, die sich in diesem Kaffeekränzchen so recht nach Herzenslust satt essen und trinken konnte



Mit zitternden Händen unterschrieb sich die alte, geküßte Frau für die verlangte Summe.

— denn zu Hause gab's es selten genug —, konnte nicht genug auseinandersetzen, wie die alte Frau Gysi immer gewesen, wie sie noch sei und wie sie bei zunehmendem Alter noch werden würde. Man könne die junge Frau Gysi nicht genug bedauern, daß sie mit einer so wüsten, alten Frau zusammenleben müsse, sie, der Engel, mit ihr, dem Teufel.

Ja, die Alte! Die war der süßen Luis ein gewaltiger Dorn im Auge, erstens, weil sie so wüst und klapprig war, und zweitens, weil sie immer noch keine Anstalten zum Sterben machen wollte, und das Herrgöttle und seine Luis ihr Geld doch so notwendig gebraucht hätten; denn alle Tage gingen so unerschämte Rechnungen ein, die momentan nicht bezahlt werden konnten, und da war es doch eine Bosheit von der Alten, daß sie zum Schaden und zur Blamage der Familie Herrgöttle immer noch weiterleben wollte. Voller Bosheit ging die Luis eines Tages so weit, daß sie die Alte vom Herrentisch weg

hinaus in die Küche an den Gesindetisch verwies. Das war aber für die Alte gar keine Strafe; denn da draußen in der Küche konnte sie bei der Roten und der Blonden ihrem Ärger über die Fraß, die Luis, unverblühten Ausdruck geben, ohne einen Verrat befürchten zu dürfen; denn die Rote und die Blonde waren auch böß auf die junge Frau, weil sie in der Küche essen mußten und nur der Schwarzen, die so würdevoll am Buffet thronte, ein Platz am Herrentisch angewiesen worden war. Die Mutter war aber ganz und gar nicht ungehalten über diese Zurücksetzung, um so weniger, weil sie es nicht als eine Zurücksetzung empfand; denn sie fand es nur natürlich, daß sie, des Hübeltheieris Käthri vo Muche, von des Sohnes Tisch vertrieben worden war. Denn dieser Sohn stand in ihren Augen so hoch, war ja ihr Herrgöttli und überdies ein fein gebildeter, „routinierter“ junger Herr, dem man nicht zumuten konnte, daß er mit einem alten Weibe am selben Tische sitzen sollte. Nein, das verlangte sie nicht. Sie war zufrieden und überglücklich, wenn er nur hin und wieder den süßen Namen „Mutter“ sagte, was in dringenden Fällen auch vorkam. Für gewöhnlich aber nannte er sie nur „Alte“.

VIII.

Heute, am Neujahrstag, wo die Gläubiger von allen Seiten auf das Herrgöttle eindringen, wie die Bremsen auf das arme Vieh, scheint der Fall dringend zu sein; denn das Herrgöttle bittet die „liebe Mutter“ zu wiederholtenmalen, sie möchte doch so gut sein und sich für ihn mit fünf- bis sechs-tausend Mark unterschreiben.

Sie würde ja nichts verlieren. Im Frühjahr lasse er eine Gartenwirtschaft mit Kegelhahn anlegen, dann bekomme das Geschäft Zug und Kraft und sei seine hunderttausend Mark unter Brüdern wert. Es sei bis jetzt noch nichts verloren, es stecke eben alles im Geschäft. Sie solle doch ihm glauben, ihrem Sohn, und nicht den fremden Leuten. Er sei doch Kaufmann, könne kalkulieren und wisse, was er sage und was er wolle. Sie solle andere Leute schwätzen lassen und zu ihm Vertrauen haben. Die, welche ihm den Bankerott prophezeien, seien Hehl, die könnten nicht kalkulieren und hätten in solchen Sachen keine Routine; drum seien ihre Kombinationen falsch. Sie solle ihm also glauben und mit sechs- bis sieben-tausend Mark (er schlug, als er ihre Mürhung bemerkte, gleich wieder um tausend Mark auf) aushelfen. Thue sie das nicht, dann — jage er sich eine Kugel ins Hirn und sei aller Sorgen ledig, und sie solle dann weiterleben mit ihrem Geld in dem Bewußtsein, ihren Sohn durch Härte und Geiz umgebracht zu haben!

Das war wieder eine lange Rede; sie brachte das Herrgöttle ganz außer Atem, aber sie hatte doch Erfolg.

Das süße Wort „Mutter“, die „Routine“, die „Kalkulation“ und die „Kombination“ thaten ihre Wirkung. Nein, ein Mann, der solche gelehrte Wörter im Kopf behalten konnte, mußte sich gewiß immer zu helfen und konnte nicht verklumpen! Und dann die Kugel! Die Kugel! „Wenn's numme keini e so chaibe Chugele göb in der Welt,“ dachte die Mutter, „me mueß jo immer Todesängste-n usstoh derwäge.“

Mit zitternden Händen unterschrieb sich die alte, geängstigte Frau für die verlangte Summe und bat das Herrgöttle schmeichelnd: „Aber gäll, de gisch Sorg, aß es nit verlore goht?“

„Jez loß mi goh mit dim dumme G'schwätz,“ sagte Herrgöttli nun, da er die nötige Unterschrift hatte, „loß mi goh mit dim dumme G'schwätz. I bi doch Kaufmann und cha schaffe mit em Geld!“

Und wirklich, er konnte schaffen mit dem Geld!

Es war gerade im Wonnemonat Mai, als das Herrgöttle seiner Alten wieder einmal Mutter sagte, weil er ihrer Unterschrift wiederum bedurfte. Aber diesmal wollte weder das Wort Mutter, noch die Kugel verlangen bei ihr, und die gelehrten Ausdrücke hörte sie gar nicht ganz an, fiel ihm vielmehr mitten in seine Rede hinein: „Zueg, Herrgöttle, i cha nit und darf nit! 's isch mi Leßts. I ha jo numme no dreitausend Mark, und wenn i die no hergieb, derno chann i in mine-n alte Tage no goh bettle, und fällt thät i doch au nit gern, wo-n i mi Lebzig g'schafft und g'schunde ha.“

„Also, du witt nit?!“ schrie Herrgöttle wütend, indem er die Mutter an ihrem dünnen, runzligen Hals packte und ihren Kopf gegen die Wand schlug, „wenn d' nit unterschriebsch, so mach di hi!“

„Nur zue!“ heulte die Mutter, „nur zue, aß i emol Rueh hab, aber unterschriebe thue-n i nimmi, sunst mueß i goh bettle!“

„Derno machsch, aß d' zuem Loch us chunnsch!“ brüllte der Sohn wütend, „zuem Loch us, du Lueder, du alts!“ Damit warf er sie über die Stiege hinunter, wo sie blutend und heulend wieder aufstand und zu ihrer Schwester floh, die ihr diesen Ausgang oft prophezeit hatte. Bei dieser Schwester blieb sie nun und ernährte sich mit Stricken und Flicken und den Zinsen ihres kleinen Kapitals. Jetzt weiß sie, daß es auf Erden weder Götter noch Herrgöttle giebt.

Ihr Sohn aber konnte sich — trotz seiner „Routine“ — nicht mehr helfen; nun machte er Ernst mit



Eines Tages lag das ehemalige Herrgöttli hinten in den Reben mit zerquetschtem Hirnschale.

der Kugel. Gines Tages lag das ehemalige Herrgöttli hinten in den Neben mit zerschmetterter Hirschale, worüber sich niemand mehr freute als seine Luis, die jetzt, wo er nichts mehr hatte, nicht mehr an ihn gebunden sein wollte. Die Schwarze, die Rote und die Blonde erhielten den Abschied; sie wurden nach allen Binden zerstreut.

Da ihr Sohn keine Kinder hinterlassen hatte, so vermachte die Müllerkätzi, die Frau Gysi, was ihr noch geblieben war, ihrer Schwestertochter, welche in glücklicher Ehe mit einem Schreiner lebte und oft, wenn ihr Mann etwas zu närrisch mit den Kindern that, sagte: „I ha si au gern, Karli, aber mach's nit z' arg! Denk nur ans Bäsli und ihr Herrgöttli!“

Der geheimnißvolle Ring.

Bei König Karl I. von England ließ sich anno 1630, kurz nachdem er den Thron bestiegen hatte, ein Mann melden, der dringend verlangte, den König zu sprechen. König Karl war ein leutseliger Herr und ließ jedem seiner Unterthanen willig sein Ohr; so befahl er auch, den Mann bei ihm einzuführen. Es war ein Juwelier, der sich dem Könige alsbald zu Füßen warf und flehentlich bat, ihm doch einen Ring abzukaufen. Er zog den Ring hervor und reichte denselben dem Könige dar; dieser aber hatte kaum einen Blick darauf geworfen, als er sich entsetzt abwandte und sofort befahl, den Mann mit seinem Ringe wegzubringen. Die königlichen Gardisten ergriffen den Mann und brachten ihn fort; dabei aber fiel der Ring auf den Boden und blieb zunächst unbeachtet liegen, bis ihn später ein Diener fand und dem König überbrachte. Der Ring aber war seltsam gestaltet: zwei kunstvoll gearbeitete Totengerippe aus Gold bildeten den Ring und hielten in ihren knöchigen Fingern einen großen blutroten Diamanten; inwendig aber standen deutlich die Worte: „Memento mori“ — gedenke des Todes! Der König betrachtete schauernd das seltsame Werk; er befahl, sogleich nach dem Juwelier zu forschen; die königlichen Boten flogen durch die Straßen der Stadt London, aber niemand kannte ihn. Er wurde öffentlich in ganz England und Schottland aufgerufen; aber er meldete sich nicht und blieb verschwunden, als hätte die Erde ihn verschlungen. — Der König behielt den Ring und legte ihn an. Täglich befah er ihn; immer von neuem erinnerte dieser Ring den mächtigen König an den Tod, und als das Unseßliche geschah, daß sein eigen Volk sich empörte, ihn absetzte, ihn gar ins Gefängnis warf, ja ihn auf das Schafott schlepte, — da sah der König lächelnd auf den Ring; der Tod fand ihn ruhig, gefast, wohl vorbereitet. Der seltsame Ring aber liegt heute wohlverwahrt in der königlichen Schatzkammer zu London; niemand weiß bis auf den heutigen Tag, wer der geheimnißvolle Mann war, der dem König den Ring brachte.

Die Überraschung im Garten.

Von J. P. Hebel.

(Siehe Titelbild.)

Wer spritzt mer alli Früeh mi Rosmeri?
Es cha doch nit der Tau vom Himmel si,
sußt hätt der Mangeld au si Sach,
er stoht doch au nit unterm Dach.
Wer spritzt mer alli Früeh mi Rosmeri?

Und wenn i no so früeh ins Gärtli spring,
und unterwegs mi Morgeliedi sing,
isch nämms g'schafft. Wie stöhn iez reihewis
die Erbsje wieder do am schlante Ris
in ihrem Bluest! I chumm nit us dem Ding.

Was gilt's, es sin die Jumpsferen us'em See!
Me meint zwor, 's chömm, wie lang scho, feini meh.
Sußt sin sie in der Mitternacht,
wenn niemes me as d' Sterne wacht,
in d' Felder use g'wandlet us'em See.

Sie hen im Feld, sie hen mit frummer Hand
de brave Lütte g'schafft im Garteland,
und isch me früeh im Morgeschimmer cho,
und het iez welle an si Arbet go,
isch alles fertig gi — und wie scharmant!

Du Schalk dört hinte, meinsch, i seh di nit?
Jo, duck di numme nieder, wie de witt!
I ha mer's vorg'stellt, du würich's si.
Was falle der für Feste-n i? —
D lueg, vertritt mer mini Setzlig nit!

D Kätterli, de heisch's nit folle seh?
Jo, dine Blueme ha-n i z'trinke geh,
und wenn de wotsch, i ging für di dur's Füttr,
und um mi Lebe wär mer di's nit z'tüür,
und 's isch mer o gar fölli wohl und weh.

So het zum Kätterli der Friedli gseit,
er het e schveri Lieb im Herze treit,
und hef's nit chönne sage just,
und es het au in siner Brust
e schüüchi zarti Lieb zum Friedli treit.

Lueg, Friedli, mini schöni Blüemli a,
's sin numme-n alli schöne Farbe dra.
Lueg, wie eis geg'nem andre lacht
in siner holde Früehligspracht,
und do sitz scho-n e flüzig Jummli dra.

Was helfe mer die Blüemli blau und wis?
D Kätterli, was hilst mer 's Jummli's Flis?
Wärst du mer hold, i wär im tiefste Schacht,
i wär mit dir, wo au kei Blüemli lacht
und wo kei Jummli summt, im Paredies.

Und drüber hebt sie d' Sonne still in d' Höh,
und luegt in d' Welt, und seit: „Was mueß i seh
in aller Früeh?“ — Der Friedli schlingt si Arm
ums Kätterli, und 's wird em wohl und warm.
Druf het em 's Kätterli e Schmüüli ge.

Der Edelstein.

Weil er der einzige Sohn und Erbe seines Vaters war — der Sepp nämlich —, so wurde er, nachdem der Vater gestorben, mit zwei Jahren zur „Eisposition“ gestellt, wie er sagte. Wer war froher darüber als unser Sepp?! Für ihn war die Kaiserne ja gleichbedeutend mit der Hölle; ja, es fragt sich, ob er auf die Länge nicht letztere vorgezogen hätte.

Jetzt war er frei und konnte heim und einen schönen, schuldenfreien Hof übernehmen. Zum Bauer gehört indessen, wenn das Geschäft gedeihen soll, eine Bäuerin, und drum suchte er denn unter den Töchtern des Landes. Aber sonderbar, so gern die Töchter Soas heiraten und so gern sie sonst große Bäuerinnen werden, den Sepp wollten sie nicht.

Der Sepp war eben in geistiger und körperlicher Hinsicht ein wenig ungelent und griff jede Sache links und z'hinderfür an.

So machte er es auch beim Freien. Zu des Ankenbauern Marei hatte er auf dem Kirchweg ohne alle Einleitung gesagt: „Du, Marei, du muesch mi Frau ge!“ Aber sie erwiderte: „So? Ich mues? Do wird i doch no d' Wahl ha!“ Da wurde er gleich grob und sagte: „Wenn d' nit witt, losch si, af des waisch. Meintsch, i flattier dir lang? Nai, jell git's nit bi de Badische!“

Zum Hinterbauer aber sagte er: „Wenn d' au en arine Schlucker bisch, so chasch's dim Meidli doch sage, es chönn mi Frau ge. Mhalte thue-n i nit bi-n em, es mueß froh si, wenn's uf mi Hof chunnt, und drum isch's Mhalte-n an ihm. Wenn's chunnt, nimm i's, aber nolaufe thue-n em nit.“

So machte es der Sepp, und kein Mädchen wollte ihn. Keine? Nein, das ist zu viel gesagt. Des Baschibauern Stephanie, ein flinkes, munteres Mädchen von 19 Jahren, sagte zur Mutter: „Mueter, wenn d'r Sepp mich will, ich nimm en. Er isch nit bös und nit hochmütig, nummen e wenig b'schränkt, will en si Stiefmueter e so ufzoge het. Wenn ich en hätt, i wott no e rächtige Ma mache usem. Me cha jo e Stückli Vieh abrichte, warum denn nit e Mensch?“

Diesen Bescheid ließ die gescheite Mutter dem Sepp durch ein drittes hinterbringen, und so ging es nicht lange, so waren Sepp und Stephaneli ein Paar und sogar ein sehr glückliches Paar.

Es war wirklich nett, wie das kleine, muntere Frauele den eckigen ungeschlachten Sepp umzumodeln verstand. Der Sepp folgte ihr dabei wie ein Lamm,

weil seine kluge Frau mit Liebe und Güte auf alle seine Gedanken einging, die falschen Begriffe mit möglichster Schonung bekämpfte und durch die That bewies, daß sie nur sein Bestes wolle.

„Wie du meintsch, Sepp,“ sagte sie oft, „du bisch d'r Meischter und chasch macha, wie de witt. Aber wenn ich der Meischter wär, so machti ich's e so und e so!“

So sprach die Meisterin, und das Resultat war immer, der „Meister“ that, wie wenn die Meisterin der Meister wäre. Er fühlte es eben gar wohl, daß sein Stephaneli den Nagel zehnmal auf den Kopf traf, ehe er's einmal fertig brachte.

Als das „Stephaneli“ nach Jahresfrist ins Kindbett kam, war der Sepp gar oft bei ihr am Bett. Mit einer Zärtlichkeit, die niemand hinter ihm gesucht hätte, fragte er ein aufs anderemal: „Stephaneli, wie goht's?“ Das waren nicht viele Worte, aber

wer den Sepp kannte, der wußte, daß sie bei ihm viel Bedeutung hatten. Denn es mußte schon etwas Hochwichtiges sein, bis er drei Wörter in einem Atem aussprach.

Und das Stephaneli? „Gieb emol au in Sepp's Büebli gli uf d' Arm, wenn er ine chunnt!“ sagte sie zur Hebamme, als sie den prächtigen Buben badete. „Gieb emol in Sepp's Büebli gli uf d' Arm; de waisch jo, wenn e Vatter si Chind blut und bloß, wie's uf d' Welt chunnt, uf d' Arm nimmt, derno muesch er's gern ha, ob er will oder nit!“

Ob nun dies Ursache war — genug, der Sepp

hatte eine närrische Freude an seinem Büble. Er that keinen Schritt in die Kammer, ohne daß er sich zu seinem Büble bückte und ihm ein „Schmütze“ gab. Vom Büble aber ging er zum „Stephaneli“ und: „Do heisch au ein!“

Als aber die Großmutter zum Stephaneli kam, um ihren Enkel zu sehen, da sagte das Stephaneli: „Mueter, i ha-n emol in d'r Schul g'lese, af d' Edelstei, d' Diamante, ganz wüest, unansehnlich und dreckig sei, wemme sie find', und erst dur's Schliße-n e so-n e schöne, helle Glanz kriege. Is nit so? Guck, e so-n en Edelstei isch jeh d'r Sepp. Zerst hett me gemeint, das sei e so-n e grobe, wüste, dumme Kerki, und jeh isch de so zart, brav und verständig, — ihr sotte numme seh, wie-n er mit dem Büebli cha umach, 's Herz im Lib lacht em derbi, — nai, i wott lei andere, i tuuschti mit keiner im ganze Dorf!“



Mit einer Zärtlichkeit, die niemand hinter ihm gesucht hatte, fragte er ein aufs anderemal: „Stephaneli, wie goht's?“

Der knarrende Baum.

Von Hermann Heiberg.



inter ihr lag das Dorf, und langsam, mit tiefbedrückter Miene schritt sie den Landweg entlang, der mehrere Stunden entfernt liegenden Stadt zu. Was sie als Eigentum besaß, trug sie in einem Bündel in der Hand.

Als sie eine ein Viertelstündchen vom Dorfe entfernte Anhöhe gewann, blieb sie, von Wehmut und Schmerz übermannt, noch einmal stehen, wandte sich um, umfaßte mit ihren Blicken das stille Bild im Thalgrund: die strohbedeckten Häuser, die Bauernhöfe mit den Gärten, die Kirche, das Pfarrhaus, die hell im

Sonnenglanz leuchtenden Felder und die grünen Wiesen.

Und dann tropften die Thränen aus Lise Hagens Augen, und der ganze Schmerz kam über die, die völlig allein, ohne Eltern und Verwandte auf der Welt stand.

Und zu allem, was die Verlassenheit mit sich bringt, nun auch noch von der Heimat, nun auch noch in die Fremde gehen müssen aufs Ungewisse, — das schuf ein grenzenloses Heimweh in ihrer Brust.

Als ein sanfter Wind aufkam, raffte sie sich auf. Noch einen letzten Blick, dann stieg sie hinab. Aber auch drunten hemmte sie noch einmal den Schritt und richtete das Auge auf eine alte, majestätisch emporgewachsene, mit kräftigen Nebenästen geschmückte Buche.

Zu ihr wallfahrten seit Menschengedenken die Einwohner der Dtschaften ringsum.

Zwei Äste waren aneinandergewachsen und gaben bei der leisesten Erschütterung ein eigenartiges Knarren von sich. Diesem seltsamen Geräusch lauschten die Dörfler wie einst im Altertum die Menschen der weis-sagenden Sprache einer geheimnisvollen Priesterin.

Großer Volkskalender für 1900.

Wenn die Einwohner ihre Fragen an den Baum richteten und er stumm blieb, so wollte der Schöpfer, der durch ihn zu den Menschen sprach, nicht antworten; sie mußten dann wiederkommen. Wenn er aber antwortete, so war ein einmaliges kurzes Knarren ein Nein! Was sie hofften, wünschten, erbatene, wurde ihnen nicht. Wenn er aber dreimal knarrte, so deuteten sie es als glückbringende Verheißung.

Während Lise mit flehendem Auge empor sah, sprach sie einen einst von einem schlaun Kloßmacher im Dorfe erfundenen, ihm, wie er behauptet hatte, durch höhere Eingebung gewordenen und gegen Erlegung von einem Geldstück bei ihm einzuhandelnden Spruch, der also lautete:

„Wenn du heut reden magst, so bitt' ich für und für, Sprich deutlich auf mein Fragen mir.“

Dies vorausgesandt, hob Lise an: „Werd' ich in der Stadt einen Dienst finden?“ Ängstlich spähte sie hinauf, aber der Baum schwieg, und das abergläubische junge Mädchen veränderte traurig die Mienen.

Hierauf flüsterte sie, die Einleitung wiederholend, zagnützig und so leise, als ob die Gegend, die Flur, der Wind, die Luft es hören könnten, es aber nicht hören sollten: „Werd' ich Jochen in der Stadt treffen?“

Nun knarrte der Gefragte einmal, aber nur einmal, unheimlich vernehmbar.

Sie fuhr zusammen. Dann, nachdem sie auch diese Enttäuschung überwunden hatte, flüsterte sie, sehnsüchtig ihre Blicke emporrichtend, noch eine dritte in ihrer Brust verhallende Frage.

Und wiederum erfolgte ein Nein, und derartig ergriff sie diese letzte Schicksalsantwort, daß sie das Haupt tief, tief sinken ließ und daß heiße Thränen, die ihr aus den Augen rannen, in das grüne Gras sickerten.

Nun war alles aus! Nun war auch diese einzige letzte Hoffnung verloren!

Nun war das hin, was sie noch als kleinen, armen-seligen Funken in ihrem Herzen genährt hatte. Sie sah auch nicht, während sie dann vorwärts schritt, was um sie her vorging. Sie hörte nur, daß einmal ein Pferd auf einer Wiese in einem unruhig sehnsüchtigen Tone wieherte.

Das bewegte sie; sie trat an die das Feld ein-friedigende Pforte und rief: „Lise, Lise!“, und der Gaul, gleich einem liebebedürftigen Kinde, kam herbei und schnupperte mit warmem Atem an ihrer ausgestreckten Rechten.

Als sie sich aber, nachdem sie seinen Kopf gestreichelt, entfernen wollte, traf sie ein stummer, trauriger Ausdruck, als ob das Tier sagen wollte: „Du hast es gut, du gehst nach Haus. Ich bleibe, Wind und Regen ausgefetzt, Tag und Nacht auf der Weide.“

Ja, das Tier hatte auch Heimweh; es litt auch an der furchtbaren Krankheit, unter der sie schier zusammenbrach.

Wie beneidenswert waren andere Geschöpfe, zum Beispiel die Vögel. Sie zwitscherten so süß singend in der Luft, und drüben vom Wiesenwall drang der

Duft vom Geißblatt zu Lise hinüber, von demselben Gewächs, das einst, im vollen Wachstum, ihrer Eltern Häuschen umzingelt hatte. — Ach, wie war sie doch so seelenfrank! Wenn jemand jetzt gekommen wäre, hätte sie an der Hand gefaßt und gesagt: „Falls du zehn Jahre die Schweine bei mir hüten willst, dann kannst du bei mir bleiben, Lise!“, sie hätte die Hand geküßt. Dann würde gleich der fürchterliche Druck, der ihre Brust beschwerte, von ihr genommen sein.

Aber es kam niemand. Es ging nicht einmal ein Handwerksbursche vorüber; es kroch nicht einmal ein lebendiges Tierlein, eine schmutze, glitzernde Eidechse oder ein gepanzertes Käferlein durch den am Wege vom Wind aufgetürmten Blätterhaufen.

Nachdem Lise eine Stunde gewandert war, setzte sie sich auf einen Stein und knöpfte sich ein am Stiefel losgegangenes Schuhband fest.

Und während sie so beschäftigt war, drang lustiges Singen von der Landstraße her zu ihr herüber. Da war ein Mensch, endlich ein Mensch und dazu noch einer mit jener Fröhlichkeit im Herzen, nach der ihr so sehnsüchtig verlangte.

Es war ein junger, schmucker, kräftiger Bauer mit einer bunten Soldatenmütze auf dem Kopf, mit einem kleinen Koffer in der einen und einem kräftigen Stock in der andern Hand.

Und dieser Mann war, zu Lises namenloser Überraschung und Glückseligkeit, Jochen Kranz, der Bruder desjenigen, bei dem sie bisher in Arbeit gestanden, und der sie hartherzig davongejagt hatte. Nach dreijährigem Dienste war er nun, zum Gefreiten befördert, seiner Thätigkeit enthoben und kehrte ins Heimatdorf zurück.

„Lise, Lise! Wo kommst du her? Wo willst du hin?“ stieß der junge Bursche nicht minder betroffen heraus, näherte sich ihr rasch und brachte seine Freude zum Ausdruck.

Lise gab Antwort, aber schon bei den ersten Worten weinte und schluchzte sie gar heftig, so daß sie am Weiterreden verhindert wurde. Erst als der mitleidige junge Mensch ihr mit seinem Sacktuch die Backen wischte und herzlich tröstend und ermunternd auf sie einsprach, gewann sie ihre Fassung zurück. Sie erzählte, daß sie den Kranzhof habe verlassen müssen, weil der Heinrich, sein Bruder, ihr fortwährend in Stall und Scheune, aber auch im Freien beim Melken mit Liebesanträgen gekommen wäre. Sie

habe ihn zur Prüfung gefragt, ob ihn ernsthafte Absichten leiteten, ob er sie, die zwar elternlos und arm, aber unbescholten sei und etwas leisten könne, zu seiner Frau machen wolle, — da habe er sie mit einem Blick angesehen, als ob sie irre rede. Eine Antwort habe er ihr nicht gegeben, wohl aber sie ferner aufs zudringlichste belästigt. Zuletzt habe sie sich alle seine Annäherungen schroff verboten, und von diesem Tage an sei es mit ihrem Wohlbehagen auf dem Hof vorbei gewesen. Fortwährend habe er sie zur Strafe schikaniert, getadelt, roh gescholten und behandelt.

Sie habe sich nun doppelte Mühe gegeben, alles gut zu machen, da sie fortwährend in der Furcht gelebt hätte, er würde sie bei irgend einer Gelegenheit aus dem Dienste jagen.

Einmal, in den letzten vierzehn Tagen, hätten die im Abnahmehaus wohnenden Eltern sie angesehen und gesagt:

„Sie wäre ein ordentliches Mädchen, sie wäre ein Schatz für den Hof. Sie solle nur so bleiben und nach dem Rechten sehen. Es werde ihr Schaden nicht sein. Es wäre notwendig, daß eine pflichttreue Person sich der Wirtschaft annehme, da ihr Sohn Heinrich allzuviel herumflaniere, den Mädchen im Dorfe nachstelle, sich auch nicht selten betrinke, statt sich als solider Mann eifrig und nüchtern um seine Pflichten zu kümmern.“

Sie hätte ihnen gedankt und ihnen versprochen, nach wie vor arbeitsam und pflichttreu zu sein. Und es wäre dann auch leidlich

gut mit Heinrich gegangen, da er sich an ein anderes Mädchen, an die Jüngste vom Hofbesitzer Schinkel, herangemacht hätte. Sie hätten schon im Dorfe erzählt, es gäbe nächstens eine Verlobung zwischen ihnen. Aber als sie ihn einmal sinnlos berauscht gesehen und er in diesem Zustande sie wie ein wildes Tier angepackt habe, da sei sie vor Angst ins Haus geflüchtet und habe den Niegel vorgeschoben. Der alte Schinkel aber hätte Heinrich am nächstfolgenden Abend im Lindenwirthshaus gesagt: „Ne, mein Jung! Mit Grete un di kann dat niks wern. Se will di nich. Du hast bi ehr verspeelt!“

Von diesem Tage an habe Heinrich wieder seinen rachsüchtigen Unmut an ihr, an Lise, ausgelassen. Als sie die Milcheimer zum Trocknen hinter das Haus gestellt, habe er einen ergriffen, mit dem Finger oben inwendig den Rand ausgewischt, ihr dann denselben Finger vor die Augen gehalten und gefragt,



Lise gab Antwort, aber schon bei den ersten Worten weinte und schluchzte sie gar heftig.

ob das Sauberkeit sei. Und als sie erwidert habe, das sei Farbe, die habe sich von der Trockenheit gelöst, hätte er ihr zugerufen: „Solt Muul, sunst hau it di en achter de Dhr'n!“

Und so brutal sei er auch gegen den Knecht und die Lohnarbeiter gewesen. Wie ein Verrückter hätte er sich gebärdet. Abends sei er vor ihre Kammer gekommen und hätte verlangt, daß sie aufstehe und ihm Kaffee kochen solle.

Sie hätte sich so gefürchtet, daß sie nicht geantwortet, sondern gethan hätte, als ob sie im tiefen Schlafe läge.

Da habe er die Thür eingestossen und sei hereingekommen, sie aber sei in ihrer furchtbaren Angst durchs Fenster in den Hühnerhof gesprungen und halbnacht zu den Alten ins Abnahmehaus geflohen.

Die hätten sie nicht nur aufgenommen, sondern die alte Frau habe sie zu sich ins Bett gesteckt. Alles übrige wäre kurz zu berichten.

Heinrich habe ihr, weil die Alten ihre Partei genommen, gefündigt und gesagt, sie solle sich sofort fortscheren und auch das Dorf verlassen. Wenn sie letzteres nicht ebenfalls thue, so werde er sie totschiagen. Und da wäre sie, von Angst ergriffen, ohne von Jochens Eltern Abschied zu nehmen, heut morgen in ihre Kammer gegangen, habe ihr Bündel gepackt und den Weg in die Stadt angetreten.

Jochen Kranz hatte allem in größter Gemütsbewegung zugehört. So beschäftigte ihn ihr Bericht, daß er anfangs nicht recht Worie zu finden wußte. Er vergegenwärtigte sich, wie er es zu Haus finden werde, daß er, als Zweiter, Jüngerer, keine Rechte auf Hof und Vermögen besitze, daß sein Bruder Eigentümer und Herrscher und er selbst gegenwärtig im Grunde nicht besser daran sei als das arme Mädchen.

Erst wenn seine Eltern gestorben, besaß er Ansprüche und erhielt das, was ihnen jetzt von Heinrich zuerteilt ward. Jochen war in Zukunft nicht schlecht gestellt, vorausgesetzt, daß ein ordentlicher Mann das Bestehende verwaltete, erhielt und vermehrte. Verschleuderte er es aber, dann konnten schon die alten Leute bei Lebzeiten Hunger leiden.

Es war also bei einem wüsten Leben und bei einer unverständigen Handhabung, wie jetzt, Besitz und Eigentum für alle gefährdet, und beizeiten einzuschreiten, war eine Pflicht, eine unabwendbare Notwendigkeit.

Nach diesen Gedanken beschäftigte Jochen das Schicksal des armen, verlassenen Mädchens, dem er schon immer gut gewesen war, ja, das er liebte und das ihn während dieser Unterredung noch mehr ans Herz gewachsen war. Er wußte, daß seine Mutter nur lobte, was Lob verdiente, daß wenn sie eine Zuneigung für jemanden faßte, diese Person einen Wert besaß. So hatte Lise sich also in den drei Jahren bewährt; so war sie wirklich das, was er stets von ihr gehalten hatte. Überdies war sie ein sehr schmales Mädchen mit frischen, gesunden Farben, mit einer schlanken Körperfülle, die seinen Sinnen wohl gefiel.

Diese Vorzüge wurden noch erhöht, weil sie sich ihres hübschen Außern gar nicht bewußt war.

Aus all diesem setzten sich zwei Entschlüsse in Jochen fest: Er wollte sich Lises annehmen, und er wollte, es mochte darnach kommen, was wollte, im Hause reine Bahn machen.

Schon war von dem, was Lise berichtet hatte, einiges in der Stadt an sein Ohr gedrungen; niemals hatte er überhaupt in seines Bruders Fähigkeiten rechtes Vertrauen gehabt.

Setzte sein Bruder sein wüstes Leben fort, dann wollte er ihn unter Vormundschaft stellen lassen und selbst die Wirtschaft in die Hand nehmen. Daß dies möglich sei, daß man beizeiten so handeln müsse, hatte ihm einer in der Kompagnie, der im gleichen Fall gewesen, erzählt.

Nun fragte es sich nur, wohin er Lise bringen sollte. In die Stadt? Er kam eben daher; er wußte, wie es dort zuing. Nein, das ging nicht! Lise war zu hübsch und wohlgebildet. Schon regte sich bei dem bloßen Gedanken die Eifersucht. Andererseits wollte er sie auch nicht mit ins Dorf zurücknehmen. Er traute seinem Bruder jedes Unrecht zu.

Plötzlich kam's über ihn, daß er auf einem Gute, das nicht weit ablag, vor dem er sich vor einer Viertelstunde erst von seinem Leutnant, der zum Reservendienst kommandiert gewesen und gerade jetzt eben auf seinen Besitz zurückgekehrt war, getrennt hatte, für Lise Anfrage halten konnte.

Und wie gedacht, so gethan. Er sagte ihr, was er vorhabe, ließ sie, als sie dort angekommen waren, vor der Gutsallee warten und begab sich — jetzt freilich etwas beklommen — ins Gutshaus hinein.

„Na, Jochen Kranz! Sie schon wieder da? Was ist denn?“ fragte der Gutsherr, der sich eben im Hause neben seiner Frau zum Frühstück niedergelassen hatte, freundlich und ermunternd.

Jochen erzählte, was ihn herführte; ja, er verschwieg gar nichts. Er bat, daß Herr von Ende sich seiner Braut annehmen möge.

„So, so, Ihre Braut, Kranz! Ja, das ist etwas anderes! Nicht wahr, Anneken? Unter solchen Umständen wollen wir uns des Mädels annehmen.“

Und Jochen dankte mit vielen Worten, holte Lise Hagen herbei, der gleich ihre Kammer angewiesen wurde, und machte sich dann, nachdem er von dem Mädchen herzlichen Abschied genommen und versprochen, bald von sich hören zu lassen, auf den Weg nach Hause.

Zufällig fand er, als er den Kranzhof betrat, seine Eltern und seinen Bruder beisammen; aber nicht in gutem Einvernehmen, vielmehr unter Verhältnissen, die ihn geradezu erschütterten.

Seine Mutter lag, nach einem furchtbaren Wortwechsel mit dem Sohn, von einem Schlaganfall betroffen, sprachlos im Lehnstuhl. Eben hatte der Alte, besinnungslos vor Zorn, Schmerz und Erregung, Heinrich gepackt und schüttelte den sich wütend Wehrenden wie eine Kaze.

„Ah, ein Nagel bist du zu meinem Sarg! Ich sollte dich totschiagen, ich thäte ein gutes Werk! Aber

ein Vater den Sohn! — Mach, daß du hinaus-
kommst und —“

Da erschien Jochen.

„Das trifft sich, wie von Gott geschieht! Ah, Jochen, du, du, mein lieber Junge! Das ist Gottes Fügung,“ fuhr er fort und zog ihn an sich. Und dann wieder zu Heinrich, der sich ihm entwunden hatte und giftsprühend an seinen Kleidern ordnete: „Nun, hörst du nicht? Elender, Nichtswürdiger! Da liegt deine treue Mutter, die du durch deinen Unfrieden bis ans Grab gebracht hast.“

Aber nun hielt es auch den leidenschaftlichen Menschen nicht mehr. Er ergriff einen Stuhl und erhob ihn mit den Wutgebärden eines Totschlägers gegen seinen Vater. Auch sprühten furchtbare Worte von seinen Lippen. Er werde nicht freiwillig gehen; er sei Erbe und Herr! Wenn aber doch, dann siede er ihnen das Haus über dem Kopfe an.

Zunächst fiel Jochen dem von Rachsucht verzehrten Menschen in die Arme. Er riß ihm den Eichenstuhl aus der Faust und stellte sich schützend vor seinen Vater auf. Dann sprach er, sich mit aller Kraft zwingend: „Höre, Heinrich, was ich dir sage! Schon unterwegs hörte ich von Lise Hagen, was aus dir geworden ist, wie du dem Mädchen nachgestellt hast, wie du hier lebst und wirtschaftest, ohne Vernunft und Einsicht, dich betrinkst und unser Hab und Gut vernachlässigst und entwertest. Doch das soll alles vergehen und vergessen sein, aber versprich, daß du von heute ab ein anderer werden willst.“

„Freilich, den Hof mußt du erst einmal wieder abtreten. Ich will ihn verwalten. Kommst du dann zurück als ein ordentlicher Mensch, so soll er wieder dein eigen werden. Das verspreche ich dir. Ich will dein Besitzes, ich will aber nicht, daß unsere Eltern durch dein wüthes Treiben an den Bettelstab gelangen. Ich will auch selbst nicht, daß ich um mein Erbe komme. Nun antworte! Daß du hier nicht bleibst, ist sicher. Ich habe in der Stadt mich erkundigt. Wir können Einwand erheben, können dich wieder außer Besitz stellen. Das Gericht steht uns in solchen Fällen zur Seite.“

Er wurde in seiner Rede unterbrochen, weil eben die alte Frau, in dem Bestreben, sich zu rühren und zu reden, eigentümlich wimmerte und herzbewegende Töne von sich gab. Auch traten ihr die Augen unheimlich hervor, und nur der eine Gedanke beherrschte jetzt den alten Bauern und seinen Sohn, möglichst rasch Hilfe herbeizuholen.

„Ah!“ rief der alte Mann, erhob die langen Arme an dem langen, knochigen, gebückten Körper und griff sich an die halbkalte Stirn. — „Das, das müssen wir erleben im Alter nach langer, schwerer Arbeit und Entsaugung. Ah! ah! Fluch über dich! — Fluch über den Augenblick, wo du geboren wurdest! —“

Die letzten Worte richtete er an Heinrich, der schon wieder hatte anheben, der gegen seinen Bruder sich hatte aufstrotzen wollen.

„Vater, Vater!“ rief Jochen, „nicht mehr! Nimm die Worte zurück.“

Und: „Heinrich, Heinrich!“ fuhr er stehend fort, näherte sich seinem Bruder und zog ihn, den doch diese Worte tief erschüttert hatten, entschlossen ins Freie.

Immer von neuem, wie ein Prediger, sprach er auf seinen anfänglich noch zum Widerspruch und zur rachsuchtigen Abwehr anhebenden Bruder ein, hielt ihm alles vor und wies auf die endlichen Folgen hin. Aber er malte ihm auch die Zukunft in schönen Farben aus. Er hatte sich mit den Eltern wieder versöhnt, er besaß eine gute Frau und prächtige Kinder, sah alles gedeihen, sah den Wohlstand sich vermehren, war geachtet von jedermann, war nach schwerer Prüfung ein anderer geläuterter Mensch geworden.

Jochen Kranz hatte von der Natur viel Verstand und Intelligenz mitbekommen; er hatte auch in der Schule mit vielem Nutzen gelernt. Er war ein Mustermensch an Pflichttreue, verständigem Sinn und Herzensgüte zugleich.

Und wirklich gelang es ihm, auf seinen Bruder allmählich einzuwirken.

„Ja! Ja! Aber wo schall ik hin?“ warf er, noch trotzig im Ton, aber doch schon zweifelnd hin, als sie ans Ende des Dorfes gelangt waren.

Doch Jochen mußte auch dafür Rat. Sein Bruder hatte ebenfalls gebietet, er war ein kräftiger und fähiger Mensch. So war er geschult. Jochen riet ihm, er möge sich als Oberwärter in einem Krankenhaus anwerben lassen oder wieder in die Kompagnie als Unteroffizier einzutreten suchen.

Aber das wies Heinrich Kranz gleich schroff zurück.

Er wollte wohl arbeiten, er wollte wohl, da er gegen seine Mutter sich so schwer vergangen hatte, büßen, aber er wollte Freiheit und Lust. Er würde für mehrere Jahre auswandern. Wenn die Alten ihm bares Geld geben wollten, so sei er bereit, gleich abzureisen und sich von Hamburg nach Chile einzuschiffen. Dahin hatten sie Beziehungen, weil schon andere vom Dorfe dorthin übergesiedelt waren.

„Es ist gut!“ erklärte Jochen. „Ich werde mit dem Vater sprechen. Nun aber will ich erst mal zum Doktor hinein, daß er unserer armen, guten Mutter hilft.“

Er reichte seinem Bruder mit ernster Miene die Hand und trat ins Haus. Jener aber schlug sich seitwärts, trat später in den Krug, forderte zu trinken und setzte sich, tief grübelnd, in eine Ecke.

Nach diesen Vorgängen war fast ein Jahr verstrichen. Die alte Frau hatte sich von dem Schlage, der sie betroffen, erholt, der Alte rauchte froh gemächlich seine Pfeife, Jochen schaltete auf dem Kranzhof, und Heinrich, den zudem ein Ausflug in die Welt nicht wenig gereizt, hatte schon aus Chile Nachricht gesandt. — Soweit war alles gut, aber Lise Hagen hatte sich nach vierwöchigem Aufenthalt auf dem Gute plötzlich entfernt und war seitdem verschwunden.

„Sie habe eine sehr gute Stelle in der Stadt, wo sie rasch weiter käme,“ hatte sie der Frau erklärt, die sich ihrer in dieser Zeit sehr gutherzig ange-

nommen hatte. Sie hatte bald erkannt, welch ein Schatz das Mädchen war. Alles Zureden war ohne Erfolg geblieben; sie hatte ihrer Herrschaft mit vielen herzlichen Worten gedankt, war aber ihrer Absicht treu geblieben.

Jochens Kranz aber hatte sich ans Herz gefaßt, als ob ihm ein Stich versezt sei, als ihm bei einem durch die Umstände verspäteten Besuche die Frau des Hauses des Mädchens Fortgang mitgeteilt und ihre Verwunderung ausgesprochen hatte, daß er von diesen Entschliefungen seiner Braut nichts wisse.

„Ob sie ihm gesagt habe, daß er sie so genannt habe?“ hatte er gleich unwillkürlich gefragt.

„Nein, das habe sie zufällig nicht gethan.“

Ob die Frau nicht wisse, wo Lise hingezogen sei, bäte er fragen zu dürfen.

Das könne sie, die Frau, nicht sagen. — Sie hätte zweimal um die Erlaubnis gebeten, sich entfernen zu dürfen. Sie habe angenommen, daß sie sich zu ihm ins Dorf begeben habe.

Und so war's geblieben. Alle Nachforschungen waren umsonst gewesen. Dem liebeskranken, jungen Mann, der sich nun die größten Vorwürfe gemacht hatte, sich nicht früher wieder um sie bekümmert zu haben, schien in der Folge die Sonne nur halb. Er ging ernst und stumm seiner Arbeit nach. Immer wieder sprach er mit seiner Mutter; sie allein vermochte ihn zu trösten. Sie erkärte, es werde noch alles hell werden, er werde noch in Erfahrung bringen, wo sie geblieben sei.

„Aber dann gehöre sie sicher schon einem anderen,“ hatte Jochen jedesmal bedrückt erwidert.

Aber auch darüber hatte ihn seine Mutter beruhigt. Zulezt hatte sie ihm geraten, sich nach ihr durch die Polizeibehörde in der Stadt zu erkundigen. Sie könnte doch ermitteln, ob dort ein Mädchen mit Namen Lise Hagen in Dienst getreten sei.

Er hatte dann auch die bezüglichlichen Schritte gethan, aber sie waren vergeblich gewesen. Lise war nicht in der Stadt angemeldet.

Inzwischen geschah etwas, das wenigstens Klarheit in anderer Beziehung brachte.

Heinrich schrieb aus Valparaiso, daß er dort eine vorzügliche Stellung in einer großen Schlächtereierhalten und sich mit der sehr wohlhabenden Tochter des Hauses verheiratet habe. Er wolle drüben bleiben und mache seinen Angehörigen den Vorschlag, ihm,

gegen völligen Verzicht auf den Kranzhof, eine Barsumme auszubehalten.

Diesen Vorschlag nahmen die Eltern wie auch Jochen gern und willig an.

Nach allerlei Umständlichkeiten wurde die Angelegenheit geordnet. Das Geld wurde dem deutschen Konsul mit dem Auftrage überwiesen, es gegen vorherige Unterschrift von Heinrich unter die Verzichtsurkunde demselben auszuliefern.

Nun fehlte Jochens Glück, wie seine Mutter meinte, nur noch eins. Sie sprach auf ihn ein, ein tüchtiges, ordentliches und begütertes Mädchen im Dorf zu ehelichen. Jochen versprach auch mit Worten, solches

in Überlegung zu ziehen; innerlich freilich wurde dadurch nur der Schmerz um Lise immer wieder von neuem und immer stärker wachgerufen.

Als er sich an einem der folgenden Tage in der Frühe anschickte, die Stadt zu besuchen, um dort wegen einer Lieferung von Eiern und Butter Rücksprache zu nehmen, hielt er, wie einst Lise Hagen, auf der Höhe still und blickte sinnend ins Thal hinab.

Er freute sich als ein mit starkem Natursinn ausgerüsteter Mann über die herrliche Gotteswelt; es ging ihm so heiß und freudig durch die Seele, als er seinen eigenen, jetzt ihm gehörenden Besitz neben den großen Pappeln, die am Eingange standen, hervorschimmern sah.

Wenn nur dort Lise mit ihm schalten würde! Nun ergriff ihn heiße Sehnsucht. Unbegreiflich war doch ihr Verschwinden! War sie gar tot? Hatte sie sich ein Leid angethan? Plötzlich glaubte er es; Thränen traten ihm in die Augen, und langsam stieg er ins Thal ab und setzte seinen Weg fort.

Nun gelangte er an die große Buche, an sie, zu der die Einwohner der Aberglaube trieb. Er verzog, solchen Thorheiten abhold, spottend die Miene, als er dort eine junge Bäuerin sah, welche die Hände erhoben hatte und sicher den Spruch des alten gaunerischen Kloßenmachers gen oben sandte.

Dann aber schrak er dermaßen zusammen, daß ihm die Knie wankten. Das war ja Lise, Lise Hagen! Im Nu flog er dorthin, möglichst leise, unhörbar. „Lise, Lise!“ schrie der Mann und umschlang jählings das vor Schreck erbleichende und dann mit Blutrot übergoßene junge Geschöpf.

„Da bist du? Wo warst du? Wo kommst du her? Weshalb bist du fortgelaufen?“ So drängten



„Ach, wat geit mi de boom an,“ stöherte sie. „It hev di, it hev di!“

sich die Worte über seine Lippen, und voll Ungebuld forschte er in ihren Zügen und Augen.

Zuerst vermochte sie nicht zu sprechen. Schauer von Überraschung und Glückseligkeit flogen durch ihre Glieder und ihre Seele. Auch ließ sie nur zu gern geschehen, daß er ihre Antwort vorläufig gar nicht abwartete, sondern sie immer von neuem umschlang, an sich drückte und leidenschaftlich küßte.

Endlich ließ er von ihr ab und hieß sie, sich unter die Buche zu setzen und zu berichten.

Kurz war gesagt, was sie zu erzählen hatte. Zweimal hatte sie damals wieder den knarrenden Baum gefragt und stets hatte er Nein gesagt oder geschwiegen.

Da war sie, zumal da sich Jochen in den ganzen vier Wochen nicht hatte sehen lassen, und also sein Versprechen nicht gehalten, in noch größeren Kummer und in noch größere Schwermut versunken und hatte den Entschluß gefaßt, auf immer fortzugehen und zu verschwinden.

Ins Dorf konnte und wollte sie nie wieder zurück. Zu die Stadt zu gehen, fehlte ihr die Kraft. So hatte sie sich nach Dorstedt gewendet. Das war eine kleine, kümmerliche Dorfschaft, fünf Stunden entfernt, woselbst sich die Einwohner mit Torfstechen ernährten.

Hier hatte sie in den Mooren gearbeitet von früh bis spät; hier hatte sie sich vergraben, bis vielleicht doch der Tag kommen würde, an dem sie, von Sehnsucht übermannt, den Baum fragen, an dem sie sich ins Heimatdorf schleichen, ihnen, den Kranzens wieder ins Fenster gucken, selbst Kundschaft einziehen würde, wie es stand mit den Brüdern, mit den alten ihr so wohlwollenden Abnahmeleuten, wie es stand mit Jochen, ob er inzwischen ein Mädchen gestreit — — ?

„Und was hat heute der Baum geantwortet?“ fragte Jochen, den dieser Bericht so tief ergriffen, daß er gemeint, daß er sie immer wieder voll Nahrung und Zärtlichkeit an sich gezogen hatte.

„Er knarrte nur einmal, nachdem er mich lange, lange, wohl zehn Minuten warien ließ!“ war Lises bedrückte Antwort. Immer noch hatte sie den Glauben an dieses Dratel.

„Erkennst du denn nicht, welch ein thörichtes Aberglaube es ist, zu meinen, ein Baum könne das Schicksal der Menschen wissen und solche Zeichen geben? Siehst du nicht, wohin solche verderbliche Einbildungen führen?“ fiel Jochen kopfschüttelnd und fast ein wenig enttäuscht ein, daß ein vernünftiger Mensch sich von solchem Unverstande nicht wollte abbringen lassen.

Sie hob die Schultern, sie antwortete nicht.

„Min Lise? Lise?“ betonte Jochen.

„Ach, wat geit mi de Boom und all dat övrige an, min Jochen!“ flüsterte sie. „It hev di, it hev di! Min Hart is so vull vun Lev un Glück! Hest mi denn wirklich lev? Wist mi to din Fru maken?“

„Ja, min leve, söte Dirn! Ja! Un nu kumm! De Stadt hett Tid! Nu wüll'n wi ersmal nach den Kranzhof torüg, un it will to min leve Mudder un to mi Vadder seggn: Hier, Mudder, is Lise, min söte Brut, un in söß Wochen (sechs Wochen) min allerlevste Fru!“

In diesem Augenblicke knarrte der Baum zufällig dreimal. Es klang wie Amen, und als oben in der Luft auch noch zwitschernde Vögel anhoben, da flogen solche Seligkeitschauer durch des Mädchens Körper, daß nun sie mit langen, zärtlichen Armen Jochens Hals umschlang und ihm in ihrer leidenschaftlichen Glückseligkeit schier den Atem nahm.

Statistenglück.

Von Maximilian Schmid.



auf einem Maskenballe war's, da lernten sie einander kennen. Sie war, wie man sich auszubringen pflegt, zum „Unbeißten hübsch“ und dabei aus gutem bürgerlichen Hause. Die schönsten blauen Augen, goldblonde Haare waren ihreigen; Nanni aber war ihr Name, und „Nannerl“ nannte sie der junge Mann, der sie liebte, und das war der Rechtspraktikant Robert Wif-

linger. Er konnte gleich „hübsch“ Anspruch machen mit seinem kleinen dunklen Schnurrbärtchen, seinen kohlschwarzen Haaren und den dunklen, feurigen Augen. Nanni war als Wiesbacherin, Robert als Masaniello maskiert gewesen. Was nach einem dreimaligen Tanzen herauskam, war das gegenseitige Versprechen, daß er unter dem Buchstaben N. N. „poste restante“ an sie schreiben und sie unter X. X. antworten wolle. Unserm Robert war es aber bald damit nicht genug, und so schlug er ihr eine Zusammenkunft im Hofgarten nachmittags zwischen zwei und drei Uhr vor.

Nanni fand das angemessen. Warum sollte sie ihm am hellen Tage nicht begegnen dürfen? Auch sie sehnte sich, Masaniello, den italienischen Fischer und zärtlichen Brieffschreiber, in seiner gewöhnlichen Tracht kennen zu lernen. Robert wartete nicht umsonst auf sie.

Der erste gegenseitige Eindruck war, daß beide einander noch viel hübscher fanden, als auf dem Maskenfeste. Dann aber teilte man sich die Personalien: Alter, Geburt, Stand der Eltern, Beschäftigung u. s. w., auf ehrliche Weise mit.

Robert erfuhr so, daß Nanni die Tochter eines hiebrern Bäckermeisters sei, daß sie eine sehr gebildete und vernünftige Mutter habe und sie selbst bis vor wenigen Jahren die höhere Töchtertschule besucht habe.

Dem Mädchen dagegen wurde ihrerseits bekannt, daß Robert gegenwärtig bei dem Advokaten Dr. Berg-

hold praktiziere und demnächst die Staatsprüfung mache, um sich nachher selbst als Advokat niederlassen und dann auch — heiraten zu können.

Das war alles sehr schön und solid, und Nannerl nahm keinen Anstand, anderthalb Wochen später ein zweites Mal zum Stellbischen zu kommen. Bei diesem wurde dann die beiderseitige Versicherung laut, daß man sich sehr auf die Zusammenkunft gefreut, ja sogar sich darnach gesehnt habe, und Robert suchte dem Mädchen durch ein Blumensträußchen seine Gefühle noch besser anzudeuten, kurz man hatte sich schon sehr, sehr lieb. Sie gingen seelenvergnügt im Hofgarten auf und ab, und trotz des kühlen April-tages war es ihnen heiß bis ins innerste Mark hinein.

In den Zweigen der alten Kastanienbäume aber saßen derweilen die Amseln und Finken zum Entzücken.

Die beiden schieden mit zärtlichem Blick und Händedruck. Zu einem dritten Stellbischen wagte aber das ehrbare Bürgermädchen nicht zu kommen, ohne mit der Mutter darüber gesprochen zu haben.

Die Frau Bäckermeisterin war eine behäbige praktische Frau nach altem Schrot und Korn. Sie hatte zwar keine höhere Töchterschule besucht, aber sie liebte es, für „gebildet“ zu gelten. Das Geständnis ihres Töchterchens war ihr nichts weniger als unangenehm. Ein tüchtiger Advokat als künftiger Schwiegerjohn, das paßte ihr, nur wollte sie sich von den reellen Absichten des jungen Herrn überzeugen; sie wollte ihn kennen lernen und, falls sich alles so verhielt, wie er dem Nannerl „vorgeplauscht“, — nun, so wollte sie nicht zögern und ihren Mann, den Bäckermeister, für den Gedanken gewinnen, daß unser Nannerl „Frau Doktorin“ würde.

Deshalb begleitete sie selbst ihr Töchterchen zu dem dritten Stellbischen im Hofgarten. Aber siehe da — der Herr Rechtspraktikant ließ sich nicht sehen — oder vielmehr: er verschwand, als er die Tochter in Begleitung ihrer behäbigen Frau Mutter erblickte. Nannerl selbst aber hatte ihn auf einen Moment doch gesehen. Sie entschuldigte ihn, aber die Frau Bäckermeisterin meinte, wenn er ehrliche Absichten habe, brauche er nicht vor der Mutter Reißaus zu nehmen.

Nannerl verteidigte ihn zwar auf das entschiedenste, aber die mißtrauische Frau hatte nun einmal ihren Verdacht geschöpft und war davon nicht mehr abzubringen. Sie verbot ihrer Tochter, sich weiter zu „kompromittieren“, und verlegte sich vorerst auf Erkundigungen. Die Besitzerin des Hauses, in welchem Dr. Berghold wohnte, war eine Bekannte von ihr; zu dieser ging sie und ließ sich von ihr alle die Personen aufzählen, welche in der Kanzlei des Dr. Berghold beschäftigt waren. Und siehe da! Der Name Robert Wisflinger war nicht darunter. Also — erste Lüge.

Robert war aber daran unschuldig. Er hatte schon seit einigen Wochen seine Praxis auf der Polizei begonnen, da die Rechtspraktikanten, wie bekannt,

vor dem Staatsexamen bei all den verschiedenen Verwaltungsbehörden nach und nach arbeiten müssen.

Die vorsichtige Mutter aber war fest überzeugt, daß der junge Mann ein Schwindler sei.

„Nannerl,“ sagte sie zu ihrer Tochter, „dein Robert ist ein Komödiant, nichts weiter. Sollte er es je wieder wagen, dich anzusprechen, so sag ihm, er soll seiner Wege gehen.“

„Aber seine Augen können nicht lügen!“ wendete die Tochter ein.

„Ach, was Augen — ein Komödiant bringt das leicht zuwege. Mir hat auch einmal ein solcher Windbeutel den Hof gemacht. Er hieß Neblaus. Auch ich war schwach genug, seinen Reden zu glauben, obwohl er sich einmal für einen Künstler, ein anderes Mal für einen Forstmann ausgab, sich einmal gar als Offizier vorstellte und mich jedesmal fragte: „Kommen Sie heute ins Theater? Da können Sie mich sehen.“ So ging ich denn einmal hin, und was habe ich sehen müssen? Neblaus als Statisten auf der Bühne. Nichts als ein Statist war der Kerl. Na, wie ich den abfahren ließ, als er mir wieder nahe kommen wollte! Und somit hat's auch bei dir jetzt ein Ende zu nehmen, sonst sag' ich's dem Vater!“

Der Wille der Mutter mußte vorerst respektiert werden, so hart es Nannerl auch ankam, denn ihr Glaube an Robert ward trotz alledem nicht im mindesten erschüttert. Er hatte eben zu schöne, liebe Augen!

Ganz zufällig begegnete sie ihm da eines Tages beim Hoftheater. Sie war soeben im Begriffe, sich an der Kasse für eine der nächsten Vorstellungen Billette zu lösen. Obwohl sie der Mutter versprochen hatte, ihm kein Gehör mehr zu geben, konnte sie es doch nicht übers Herz bringen, ihn so ohne weiteres stehen zu lassen, als er sie ansprach.

„Mein Fräulein, wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen,“ sagte er mit glücklichem Lächeln. „Warum antworteten Sie mir nicht mehr auf meine Postrestante-Briefe?“

„Weil mir Mutter verboten hat, sie abzuholen,“ antwortete sie schüchtern.

„Ihre Mutter — sie weiß also —?“

„Natürlich. Sie weiß auch, daß Sie nicht bei Dr. Berghold sind —“

„Wie? Sie hat nachgeforscht?“

„Also ist es so?“

„Ja. Jetzt habe ich auf der Polizei zu thun.“

„Auf der Polizei?“

„Ja, doch nur mehr wenige Tage; dann muß ich auf einige Wochen einrücken —“

„Einrücken?“

„Beim Leibregiment. Aber da Ihre Frau Mutter weiß, so halte ich es für angezeigt, daß ich mich in Person bei ihr vorstelle.“

„Aber Herr Wisflinger, bitte, sagen Sie mir aufrichtig — spielen Sie mit mir nicht Komödie?“

„Komödie?“ rief Robert. „Diese Frage könnte mich tränken. Sie kommen wohl auf diese Idee, weil Sie im Begriffe sind, sich ein Theaterbillet zu kaufen?“

„Ja, für den nächsten Sonntag,“ erklärte sie. „Am Montag ist mein Geburtstag, und so habe ich mir das als Geschenk ausgeben. Doch ich glaube, es ist die höchste Zeit; es wird geschlossen.“

„Ich erwarte Sie hier,“ rief Robert der Davoneilenden nach.

Als bald kam Nannerl mit zwei Billetten zurück. Robert betrachtete sie genau, indem er sich die Nummern zu merken suchte.

„Dritter Rang rechts, Loge 3, Vorderplatz. Schade, daß ich schon morgen einrücken muß und so verhindert bin, ebenfalls — dafür aber werde ich Montag früh zu Ihnen kommen, um meine Gratulation darzubringen und mit Ihrer Frau Mutter mich bekannt zu machen. Ich komme in Uniform.“

„Aber —“

„Kein Aber!“ bat Robert. Da brach Nannerl die Unterhaltung rasch ab; denn sie sah eine Bekannte herankommen, die sie nicht zum Zeugen ihres Gesprächs mit dem jungen Manne machen wollte. Sie verabschiedete sich daher rasch und hörte kaum mehr, als ihr Robert nachrief: „Auf Wiedersehen am Montag!“

Nannerl verschwieg ihrer Mutter vorerst die Begegnung. Sie lebte zwischen Hängen und Bangen. Daß eine Entscheidung eintreten müsse, war ihr klar.

Nun saß sie am Sonntagabend an der Seite ihrer Mutter in der Loge und entzückte sich an Meyerbeers „Afrikanerin.“ Dabei aber mußte sie doch stets an Robert denken. Sie suchte ihn mit ihren Augen im ganzen Hause, denn sie hoffte im geheimen, es möchte ihm doch möglich geworden sein, ihr hierher zu folgen und das Theater zu besuchen, um sie zu sehen. Schon begann der vierte Akt. Die Bühne stellte einen indischen Tempel dar, ein Ballet zu Ehren der wiedergekehrten Selika spielte sich ab. Da fiel es Nannerl auf, daß einer der Priester, gekleidet in lange, weiße Gewänder, die hohe, goldene Spitzhaube auf dem Haupte, unablässig zu ihr hinausblickte, ja sogar grüßend ein paarmal den Kopf neigte. Sie schraubte ihr Opernglas vor- und rückwärts; sie glaubte falsch zu sehen; denn der als indischer Priester verkleidete Statist da unten hatte ganz das Gesicht Robert Wisflingers, — sein Grüßen und Lächeln — nein, sie täuschte sich nicht, er war es, aber nein —

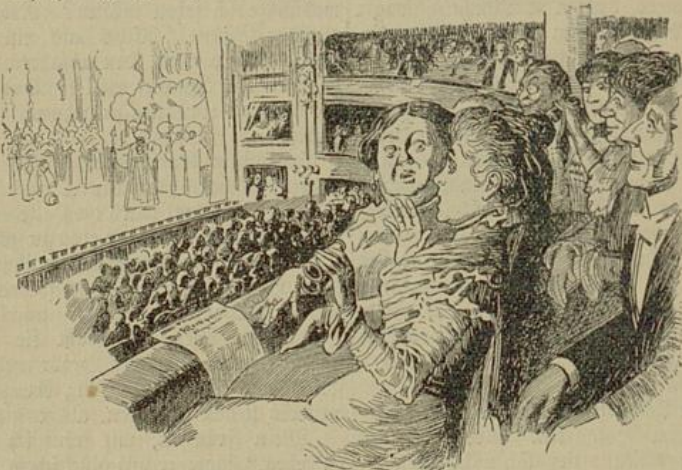
Wieder guckte sie durch das Glas, — wieder das-

selbe Grüßen. Aber der Grüßende vergaß dabei seine hohe Goldmütze. Diese hing bedenklich zu wackeln an und fiel ihm schließlich vom Kopfe. Hastig hob er sie auf und stülpte sie wieder auf sein priesterliches Haupt. Im Publikum lachte man, auch die Frau Bäckermeisterin lachte, nur unser Nannerl — das lachte nicht. Es wechselte die Farbe, denn jetzt hatte sie ihn ganz bestimmt erkannt; ja, es war Robert. Ein leiser Ruf der Verwunderung entfuhr ihr, es schwindelte ihr einen Augenblick, sie mußte nach einem Halt greifen.

„Was ist dir denn?“ fragte die Mutter.

„Jetzt nicht,“ erwiderte die Tochter, „daheim sollst du's erfahren.“

Der indische Priester Robert da unten, dem man aus Versehen keinen Bart umgethan hatte, ahnte nicht, was er für eine Rebellion im Herzen seiner Angebeteten verursacht hatte. Er war richtig beim Regimente eingerückt, und als er vernahm, daß eine



Ein leiser Ruf der Verwunderung entfuhr ihr.

Abteilung des-selben zur Vorstellung ins Theater kommandiert sei, um dort als Statisten den Chor zu verstärken — wie das bei allen größeren Vorstellungen geschieht —, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sich gegen Extrahonorar in diese Abteilung einzutauschen. Er wollte sich das Vergnügen machen, seine Ausertorene von der Bühne aus zu sehen, und als er

bemerkte, daß sie ihn erkannt, grüßte er vergnügt zu ihr hinauf, bis ihm die Mütze vom Kopfe fiel. Das trug ihm einen starken Verweis seitens der Regie ein, was ihm aber seine gute Laune nicht verdarb.

Nannerl aber wußte nichts von kommandierten Statisten und hielt sich nun wirklich für betrogen. — Schon auf dem Wege nach Hause klagte sie der Mutter ihre gräßliche Entdeckung.

„Mutter, du hast recht gehabt,“ sagte sie, mit den hervorbrechenden Thränen kämpfend, „er ist wirklich auch nur ein Komödiant — wie deiner! Schändlich! Schändlich!“

Sie berichtete dann, zu Hause angekommen, der Mutter ausführlich von ihrer letzten Begegnung mit Robert und meinte dann schließlich: „Es wäre mir ja ganz gleich gewesen, wenn er von Anfang an gesagt hätte, daß er am Theater nur Statist ist. Warum denn da lange Schwänke machen?“

Die Mutter sah in der Sache ganz ihren eigenen Fall und brütete auf Rache.

„Wenn er wirklich die Frechheit hätte, morgen in unser Haus zu kommen, dem würde ich heimleuchten!“ erglote sie.

Nannerl verbat sich zwar das; eine Lektion, so dachte sie bei sich, hätte er freilich verdient, das war nur billig, aber dann sollte auch Gnade für Recht ergehen. —

Nach einer schlaflosen Nacht brach der Geburtstagsmorgen an. Alle Geschenke vermochten das Herz des besorgten Mädchens nicht zu erfreuen. Da, gegen 11 Uhr, klopfte es, und Robert Wislinger, in seiner Uniform, erschien mit einem mächtig großen Blumenstrauß.

Bei seinem Eintritt erbebt das Mädchen, die Frau Mutter aber wischt sich den Mund ab, um ihn sofort in gehöriger Weise zu gebrauchen.

„Da ich weiß, daß Fräulein Nanni Sie bereits in Kenntnis gesetzt hat, verehrte Frau, und Sie davon wissen, daß wir — ich bin Rechtspraktikant Robert Wislinger —“

„Nur keine Flauen!“ unterbrach ihn die Frau Bäckermeister sehr entschieden. „Wir kennen uns und wissen schon, wer und was wir sind — ein Komödiant sind Sie, weiter nichts!“

„Ah, Sie spielen wohl auf gestern an?“

„Nicht auf gestern,“ rief sie erregt. Und nun hielt sie ihm sein ganzes Sündenregister vor. „Erst beim Advokaten, dann bei der Polizei, dann beim Militär, dann Statist — erlauben Sie mir, was ist da von allem das Richtige?“ schloß sie ihre erregte Rede.

„Das Richtige ist,“ rief da feurig der junge Mann, „daß ich Ihre Tochter liebe, daß sie mich wieder liebt und daß ich hiermit um ihre Hand bitte. Nicht wahr, Fräulein Nannerl, Sie sind damit einverstanden?“

„Meine Tochter einem Statisten?“ rief die Frau. „Da hört schon alles auf! Draußen wartet einer von unseren Bäckergejellen; soll Sie der hinausführen? Aber nein — in Anbetracht, daß meine Tochter — so red doch, dummes Ding! Sag ihm deine Meinung und bedank dich für eine solche Ehr’, und daß er dich so angeschwindelt hat, der — der Herr Statist!“

Nannerl hatte Robert trotz des Verboies der Mutter zum Grusse die Hand gereicht, und als sie in seine leuchtenden Augen schaute, da hatte sie alles andere vergessen.

Jetzt faßte sie sich.

„Aber Mutter, warum soll man einen Statisten nicht auch gern haben können?“ fragte sie. „Vorangesetzt, daß er ehrlich ist. Und das ist Robert; schau ihn nur an! Mag’s jetzt sein, wie es will, ich mag keinen andern zum Mann, als den da.“

„Du dumme Gans,“ schrie die Mutter; „mein Leben geb’ ich die Einwilligung nicht dazu,“ rief die Frau, „und noch weniger der Vater. ’s ist gut, daß er schläft, sonst —“

„Sonst würde er uns seinen Segen nicht versagen,“ ergänzte Robert.

„Verehrte Frau, Sie sind,“ so fuhr er dann fort, „in ganz irrigen Ansichten besangen.“

Und nun erklärte er ihr, wie der Irrtum entstanden, und zog schließlich seine Legitimationskarte aus der Tasche, um Mutter und Tochter schriftlich zu beweisen, daß er wirklich derjenige sei, für welchen er sich ausbebe.

Jetzt war es an der Frau Bäckermeisterin, verlegen zu werden. Da trat der Vater ein, die Frau eilte auf ihn zu und sagte: „Anton, der Herr da ist Herr Rechtspraktikant Wislinger, — er macht nur einige Wochen Dienst als Reservist, wird nächstens Advokat und hat um die Hand von unserm Nannerl angehalten. Die jungen Leute kennen sich schon lange, und ich hab’ nichts dagegen, wenn du —“

„Ja? Wer bin ich?“ erwiderte der Bäcker gähmend. „Mir ist alles recht, was du machst.“

„Also darf ich hoffen?“ fragte der Rechtspraktikant. „Natürlich!“ rief Nannerl. „Gelt, Vater?“

„Ja, ja!“ gähnte der Bäcker.

Nun ging es an ein Händedrücker, und daß gar nichts fehlte, ward auch der Verlobungsstuf in bester Form gegeben. Ganz besonders aber gefiel es der Mutter, als Robert sich anschickte, ihr die Hand zu küssen. Die versöhnte Frau reichte ihm da den Mund hin und sagte lachend: „Jetzt g’falln S’ mir!“

Dann folgte Einladung zum Mittagessen und — die Komödie ging gut aus: „sie kriegten sich.“



Schant, Hinkender, da kommt ein Stelzfuß daher, wie Ihr einer seid,“ — so meinte letztlich ein guter Freund vom Hinkenden, als sie selbander über Land gingen — „es ist einer von anno 1870. Er hat sein Bein fürs Vaterland lassen müssen, oder — wie der Lateiner sagt — »pro patria«. Nun ist ein Bein gewiß etwas wert; wer eines verliert, weiß erst, was er daran gehabt hat; aber ich könnt’ Euch einen nennen, der einen noch weit edleren Teil verloren hat und dennoch kein eisern’ Kreuz dafür aufweisen kann, wie dort der Vater Möricke. Das bin ich selbst. Der Teil aber, den ich verloren und geopfert habe »pro patria«, auf dem Altare des Vaterlandes, das ist mein Herz; ja glaubt es nur: mein lebendiges Herz, und wie das zugegangen ist, das sollt Ihr gleich hören, derweilen wir so weiter schreiten. Zuvor aber zündet Euch nur noch geschwind die Pfeife von neuem an, sonst geht sie Euch unterdem aus, weil Ihr unter dem Zuhören am Ende das Rauchen vergeßt.“

Inno 70 war's, genau so wie beim Vater Mörcke, nur daß ich ein wenig jünger war als er. Dazumal diente er bereits im dritten Jahre und meinte, im nächsten Herbst von den Soldaten loszukommen — als das Soldatsein erst recht bei ihm anfing. Unserer aber drückte noch die Schulbank, weil's einmal so ist, daß die jungen Leute gar nicht genug davon lernen können, wie die alten Römer parliert und die alten Griechen philosophiert haben. Als aber drüben von Frankreich her die ersten Kanonenschüsse dröhnten, war es zu Ende mit den alten Klassikern, und wer halbwegs gerade Glieder hatte, warf die alten Scharfenten in die Ecke und meldete sich freiwillig. Das Melben aber war leicht, nur angenommen wurde nicht jeder; denn die Herren vom Militär merkten bald, daß sie Zulauf mehr als genug hatten; so wurden sie „schnellich“ und suchten sich fürsichtig ihre Freiwilligen aus der Masse aus. Sie maßen die jungen Helden auf den Centimeter genau in der Länge und in der Breite, betupften sie von vorn und hinten; der Doktor setzte ihnen ein langes schwarzes Rohr auf die Brust und horchte hinein, ob drinnen auch alles in Ordnung sei, und zuletzt, wenn wirklich alles stimmte, fragten sie nach dem Scheine von den Eltern, denn schwarz auf weiß wollten sie es haben, daß die gestrengen Herren Eltern auch wirklich ihr Söhnchen für den Krieg hergaben. Da zog mancher verdrießlich ab und ließ sich nicht wieder bei den Soldaten sehen, sondern fand sich eines Morgens still wieder auf der Schulbank ein. —

Wer aber schlau war, stellte sich nicht in der Hauptstadt, wo der Zulauf so groß war, sondern mehr im Laude drin, wo ihrer nicht so viele kamen, um sich dem Vaterlande darzubieten. So machte auch ich mich eines Tages auf, nahm mein Ränzlein um und zog fürbaß ins Gebirge hinein, nach einer kleinen Festung. Dort, so dacht' ich, müßt' es mir gelingen, eingereiht zu werden in die Kriegerscharen. Und es war richtig kalkuliert! Der Kommandeur der Truppe war froh, mich einzustellen, und der Herr Doktor drückte ein Auge zu oder vielmehr ein Ohr, als er in die schwarze Röhre hineinhörte, die er mir auf die Brust gesetzt hatte, denn so ganz in Ordnung konnte es da unmöglich sein. Warum wohl aber?

Nun, das Herz des jungen Menschen war etwas außer der Ordnung; es hatte sich die letzte Zeit über allzu sehr mit einer jungen Dame beschäftigt, schlug deshalb viel zu langsam, wenn sie nicht da war, und wieder viel zu schnell, wenn sie da war. Das war mit dem genannten Rohr unsehlbar zu merken; aber der Doktor übersah es mit Wohlwollen; er dachte sich schon, daß nunmehr das junge Herz vor allem fürs Vaterland schlagen würde — und das ist bei einem Soldaten allemal die Hauptsache.

Ich stand also in Reih und Glied und marschierte und exerzierte, daß es eine Freude war. Vor wenigen Tagen noch die Schulbank drückend, war ich jetzt ein stolzer Krieger, dem ein mächtiger Säbel an der Seite hing.

„Was würden Vater und Mutter daheim für Augen

machen, wenn sie dich jetzt so sehen könnten,“ so dachte ich bei mir, „und wie würde erst Fräulein Marie die schönen großen Augen verwundert auf dich richten.“

Denn es muß gesagt sein: ab und zu schlug das Herz trotz alledem wieder unruhig; ja es verzehrte sich in heißer Sehnsucht nach dem vergötterten Mädchen — war es doch die Erste und Allererste, für die es entbrannt war!

Da — eines Nachts werde ich aus dem Schlaf geweckt; eine Ordonnanz klopft derb wider die Thür; es ist Befehl eingetroffen, daß ich sofort mit einem Trupp Ersatzmannschaft ausrücken soll in Feindesland. Wer war froher als ich! Schon am Mittag befand sich die ganze Mannschaft auf dem Bahnhofe der Festung, und von da ging es mit dem nächsten Zuge in aller Eile nach der Hauptstadt. Hier sollte sich unser Trupp einem größeren Transporte anschließen, der soeben aus Infanterie und Artillerie, Pionieren und Kavallerie zusammengestellt wurde. Es blieben uns ein, zwei Tage Zeit, die wir dazu verwandten, um uns der Hauptstadt zu zeigen. Am Abende des zweiten Tages aber, Punkt 11 Uhr, hatten wir uns unsehlbar auf dem Bahnhofe einzufinden, um mittelst Extrazuges mitten nach Frankreich hinein gesandt zu werden.

Wie ich so in süßem Nichtsthun durch die wohlbekannten Straßen schlenbere, treffe ich einen Schulfreund, dem es nicht geglückt war, als Freiwilliger angenommen zu werden; ich zeige mich ihm, der mich arg beneidet, und erfahre so ganz nebenbei, daß am folgenden Abende — trotz all des Kriegsjammers! — eines jener Kränzchen stattfinden sollte, welche die angebetete Marie zu besuchen pflegte.

„Da mußt du hinkommen,“ sagte der Freund, „du wirst großartiges Aufsehen machen in deiner Uniform.“

„So? Meinst du?“ fragte ich zweifelnden Tones und war doch bereits fest entschlossen hinzugehen. Freilich begann das Kränzchen erst um 8 Uhr und um 11 Uhr sollte doch bereits der Militärzug abgehen; aber immerhin blieben zwei bis drei glückliche Stunden, um sich zu zeigen und mit ihr zu sprechen und zu tanzen.

Ich war der erste im Ballsaale; lange, lange mußte ich warten. Endlich erschien sie. Ich stürzte auf sie zu; erschrocken wich sie zuerst vor mir zurück, bis sie mich erkannte, um mir dann lächelnd die Hand zu reichen. Ich sah es ihr an: es gefiel ihr ausnehmend, daß ich aus dem Schulbus im Umfassen ein tapferer Krieger geworden war.

Leider war sie mit ihren Tänzen fast durchweg versagt; nur einen einzigen hatte sie noch zu ihrer Verfügung, und diesen gestand sie mir gern zu. Ich stand an der Säule wie eine Schildwache auf Posten und wartete geduldig; nur ab und zu konnte ich einen Blick, ein flüchtiges Wort mit ihr tauschen. Die Tänze zogen sich in die Länge; es wurde fast 10 Uhr, bis der Tanz an die Reihe kam, den sie mir zugesagt. Es war dies kein einfacher Kundtanz, kein Walzer und kein Schottisch, sondern ein Tourentanz, ein Tanz mit allerhand Figuren und Schnörkeln.

Ich merkte bald, derselbe zog sich ungebührlich hin. Es überfiel mich die Angst, der Tanz würde zu lange dauern; ich sagte deshalb meiner Tänzerin, sie solle es mir nur nicht übel nehmen, wenn ich den Tanz unterbreche; ich müßte bald auf den Bahnhof hinaus.

„Ach, Sie werden doch nicht,“ erwiderte sie, „das Schönste kommt ja erst.“

Ich ließ mich bethören und überließ mich ganz dem Zauber ihrer Augen und ihres süßen Geplauders. Wir hatten einander sämtlich an den Händen gefaßt und sprangen als eine einzige große bunte Kette durch den Saal; hastig brückte ich Marie die liebe, weiche, süße Hand und schaute ihr vergnügt in die schönen Augen, die lustig unter den dichten, seidenweichen Wimpern hervorglänzten. Da stehe ich plötzlich genau unter der Uhr, die hoch oben an einer Wand des Saales angebracht war, und sehe: der Zeiger steht weit über 1/2 11 Uhr. Zu Tode erschreckt — denn nun war es die höchste Zeit, daß ich ging — sage ich: „Fräulein Mariechen, um 11 Uhr muß ich auf dem Bahnhof sein; da fahren wir ab. Leben Sie wohl und denken Sie manchmal an mich.“

Damit will ich mich aus der Kette losmachen, aber meine Nachbarin zur Linken, vor allem aber meine Nachbarin zur Rechten, die angebetete Marie, halten mich beide entschieden fest und lassen mich nicht los.

„Sie werden doch jetzt nicht schon fortgehen wollen, wo es gerade am allerschönsten ist!“

sagt sie, lacht und zieht mich mit der Kette weiter.

„Ach, Mariechen, bestes Fräulein Mariechen, ich muß ja,“ erwidere ich angstvoll und rüttle an der Hand des Mädchens, die aber fest bleibt wie ein Schraubstock.

„Sie dürfen jetzt nicht fort,“ sagt sie und sieht mich dabei groß und ernst, ja böse an.

Nun, zwei Minuten, so denke ich, kannst du es ja noch wagen, inzwischen geht die Tour doch vielleicht zu Ende. Aber die Tour amüßert so vorzüglich, daß alles schreit: „Noch einmal so, Herr Tanzmeister!“ und richtig springt die ganze Gesellschaft von neuem nach rechts und links — und ich — ich springe wie besessen mit und werfe voller Verzweiflung meine Beine in die Luft, daß alles hellauflacht, weil man meint, ich amüßerte mich königlich!

Jetzt aber ist's zu Ende mit meiner Geduld; ich reiße von neuem und ganz entschieden an der Hand meiner Tänzerin.

„Sie werden mir doch die Schande nicht anthun!“

raunt sie mir zu und sieht mich drohend, verzerrten Angesichts an. Beinahe wäre ich geblieben, aber da erscheint am Eingange zum Saale mein treuer Freund Wilhelm; er hat meinen Mantel und meinen Helm im Arm, während er mein Gewehr hoch über die Köpfe der Tanzenden schwingt.

„Komm,“ so ruft er, „es ist die allerhöchste Zeit.“

Nichts hält mich nun; ich mache mich gewaltjam und mit einem Ruck, mitten im Springen, von beiden Nachbarinnen mit einemale los, rufe: „Ich muß fort, adieu, Fräulein Mariechen, auf Wiedersehen!“ und stürze auf meinen Freund zu, nehme den Mantel um, das Gewehr zur Hand, setze den Helm auf und fort war ich. Die Kette der Tanzenden hinter mir zerfällt und etliche sehe ich noch gegen die Säulen fallen und zu Boden stürzen. Mir war's, als sei Mariechen mit eine von denen, die da stürzten. —

Mit Mühe und Not erreiche ich den Bahnhof; eine Minute später — und ich wäre zu spät gekommen.



„Sie dürfen jetzt nicht fort,“ sagt sie.

In Feindesland, auf einjamem Posten, im nächtlichen Bivak, auf dem harten Lager der Quartiere — wie oft und heiß habe ich da zurückgedacht an die ferne Heimat und vor allem an dieses Kränzchen und an dessen schönste Blume, die angebetete Marie! Langsam vergingen die rauhen Kriegstage; aber der Friede kam endlich und damit der Heimweg. Nun bangte mir das Herz, was wohl in-

zwischen aus Marie geworden sei; ob sie meiner wohl gedacht hätte? Je näher wir der Heimat kamen, desto bänger wurde mir zu Mute, denn immer deutlicher trat mir nun der fürchterliche Schluß des letzten Tourtanzes vor die Augen. Mit blühenden Augen, stolz erhobenen Kopfes marschierten die Kameraden neben mir, als wir, geschmückt mit grünen Reifern, durchs alte Thor mit Pauken und Trompeten in die Stadt einzogen. Ich aber war still und gedrückt. Und wie ich's geahnt, so kam es: Als wir an Mariens Haus vorbeizogen, da lag sie im Fenster und warf in einem fort bunte Blumen und grüne Reifer herab. Als sie mich aber sah, da hielt sie damit inne; mit feindlichem Blick schaute sie mich an. Sie hatte mir die „Schande“ nicht vergessen, die ich ihr angethan. Und ich konnte damals doch nicht anders! Ich hatte mein Herz dahingegeben und ihres verloren — „pro patria“.

Das Hufeisen.



Dort oben am Rhein, wo Eisengebirge und Westerwald ihr rebenbefränktes Gestein an die grüne Wasserstraße drängen, wo der alte Fluß im engen Felsbett von verklungenen Zeiten träumt, liegt dicht am Ufer, langgedehnt und Haus an Haus, ein altes Städtchen. Die weißen Häuser schauen mit ihren lustigen Fensteraugen auf den Strom zu ihren Füßen, auf die Felsenwand gegenüber und hinaus zum alten verwitterten halb geborstenen Turme und dem zackigen Gemäuer der ehemaligen Ritterburg. Von der Höhe des Berglegels aber, an dessen Anstieg die hintersten Häuser sich lehnen, schaut friedsam ein Kirchlein zu Thal: Sankt Kilianikapelle!

In der Karwoche war's. Allenthalben, Haus um Haus in den engen Gassen, herrschte emsiges Schaffen. Mit Scheuerbesen, Seife und Sand waren die Hausmütter bei der Arbeit; denn es galt, „den Judas zu vertreiben“, zum hohen Feste Flur und Stuben zu rüsten und Schrein und Schrank aufs Beste zu stellen. An den Läden waren die Thüren geschlossen, die Fenster verhängt; ein jedes befann sich auf sich selbst und schaffte für das eigene Heim.

Nur von oben und vom alten Thore her klang geschäftiges Tönen; mit Klack und Klimperklang ging dort das Handwerk Tubalkains; der Blasebalg sauchte, der Vorschlaghammer pochte, und Meister Gerhard handhabte Zange und Hammer; der gewaltige Eisensab bog sich genau nach dem Zirkel, die Funken sprühten vom glühenden Eisen zwischen Stahl und Stahl; das starre Metall wand sich zum Radreifen.

Meister Gerhard klopfte ab. Zwei Schläge noch setzte der Geselle aufs erkaltende Eisen — rechter Rand, linker Rand; dann stellte er den schweren Hammer zu Boden, ergriff eine zweite Zange, und indes die Brust des starken Burtschen unter der offenen Bluse sich hob und senkte, prüften beide die Richtung des Reifens. Der Lehrbursch rüstete diemal die Esse und schürte das Feuer mit dem Haken.

Meister Gerhard war nicht zufrieden; noch immer waren die Seiten zu scharf, die Mitte zu stark. Mit festem Anhub ward der Reifen nochmals zum Feuer gebracht, und während der Geselle ihn hielt, der Meister neue Kohlen auflegte, der Lehrbub das Blaserwerk in Gang setzte, huschte ein Schatten über den Sonnenstrahl, der durch die Thüre in die Schmiede fiel, und gleich darauf schallte es hell und kräftig in das rauchdunstige Gelaß hinein: „Guten Tag, Vater!“ Auf der Holzschwelle stand ein Bursche von zwanzig Jahren, den weichen kleinen Hut mit der Federzier fed auf dem Ohr, ein Ränzgel auf dem Rücken, einen Stock in der Hand.

Meister Gerhard schaute rasch auf. Das scharfe Feuer der Esse im dunklen Schmiederaum blendete wohl sein Auge; er hielt die Hand an die Stirne und schaute recht zu. Dann aber rief er freudig: „Du, Peter?!“ und ging dem Ankömmling behend entgegen.

„Ja, ich, Vater,“ sprach mit heller Stimme der Sohn, indem er mit ausgestreckter Rechten näher trat, während er mit der Linken zur Rocktasche griff; „hier mein Reisezeugnis!“

Über das harte Gesicht des Schmiedes, das der breite Kinnbart und die geschorene Oberlippe keineswegs schöner machten, ging ein Leuchten. „Dein Reisezeugnis!“ wiederholte er mit strahlendem Auge, und der Jubel des Vaterglücks klang deutlich heraus.

Der Sohn entfaltete ein großes Blatt; Meister Gerhard rieb sich die schwieligen Hände eiligst am Tuche, suchte von der Feilbank die Brille, nahm den Bogen zur Hand und, an den Schraubstock gelehnt, prüfte er, dem Fenster zugewandt, mit glückstrahlender Miene das Zeugnis.

Peter störte ihn nicht. Er nahm derweilen den Ranzen vom Rücken und eilte hinaus. Ehe aber der Vater noch sich durch die vielen Zeilen des gemischten Aktenstückes durchgearbeitet hatte, erschien der Sohn schon wieder und führte sein Mütterlein ins Schmiedegelaß, ein alterndes Frauchen mit ergrauenden Haaren, aber hellen, freischauenden Auglein, die, im Freudentau des Wiedersehens gebadet, einen schwachen Schimmer auf die klaffen, hageren Züge warfen. Schweigend verharrten beide, bis der Vater mit der schwierigen Lesung zu Ende war. Auch die Gehilfen standen beide unbewegt; sie mochten wohl die Wichtigkeit des Augenblickes ahnen, der nun die Arbeit von neun langen Jahren und so vieler Sorge und heimlichem Kummer obenein mit jenem Blatte Papier durch die Kraft der Aufschrift und des Insignels belohnte.

„Da, Mutter, schau!“ sagte der Vater und reichte das Blatt mit glücklichem Lächeln zurück. Aber das Mütterchen wollte nichts lesen; sie wußte es ja, was ihr Peter, ihr Einzig und Alles, stets gewesen war, ihr und allen, die ihn kannten! Die hellen Perlen traten ihr ins Auge und eilten zur Wange und zum Kinn. Sie umarmte ihr Kind, ihr liebes, braves

Kind, zog seinen Kopf zu sich herab, küßte ihm unter Schluchzen Augen und Stirn und badete sein errotendes Antlitz in Freudenthränen.

Auch Meister Gerhard wischte sich ein wenig die Augen, dann aber reichte er das Zeugnis seinem Sohne: „Da, Peter, lies es ihr vor!“

Die Röthe auf Peters Gesicht ward noch stärker; mit einiger Verlegenheit blickte er zu seines Vaters Gehilfen hinüber, dann aber faßte er sich und begann sein eigen Urtheil kundzutun. Und er durfte es kühnlich, hätte es ohne Sträuben gedurft. Kein schöneres Lob konnte einem jungen Manne zuteil werden, als es diese Zeilen enthielten; an Fleiß und gewissenhaftem Streben war keiner seiner zahlreichen Mitschüler ihm zuvorgekommen.

Das Mütterchen hatte sich auf den Eichenpfloß gesetzt, der den Amboß trug, und mit leuchtenden Augen an ihres Sohnes Lippen gegangen; ihr schwirrte vor den Ohren ob des stets nur gesteigert wiederkehrenden Lobes, das man ihrem Sohne spendete. Wie hatte sie im stillen gesorgt durch die vielen Jahre! Wie hatte sie Groschen um Groschen zum Thaler gespart und alles, alles wieder fortgegeben in die Stadt, gern und freudig den letzten Heller geopfert für ihren Peter! Und nun war er fertig, die Welt stand ihm offen! Nur wenige Jahre noch, und er war ein großer Mann, vor dem die Leute den Hut ziehen! Freilich, Geld würde es immer noch kosten, viel, sehr viel Geld, aber, der so weit geholfen, wird noch weiter helfen — trotz der schlechten Zeiten, trotz des schwachen Verdienstes und auch trotz des schlimmen Wurmes, der seit Jahr und Tag an Mütterchens Wohlsein nagte und bohrt. Er wird helfen, bis auch das letzte überwunden ist.

So tauchte aus ihrer Seele in diesem Augenblick der lichte Stern der Hoffnung durch den Nebelschleier der Beuhnüt, der ihr gutes Herz seit Jahren umlagerte, — ihr Herz, das nur einen Wunsch kannte, einen Gedanken, — das Glück ihres Kindes.

Sie erhob sich jetzt, nahm ihren geliebten Sohn bei der Hand, hieß auch den Vater mit zur Stube zu kommen, wo sie in Erwartung der Ankunft Peters den Kaffee gerüstet hatte. Meister Gerhard versprach zu kommen, und nachdem er nochmals den Reiß auf den Amboß gebracht und mit frohen Gedanken schnell und leicht zur Zufriedenheit gerichtet hatte, nahm er das Schurzfell ab und trat durch die Thüre in den Hof.

Da hallte ein Schritt thoreinwärts, und ein Bursche mit silberbeboteter Mühe trat auf den Meister zu, das Bruchstück eines Hufeisens in der Hand. Meister Gerhard's Stirn runzelte sich, und der von Arbeit und Jahren gebeugte Rücken streckte sich plötzlich, an den entblößten Armen spielten die Muskeln.

„Meister,“ so hob der Bursche an, „unsere Lydia hat ein Eisen verloren, und der Herr Stadtrat wünscht, daß Ihr ein neues macht; auch läßt der Herr Stadtrat fragen, ob es noch morgen in der Früh' könnt' angeschlagen werden; das Fräulein will verreisen.“

Meister Gerhard maß den Burschen mit finsternem Blick, er konnte seine Erregung nicht bezwingen. Mit überlauter Stimme schrie er den Burschen an: „Weißt du was, Bub, geh heim und sag deinem Herrn, für ihn hält' ich nun und nimmer keine Zeit, und das Fräulein soll zu Fuß laufen, wenn's ihm gefällt, zu verreisen. Der Meister Gerhard sei ein ehrlicher Handwerksmann, der sein Nothhelfer nicht ist und für derlei Müß' um Gotts will' sich bedankt. Hast du verstanden, Bub?“

„Aber, Meister“

„Kein Wort mehr und schrei dich!“ schrie der Schmied voll innerer Wut; er entriß dem Diener den Hufeisenstumpf und holte gar zum Schläge aus. Da fiel dem Ergrimnten die Mutter in den Arm, und sein Sohn faßte ihn bei der Schulter. Der Alte besann sich. Mit heftigem Ruck schleuderte er das Eisen weit von sich; es kugelte über die Steinfliesen des Hofes. Dann wandte er sich brummend ab und ging hallenden Schrittes ins Wohnhaus hinüber. Die Mutter, vor Schreck bleicher denn sonst, sprach dem Diener, der verdutzt und geängstigt noch dastand, begütigend zu. Peter aber hob das Eisen auf, fragte nach dem Auftrag und erklärte dann kurz und bündig, er werde für die Ausführung Sorge tragen; morgen in der Früh' sei der Beschlag bereit. Er solle nur getrost mit dem Pferde kommen.

Der Diener nickte und ging kopfschüttelnd von dannen.

Am Kaffeetisch, den die gute Mutter mit soviel Liebe bereitet und schon mit Dierbackwerk bestellt hatte, ging es fürs erste frostig zu. Meister Gerhard saß in seinem hohen Lederstuhl und sah ingrimmig vor sich hin. Peter setzte sich ihm gegenüber, und das Mütterchen ließ ängstlich ihren Blick über Vaters Antlitz gleiten, als sie den braunen Trank eingoß. Seufzend nahm sie zwischen beiden Platz.

Meister Gerhard aber knurrte: „Keine Freude gönnt er mir; alles, das Kleinste, muß er mir verbittern und vergällen. Heute nun das wieder!“

„Aber das hat er doch nicht mit Absicht gethan!“

„Ei ja, natürlich; das hör' ich immer. Nie thut er das. Keine Absicht hat er dabei, der Herr Stadtrat, wenn mir der Steuerzettel geschraubt wird, er thut's auch ohne Absicht, wenn er mich nach und nach bankerott macht. Meinst wohl, ich sollt' nicht merken, wo das hinaus will? Heut, wo er hört, daß der arme Gerhard eine rechte Freude hat, gleich schickt er seinen Kalfakter und thut mir damit zu wissen, daß er doch noch mehr ist; daß er ein reicher Mann ist, der seine Kinder hoch zu Wagen kann fahren lassen, wenn's ihm beliebt. Und ich, der Handwerker, bin gerade gut genug dazu, ihm zu Diensten zu sein, wenn er's verlangt; ich ihm, dem braven Vetter und Herrn Andreas Windelschmitt!“

„Aber, Vater!“

„Ja, red nur drein! Du machst ihn am End' noch zum Heiligen, deinen saubern Herrn Vetter, und setzt ihn neben Sanct Kilian droben, weißt du!“

„Nun, Vater,“ wagte Peter sich hervor, „Mutter meint's doch nicht schlimm, gewiß nicht!“

Meister Gerhard besann sich: „Soll damit auch nicht gesagt sein, Junge. Aber dann soll sie es mir auch nicht verdenken, wenn's in mir brodelt und kocht. Was hatt' ich früher ein Geschäft! War das eine Lust an der Arbeit! Will ja gar nicht 'mal von meiner Jugendzeit sprechen, wie der Großvater noch lebte. Da gab's noch keine Eisenbahn, keine Fabriken, die den ehrjamen Meister an den Bettelstab bringen. Nur von der Zeit bis vor 25 Jahren! War das eine Zeit! Von morgens bis abends wurde der Notfall nicht leer; um drei Uhr mußten wir Buben heraus, und um neun war oft noch nicht Vesper. Leinpferde, Karrengäule, Postkutschen, Karossen stauten sich da draußen; dazu Bauarbeit und Haus Schlosserei in schwerer Menge! Aber da kam zuerst das Dampfschiff, und mit der Schlepperei ging's zu End'; dann gab's 'ne Eisenbahn, und die Chaussee wurde so still, daß sich die Schlagbäume nicht mehr rentierten. Nun, 's war nicht zu ändern, und ich hätt's mir gefallen lassen, wenn der Herr Vetter drüben nicht seinen Eigentum hätt' aufgemacht und die Preise gedrückt, daß Gott erbarm! Alles hat er, rein alles, was von Eisen ist, vom Schuhnagel bis zum Pflug, vom Schlüsselchen bis zum Anker; Fabrikware ist freilich alles, Schundware, — dafür aber auch Schundpreise! Ja, Junge, du glaubst es nicht; aber es ist so: der Notkopf, der, der allein, der richtet mich zu Grunde, der Schutz!“

„Aber Vater, Vater!“ flehte die Meistlerin.

„Ei, soll ich etwa nicht? Soll ihm gar noch schön thun? Fehlte mir noch. Warum ist er nicht bei seinem Geschäft geblieben? Aber da steckt's: Weil er nichts wußte und nichts konnte, hat er 's Viehdoktor aufgesteckt und ist Händler geworden; weil er ein Pfußer war, sag' ich, ist er ein Lump geworden; so sag' ich und bleib' dabei!“

„Aber, Vater, sei nicht gar so böß; lehr den Jungen nichts Schlimmes. War doch der Andres kein studierter Vieharzt, und als die studierten ins Land kamen, hat er halt Platz machen müssen; und eh' er dann das Eisengeschäft angefangen hat, ist er doch zu dir gekommen und hat's mit dir in Kompagnie machen wollen, Gerhard! Das weißt du doch noch!“

„Ja, ja, das war's ja eben,“ erwiderte mit überlegener Miene der Meister, „auf mein bißchen Geld hatt' er's abgesehen, von vornherein schon; das wollt' und mußte er durchaus haben: der Gerhard mußte zu Grunde gehen. Und weil es nicht mit einem Mal gelungen ist, da hat er's nach und nach versucht; statt Schröpfköpfe hat er Blutegel angelegt. Aber gelingen soll's ihm nicht, dem Blutsauger, so lange meine Knochen noch zusammenhalten. Mich kriegt er nicht klein, und daß er am Peter seine Schadenfreude nicht hat, dafür wird der schon sorgen. Was, Junge?“

Peter nickte zustimmend, benutzte aber den Augenblick rasch und sagte: „Und darum denk' ich, Vater,

wollen wir es dem Herrn Stadtrat gar nicht zeigen und merken lassen, daß er uns 'was anhaben, daß er uns ärgern kann. Ich denk', Vater, wir thun, als ob wir gar nichts merkten, und machen ihm ruhig den Beschlagnahme.“

Entrüstet fuhr Meister Gerhard auf: „Wie soll ich das verstehen, Junge? Eher fallen mir die Hände beide von den Armen, eh' ich“

„Du sollst es ja auch gar nicht, Vater,“ so besänftigte den Aufgeregten der Sohn, „du sollst keinen Finger anlegen: ich thu's!“

Meister Gerhard verstummte; dann ging ein mitleidiges Lächeln über die geschorene Lippe: „Du, der künftige Professor, — ein Hufeisen schmieden?“

„Ich bin stark dafür!“ erwiderte Peter ernsthaft, „hab' ich dir doch auch geholfen und zugegesehen durch neun lange Jahre, einen Ferientag um den andern.“

„Und möchtest jetzt dein Gefellenstück machen, was?“ so fragte der Vater, als ging' er schon wieder gutgelaunt auf den Vorschlag ein.

„Wenn du willst, — mein Meisterstück!“ bekräftigte dieser.

„Soll gelten!“ rief der Meister in bester Stimmung; er streckte dem Sohne die Hand entgegen. Der aber schlug kräftig ein.

„Ohne Hilfe versuch' ich es, Vater, und wenn es dir dann gefällt, bin ich zufrieden.“

Meister Gerhard blickte mit Stolz auf sein Kind. „Der letzte Schmied aus unserem Stamm,“ rief er mit wehmütigem Tone, „viel Glück zur Arbeit!“

Dann ging er und bot den Gehilfen Feierabend, die sich nicht wenig ob der Vergünstigung wunderten. Der Meister selbst aber wusch sich, kleidete sich feiertäglich, steckte das Zeugnis seines Sohnes in die Rocktasche und ging hinüber zur „Traube“ ins Wirtshaus der Herrenleute. —

Ein früher Märzabend hatte sich auf das Rheinthale gesenkt, um die Halben spielten Nebel und hüllten die Bergeshäupter in ein graues Gewand. Auf dem Strome entflammte an Schiffen und Rähnen ein Licht ums andere, und in die Gassen des Städtleins warfen die Lampen ihr trauliches Licht. Ruhe lag auf allen Pfaden, nur in der Schmiede draußen ging im hurtigen Takte das Ricketack und Klimperklang; es sprang durch Thür und Fenster in die Abendstille hinaus.

Am lodrenden Herdfeuer stand der junge Student im Schmiedewams, die Ärmel aufgekrempt, den Lederschurz umgethan. Die Linke zog den Blasebalg, die geschickte Rechte aber ordnete mit dem Haken die glühenden Kohlen. Sein Gesicht, nicht schön, dem Vater ähnlich, aber frisch und blank in Jugendkraft, ward vom Feuerchein anmutig umspielt. Unter gerunzelten Brauen sahen die hellen Augen scharf und fest in die Esse und prüften die Hitze des Metalls; eine lichte Fröhlichkeit strahlte aus diesem Augenpaar: Kopf und Herz waren hier zugleich bei der Arbeit.

Jetzt spritzten aus der roten Blut weiße Sternchen auf, und mit stinkem Griff hob der Werkkundige das

Eisen von der Esse zum Amboss. Der Bug war schon gerundet, die Klappe angebogen, die Arme gestreckt. Jetzt galt es, die Falz zu schrägen, daß der Nagel nicht vorschau und abstoße. Hei, wie das zog! Wie die Schläge fielen! Mit der Breitbahn bald und bald mit der Finne! Schlag um Schlag, ohne Bedenken, Kling und klang! Kein Mitgesell hätte es besser gemacht.

Das Feuerrot dunkelte und der junge Schmied brachte sein Werk wieder zum Herde.

Und nun die Stollen gerichtet, scharfkantig gebogen; die Nagellöcher — vier außen, drei innen; nun noch ein letztes, aber das Schwerste: die Hitze war gut, die Härtingung gelungen, es galt, den Griff anzusehen. Es gelang; da das Eisen ertaltete, war keine Spur an der Stelle zu sehen.

wo die Schweißse saß. Jetzt noch eine letzte Wärme, das Ganze zu richten und in Winkel und Zirkel zu stellen. Nur wenigen Rückens bedurfte es, und als er das Eisen auf die Schablone legte, die er nach dem alten Stumpf auf Blech sich aufgerissen, da trennte kein Haar mehr Eisen und Kreide.

Peter musterte sein Werk von allen Seiten, indes es allmählich ertaltete; er war zufrieden. Und schau! Der Schelm sprang ihm ins lichte Augenpaar, und einen Augenblick stand Peter ganz in Sinnen. Dann spitzten sich seine Lippen, und mit vollem Tone pfliff er eine liebe Weise, ein allbekanntes Schmiedeliedchen — das Lied von der „Lore am Thore“.

Diemeil deckte er die Esse ab und entzündete die Hängelampe, um die Feilbant zu erleuchten. Dann schob er das kaltgewordene Eisen in den Schraubstock, suchte sich eine Feile aus, prüfte sie und schickte sich darauf an, den letzten Grat von den Löchern und Kanten zu reiben. Hell klang zum Feilstrich die Weise:

„Sie ist mein Gedanke bei Tag und bei Nacht
Und wohnt im Winkel am Thore.“

Jetzt sang er den Nundreim mit strahlender Miene; denn wo auch sein Auge hinblickte über sein Meisterstück, — alles war strack und glatt; das Ganze wie aus einem Guß. —

„Ei, schön guten Abend, Herr Meister; Gott helf Euch!“ so erscholl es plötzlich hinter ihm.

Ein Mägdelein stand im Thürspalt. Kastanienbraun fiel ihm das Haar in starken Zöpfen über den Nacken, ein Filzhütchen beschattete die Stirn, aber wie zwei helle Lichter strahlten unter dem Dunkel zwei tiefblaue Augen hervor. Ein Schelmälcheln spielte um Wangen und Kinn.

Der junge Schmied schaute rasch auf. „Abelheid!“ so rief er, „du, Abelheid, du!“

„Ja freilich, Peter,“ lachte das Mädchen und trat näher, „wollt' nachsehen, wie es hier stände, und ob mein Pferdchen morgen Schuhe zur Reise hat? Ei, was seh' ich, du selbst, Peter, du? Hilfst wohl dem Eisen noch etwas nach? Das nenn' ich einen braven Sohn!“

„Peter, was ist dir?“ fragte das Mädchen erstaunt, als sie statt der Antwort nur stumme verlegene Blicke bekam. „Bist du uns vielleicht auch böse?“

Da ging ein Ruck durch unsern Peter. „Aber Abelheid!“ so klang vorwurfsvoll seine Stimme.

„Nun ja, sollt' ich's nicht meinen!“ schmolte das Mädchen, „hast freilich keinen Grund!“

Peter lächelte, und heiße Röde stieg ihm vom Halse auf in die Wangen. Er fühlte die Blut und griff in der Verwirrung wieder zur Feile. Ein greller Strich fuhr über das Eisen.

„O!“ machte das Mädchen mit halbunterdrücktem Aufschrei und ihre Hände fuhren aus den Taschen an die Ohren. Das steigerte

Peters Verlegenheit; aber ratlos, wie er war, seilte er drauf los.

Auch Abelheid schwieg nun; sie sah über Peters Schulter der Arbeit eine Weile zu und fragte dann in schüchternem Tone: „Du, Peter, ist's so, bist du jetzt wirklich Student?“

Peter nickte und arbeitete weiter.

„Und was willst du werden?“ fragte das Mädchen leiser.

„Philologie studieren!“ kam die knappe Antwort zurück.

„Philologie? — Da wirst du wohl 'mal ein Professor?“

Wieder mußte sie sich mit einem Nicken begnügen. Daraufhin schwieg sie vollends. Peter aber seilte, als ob er Stahl unter den Händen habe. Nach einer



„Ei, schön guten Abend, Herr Meister; Gott helf Euch!“

Baufe vernahm er einen leisen Seufzer, den die schnelle Frage zu verwischen bestimmt war: „Wer hat denn das Eisen geschmiedet?“

Peters Herz schlug höher. Das war sein Traum. So hatte er es sich gedacht, wenn auch nicht hier und heute schon. Ganz ein anderer, wandte er sich um, entnahm das Hufeisen dem Schraubstock und hielt es mit strahlenden Augen dem Mädchen hin:

„Ich selbst, ich habe es geschmiedet!“

„Du?!“ rief das Mädchen mit hellem Erstaunen, „du kannst das? — Und warum —“ dann stockte sie.

„Weil . . . nun — weil der Vater es nicht wollte.“ Ja, so sagte er, doch sein Blick und das selbstsam gezwungene Lächeln sprachen anders.

„Laß sehen,“ begann sie wieder; sie nahm das Eisen aus seiner Hand und betrachtete es genau.

„Gefällt es dir?“ fragte Peter und kreuzte die Arme auf der Brust.

„O ja — sehr!“ kispelte Adelheid ohne aufzuschauen, „und du hast es wirklich selbst geschmiedet? Mir geschmiedet?“

Die blauen Augen schweiften aufwärts; ihre Blicke trafen sich.

„Weißt du auch, daß ein Hufeisen Glück bedeutet?“ flüsterte das Mädchen, hochrot vor Verlegenheit.

Ein Taumel faßte den jungen Studenten. Seine Arme umschlangen das holde Mädchen, zwei blaue Sterne strahlten zu ihm empor, sein Mund berührte ihre Lippen. — Es war Peter wie im Traum, und als er sich wieder besann, rauschte ein Frauengewand über die Thürschwelle weg, eilige Schritte huschten zum Hofe hinaus. Peter schaute auf und um sich. Auf der Esse knackte eine Kohle, ein Flämmchen stieg auf und verlösch alsbald. Er fuhr sich über die Stirne. War das alles ein Traum gewesen? Nein, denn freilich war sie fort, aber mit ihr — das Hufeisen, sein Meisterstück! —

Am andern Morgen bei Tagesgrauen schaffte der junge Student im Schmiedewams aufs neue an Esse und Amboss; aber Herz und Kopf waren nicht recht bei der Arbeit. Der Diener brachte den Gaul, und als Meister Gerhard aus der Kammer trat, da stand des Stadtrats Köflein schon reisefertig.

II.

Der April hatte Sturm, Regen und Schnee gebracht, auch zu Beginn des Wonnemonds hatte der Wetterhahn noch ruhelose Tage; dann aber zog der Frühling im schimmernden Blütenkleide ein, und warmer Mairegen befruchtete Flur und Bergeshang. Der Juni aber ließ sich recht sommerlich an, und da Sankt Kilian erschien am achten Tage des Heumonats, da standen dem guten Heiligen die dicken Schweißtropfen auf der Stirne.

Am frühen Morgen dieses Festtages war feierlicher Umzug durch das geschmückte Städtchen hindurch bis zur alten Kapelle hinauf, und als die frommen Waller zurückkehrten, war ihnen ein guter Trunk wohl zu gönnen; die Hausfrauen nahmen es heute nicht allzuübel auf, wenn Mann und Sohn die

Mittagsglocke überhörten. Nur einmal im Jahr war Sankt Kilianstag!

Herr Andreas Windelschmitt, Kaufmann und Stadtrat, sprach das Gebet und erhob sich vom Mittagsmahle; seine Hausgenossen thaten dasselbe. Die Tante, Fräulein Rosalie, die seit dem Tode der Hausfrau die Wirtschaft führte, strich sich die grauen Fallocken aus der Stirne und setzte das Geschirr zusammen. Fräulein Adelheid war hinausgesprungen, um eine Hauschürze vorzubinden, damit das feine Seidenkleid nicht Schaden leide, wenn sie der Tante jetzt zur Hand ging. Auch war das Mädchen herzlich froh, aus dem Zimmer zu kommen, hatte sie doch selbst heute die Küche verwaltet und ihr Bestes gethan. Aber der Vater war nicht zufrieden gewesen; schon bei der Suppe hatte das Mörgeln begonnen, der Hecht war nicht weich genug, der Hahn zu scharf gebraten. Dem freilich mußte man heut schon etwas verzeihen; aber auch der Bruder, der rothhaarige Schlingel, hatte sein Wörtchen dazu gethan, und das ärgerte Fräulein Adelheid am meisten.

Als sie wieder ins Zimmer trat, überraschte sie Vater und Bruder bei leisem, gespanntem Gespräche, welches Herr Windelschmitt, sobald er der Tochter ansichtig wurde, schnell ablenkte, indem er sich bei seinem ältesten Sprossen und Stammhalter nach der Forderung des festtäglichen Taschengeldes erkundigte.

Herr Windelschmitt junior war nicht blöde, und Adelheid schaute erstaunt von der Arbeit auf, als er die Summe nannte. Und, o Wunder! Ganz gegen seine Art feilschte Vater Windelschmitt diesmal nicht, er griff stillschweigend in die Tasche und zahlte. Herr Sebastian aber dankte etwas obenhin, strich das Geld ein und schritt mit befriedigter Miene hinaus; unterwegs aber warf er der Schwester einen Blick zu, über den diese erschrak; sie verstand den Hohn und dachte sich nun auch, was wohl soeben zwischen Vater und Bruder verhandelt worden war.

„Adelheid!“ so redete der Vater sie jetzt an, indem er, Stirn und Nacken mit dem großen seidenen Luche wischend, sich mit gespreizten Beinen vor sie hinstellte, „Adelheid, was war das gestern Abend?“

Obwohl sie die Frage erwartet hatte, erbleichte sie. „Was, Vater?“ sprach sie, ohne aufzusehen.

„Der Singsang gestern Abend vor unserm Hause!“ ergänzte Herr Windelschmitt, indem sich ein eigenartiges Lächeln von seinen kleinen grauen Auglein über die geschorenen Wangen zog und in den Mundwinkeln festsetzte.

Adelheid kannte dieses Lächeln, aber jetzt, in der Not, suchte sie es scherzhaft zu deuten: „O, es war das Lied von der Lore am Thore!“ erklärte sie und versuchte, zu lachen.

Von der Horde da draußen am Thore — meinst du!“ erwiderte mit Bitterkeit und böshafter Schärfe der Vater; die scharfgeschnittene Oberlippe bedte dabei und zitterte nach.

„Vater!“ rief Adelheid vorwurfsvoll.

Herr Andreas Windelschmitt stieß mit dem Fuße auf die Zimmerdielen, seine Hände fuhren in die Hosens-

taschen, auch er erleichte. „Ich verbitte mir das, Fräuleinchen,“ rief er mit lauter, ächzender Stimme, „den Singsang draußen und alles, was damit zusammenhängt! Verstehest du?“

Abelheid hob den gesenkten Kopf wieder stolz empor: „Kann ich's denn verbieten?“ fragte sie leise und bestimmt; dann schaute sie wieder zu Boden.

„Also, soweit sind die Dinge schon gediehen, — das ist ja schön, sehr schön, Fräuleinchen! Hast dir das Konzert wohl gar bestellt, wie?“

Wieder erhob das Mädchen sein schönes Haupt, ihr Busen wogte: „Vater!“ stöhnte sie, mehr brachte sie nicht hervor.

Da geriet der Vater ins Poltern: „Sag dem Bettelstudenten, daßer's sich nicht mehr untersteht, sonst heß' ich den Hund auf ihn und laß' ihn dahin bringen, wohin Trunkenbolde und Lärm-schläger gehören, verstehst du?“

Die harten Worte nahmen dem Mädchen Fassung und Ruhe.

„Weißt du denn so bestimmt, wer es war?“

„Du willst gar noch leugnen? Weißt am Ende gar nichts davon? Hast nichts gehört, nichts gesehen?“

„Ich habe nichts gesehen und weiß daher also nicht, wer es war!“

Herr Windelschnitt trat näher an seine Tochter heran, sagte heftig ihren Arm, sah sie mit durchdringendem Blicke an und sprach langsam: „Du willst den Vater belügen, Abelheid?“

Ein Zucken durchfuhr ihren Körper. „Nein, Vater,“ sprach sie unter quellenden Thränen, „das will ich doch nicht.“

Er hatte den Arm der Tochter losgelassen, war zurückgetreten, und da er sich dem Sofa näherte, ließ er sich laut aufsetzend in die Polster fallen. Abelheid lief herzu, fiel in die Knie und suchte seine Hand zu fassen, die er der Bittenden entzog. „Vater, Vater!“ rief sie, „Vater, verzeih mir!“

Verdutzt schaute der Vater auf, die kleinen Auglein weiteten sich: „Also ich soll verzeihen, — soll am Ende gar mein Jawort geben, was?“

„Ach ja, Vater, thu es, thu es!“ flehte unter Thränen lächelnd das schöne Mädchen, indem sie ihre

Arme um des Vaters Hals schlang. Der aber stieß sie heftig zurück und sprang auf.

„Wie, was! Bin ich im Tollhaus? Du willst meine Tochter sein und wirfst dich diesem Bettelsold an den Hals? Soll ich am Ende von meinem Gelde auch noch die Gesellschaft ernähren und einen Dummler großziehen? Was hat er überhaupt jetzt hier zu suchen? Er soll bei seinen Büchern sitzen und treibt sich hier herum, bringt anständige Leute ins Gerede mit seinem Leichtsin. Wie, was? Das soll 'mal mein Schwiegersohn sein?“

Abelheid hatte sich erhoben.

„Vater, Vater,“ rief sie, „hör mich an, einen Augenblick, ich bitte dich!“

„Und das wäre?“ gab dieser zur Antwort, wieder vor sie hinstretend.

„Vater, er würde nicht hier sein, gewiß nicht hier sein. Aber das Geld fehlt ihm, die Mittel sind ihm ausgegangen; schon jetzt gleich zu Beginn. Der Meister Gerhard kann es nicht beschaffen; es ist zuviel für die kleinen Leute.“

„Ach so! Ganz recht,“ so lautete jetzt schon ruhiger die Antwort, „schaut da der Hochmut aus dem Bettelwams? Warum läßt er ihn studieren den Herrn Sohn?“

„Weil er ihn ebenso lieb hat, wie du den Deinigen! Was hättest du darum gegeben, wenn der Sebastian es gewollt, wenn er es gekonnt hätte!“

„Das ist was anderes, ganz was anderes. Ich kann das, ohne mich zu ruinieren. Jeder muß sich nach seiner Decke strecken!“

„Vater, sei nicht ungerecht,“ fuhr Abelheid mit wachsendem Vertrauen fort, „Elternliebe ist über alles stark!“

„Aber der Geldbeutel,“ lachte Herr Windelschnitt heraus, „der ist nicht über alles stark; den muß man zuerst fragen.“

Das Mädchen schöpfte Hoffnung, als sie sah, daß der Vater so ruhig war und ein Späßchen machte. „Vaterchen,“ sagte sie zärtlich, „ich will ja nicht — wie die Leute es thun — behaupten, daß du schuld seist; aber das ist doch wahr, daß dein Geschäft dem



„Vater, Vater!“ rief sie, „Vater, verzeih mir!“



Meister viel, sehr viel geschadet hat. Unser Glück war sein Unglück, und darum solltest du nicht hart, nicht ungerecht, nicht unbarmherzig sein. Ja, Vater, hilf du ihm, ja!"

"Ei schau an," erhielt sie zur Antwort, „und das sagt mein Töchterlein, das Fräulein? Wer hat dich das denn gelehrt? Bist wohl in der Schmiede drunten fleißige Horcherin gewesen; wie?"

"Sei nicht hart, Vater," antwortete Adelsheid, „seit der Karwoche bin ich nicht dort gewesen, sicher nicht!"

Herr Andreas Windelschmitt sah seiner Tochter scharf ins Gesicht: „Mit dem Peter bist du aber doch einig?"

Adelsheid schwieg, aber ihr liebes Gesichtchen bedeckte flammendes Rot.

Herr Windelschmitt ließ sie stehen und durchmaß in mächtigen Schritten das Gemach. Adelsheid ließ ihn gewähren. Blöcklich hielt er inne. „Versprich mir eines, Adelsheid!" sagte er rasch.

"Ja, Vater, alles, alles!" rief das Mädchen mit frohlockendem Tone.

"Daß ihr von heute ab euch fremd seid, solange bis er ein fertiger Mann ist."

"Gewiß, Vater, gewiß," jauchzte das Mädchen.

"Und daß du von ihm läßt, sobald er der Wohlthat sich unwürdig zeigt."

"Das wird er nie und nimmer thun, Vater; doch ich verspreche es dir."

"Und was ich ihm gebe, geht vom Anteil deines mütterlichen Erbes."

"Ja, ja, Vater, gewiß, denn so ist es recht! Und du willst es wirklich?"

"Will's mir überlegen, du Here!" brummte einigermaßen freundlich Herr Andreas Windelschmitt und wollte rasch hinaus; Adelsheid aber fiel ihm um den Hals, küßte ihm die Wangen und rief: „Vaterchen, Vaterchen, ich danke dir's tausendmal."

Der Alte machte sich mit Mühe los und suchte seine Mittagsruhe. Adelsheid schaute durchs Fenster zum Kirschbaum. An den rotwangigen Beeren pickten Spatzen haufenweise und schwatzten und pfffen durcheinander. Sonst hätte sie die bösen Gäste sicherlich geschmeckt, aber heute lagen ihre Hände im Schoße gefaltet; ihre Lippen summtten ein Liedchen, das Lied von der „Lore am Thore".

Am Nachmittag war ein festliches Getriebe im sonnenhellen Städtlein; Schaubuden, Kuchenbäcker und Karussells nahmen den Marktplatz ein; Eingeseßene und Fremde füllten den Raum. Lärm, Musik und hundertstimmiges Geschrei und Gepolauer wirbelte durcheinander. In den Gassen ging es straßenauf und ab unter wehenden Fahnen und schwankendem Kranzwerk, wo aber Krautwisch, Spieß oder Schild eine Schenke anpries, da war just kein Hineinkommen mehr; Kransen und Krug hatten da schwere Arbeit, und die Wirte rieben sich vergnügt die Hände.

Herr Barthel Hößlich, der Traubenwirt, war schier außer sich; ihm fehlten der Hände mehr als ein Duzend. Drogen in dem Saale spielten Fiedel und Brummfuß zum Tanze auf, und das lockende Horn

schmetterte seine lustige Polka über Markt und Buden und Leute. Im Herrenzimmer unten saß vornehme Gesellschaft: die Spitzen der Stadt, Beamte, Kaufleute, Gutsbesitzer und Weinkönige mit roten Backen und lustigen Augen; Sankt Kilian hatte guten Schein und versprach eine schöne Ernte. Im großen Vorder-raum aber, der vier Stufen tiefer lag, waren alle Stühle und Bänke besetzt. Die groben Eichenische waren belagert und oftmals fuhr eine schwielige Faust auf die Tischplatte, wenn Hausbursch und Magd nicht schnell genug der durstigen Kehle zu Willen war. An der niedrigen Balkendecke lagerte eine dumpfe Nebelschicht von dickem Tabakrauche, die von dem Lichte der beiden Lampen kaum durchbrochen wurde.

Am runden Tische vor der Pforte des Herrenzimmers, etwas seitab, saßen die Gewerker des Städtleins, eine stattliche Gilde: Schuster Franz mit dem stacheligen, schwarzen, glänzenden Haar, zwei Meister des Hobels, zwei Brüder, groß und von schwächtegehniger Gestalt, dazwischen der junge Häuptling der Schneiderzunft im selbst zugeschnittenen und genähten schwarzen Gehrock. Er war auf der Akademie in Stuttgart gewesen und war in Politicis nicht weniger bewandert als im Schnitt und Ellenmaß. Etwas abseits für sich saß der höckerige Stellmacher mit seinem alten Schulgenossen, dem Meister Gerhard. Meister Gerhard fand heute durchaus die Festlaune nicht und ärgerte sich über des „Akademikers" Gerrede. Deshalb hatte er den Freund in eine stillere Unterhaltung gezogen.

In der Herrenstube wurde es lauter und lauter, dort schien es hoch herzugehen; man brachte immer eine Gesundheit um die andere aus und ließ die ganze Welt hochleben. Die kleineren Leute im Vorderzimmer horchten dann auf, bis die Einzelrede in dem Stimmengewirr unterging. Wenn aber ein vornehmer Gast die vier Stufen herabschritt, dann schauten alle Augen neugierig nach ihm.

Auch Herr Andreas Windelschmitt ließ sich zuweilen unter dem Thürrahmen sehen, und sein kluges und ernstes Gesicht glänzte in ungewohnter Heiterkeit; er war — so schien's — unter guten Freunden, die den Herrn Stadtrat kannten und ihn zu nehmen wußten. Dann ließ er jedesmal die Augen über die Menge dahindrin gleiten. Wen mochte er wohl suchen? Als er zum viertenmale hervorkam, hatte er, wen er suchte.

"Du, Gerhard," rief er zur Seite zum Gewerker-tische, „geh her! Ich hab' mit dir zu reden!"

Meister Gerhard, der sich schon vorher über das häufige Erscheinen seines Herrn Veters geärgert und ihn vor den Männern der Gilde unverhohlen einen gepreizten Prozen geheißen hatte, war von dem Grusse, so einladend er auch sein sollte, wenig erbaut. Mit grollender Stimme rief er ihm zu: „Wenn du mit mir reden willst, dann komm doch zu mir!"

"Es geht dich aber gerade an; brauchst deshalb nicht so brummig zu sein," gab ihm Herr Windelschmitt zur Antwort, und die Freundlichkeit seiner Züge minderte sich merklich.

„Wird was Rechtes sein!“ knurrte der Meister, indem er sich langsam erhob. „Wohl wieder ein zerbrochenes Eisen von deiner Kracke!“

„Nu, nu,“ machte der Kaufmann ärgerlich, „ihu darum nur nicht groß; das andere, das du ihr hast angeschlagen, taugt blutwenig; das Tier ist drüber zu Fall gekommen, ein anderer hat's bessern müssen.“

Meister Gerhard zuckte zusammen: „Wenn du mir das sagen wolltest,“ schrie er den Kaufmann an, „dann könntest du das anderswo. Überdies hab' ich dir das Eisen nicht gemacht — Gott sei Dank — ich halte mich doch zu gut für dich und deine Bagage!“

„Wie, was!“ entgegnete Herr Bindelschmitt in scharfem Tone, „kommst du mir so! Du hast es nicht gemacht? Wer denn sonst, he?“

„Mein Bub und nicht ich, verstehst du?“ erwiderte der Meister mit gleicher Schärfe. „Und nun laß mir meine Ruh!“ fügte er so laut hinzu, daß die Gäste allesamt aufmerkten. Dann setzte er sich heftig wieder auf den Stuhl.

„Deine Ruh' kannst du haben, Vetter; aber das sag' ich dir doch: deine Grobheit ist dir noch nimmer zu Nutz gewesen, und deinen Bub kannst du zeitlebens jetzt an den Umboß stellen, du, du — dummer Dickkopf!“ Dann wandte auch er sich zum Gehen.

Aber nun sprang der Schmied auf, packte mit der Rechten einen Stuhl an der Lehne und streckte die geballte Linke dem Sprecher entgegen: „Was schert dich mein Bub? Kümmer' du dich um dich und deinen Nachwuchs, daß sie nicht Lumpen werden, wie du einer bist.“

Blitzschnell hatte sich der Kaufmann gewandt: „Und ich sage dir, du sorgst dafür, daß mir der Deinige nicht weiter ums Haus herumstreicht und dabei plärrt, daß die Leute 's Maul aufsperrn. Ja, dafür sorg gefälligst, sonst bring' ich ihn noch, wohin er gehört, und dich dazu mit deinem ungewaschenen Maul!“

Beobend vernahm der Schmied die Worte; die Wut packte ihn; er stürzte den Tisch um, der Eisenstuhl fuhr durch die Luft. Ein Anprall, ein Schlag und ein Aufschrei: der Kaufmann lag am Boden; das Blut quoll durch sein liches, blondes Kopshaar.

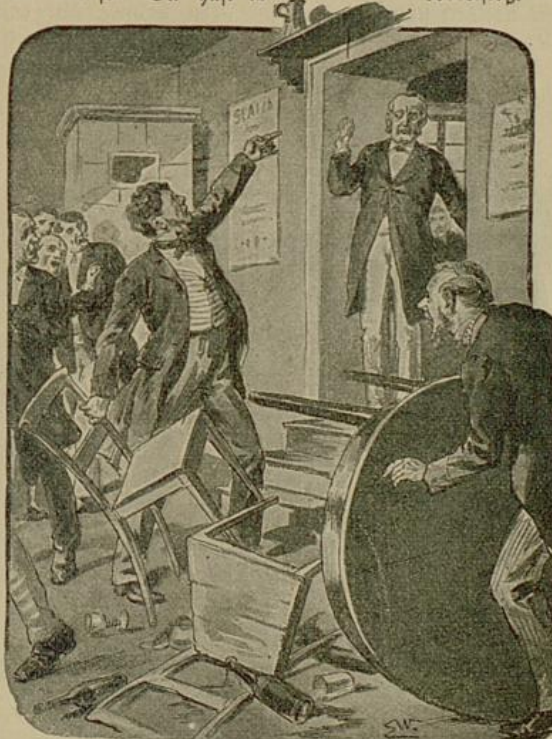
„Mord! Totschlag! Hilfe!“ schrie alles. Die Leute eilten von überall herzu; wie auf Befehl verstummte

die Musik. Mit Gewalt brach ein junger rothaariger Mensch durch die Masse sich Bahn. „Vater, Vater,“ schrie er auf, „Vater!“ „Er ist tot!“ und „Tot!“ ging es durch das Gemach, über den Flur, durchs ganze Haus bis auf die Straße hinaus.

Man legte dem Getroffenen nasse Tücher und Eis aufs Haupt und brachte ihn fort.

Jetzt erst sah man sich nach dem Thäter um. Wo war er? Er war fort. Und doch hatte ihn niemand hinausgehen sehen. Hinter dem Tische aber, wo er gestanden, von wo er den unglückseligen Schlag geführt hatte, stand ein Fenster offen, das unmittelbar an den Rhein hinaus wies, der hier rauschend vorbeisloß. — — —

Gar bitteres Leid zog mit dem so schwer Getroffenen ins Haus ein; noch Schlimmeres aber tobte und toste in der Schmiede draußen beim Thore; die Mutter war in voller Verzweiflung, sie wußte nicht mehr, was sie that. Peter war auf die fürchterliche Kunde hin fortgestürzt zum Wirtshaus, durch die Gassen, an den Rhein; dann war er an des Stadtrats Schwelle geschlichen, hatte gelauscht und gedämpfte Schritte vernommen. Wenn sich einer der Thüre näherte, wich er zurück wie ein Dieb. Wieder nahm er die ziellose Wanderung auf, suchte die Straßen ab, schlich um die Gärten, dann wieder zum Rheine, uferauf und -ab; er rief und horchte; nichts sah er, nichts hörte er. — Der neue Morgen kam, der Mittag, der Abend. Vom Hause des Stadtrats ging



Die Wut packte ihn; er stürzte den Tisch um, der Eisenstuhl fuhr durch die Luft.

bessere Kunde durch den Ort. Aber noch immer irrte der arme Peter umher, noch immer kniete ein verzweifeltes Weib vor dem Bilde des Heilandes. — Wieder breitete die Nacht ihre Schatten aus! Kein Suchen, kein Senden brachte Nachricht. Aber beim Morgengrauen des zweiten Tages schleppten Fischerleute auf Stangen und Brettern eine verhängnisvolle Last vom Rhein zur Schmiede.

Das Mütterchen that einen entsetzlichen Aufschrei, dann fiel sie in Ohnmacht und Schummer. Als sie aufwachte, lachte und sang sie; ihr Geist war auf ewig umnachtet. — — —

Eine Woche war vergangen. Der Schwergetroffene hatte sich aus Schmerz und Fieber soweit erholt,

daß gute Hoffnung an seinem Lager stand; aber der Arm, der den unseligen Schlag gethan, regte sich nicht mehr. Meister Gerhard schloß den ewigen Schlaf an der Mauer des Friedhofs, der vom Bergeshang in das sonnenbeschienene Rheinthal blickt.

Vor dem frischen Grabe stand der arme Peter. Wieder trug er das leichte Ränzlein, das er noch jüngst bei froher Einklehr von der Schulter hob, wieder Hut und Stab; aber die Finger der Rechten krampften sich zusammen: er sprach ein frommes Gebet für seinen armen unglücklichen Vater. — Tiefes Leid war über den Jüngling gekommen; er erschien um Jahre gealtert; in ihm wohnte keine Hoffnung mehr. — Da, ein leichter Schlag auf seine Schulter hieß den Armsten umschauen: Adelheid stand vor ihm. Aber ihr Anblick bewegte ihn nicht; stumm und still sah er sie an.

„Wo willst du hin? Was willst du thun?“ fragte sie zägend.

Peter zuckte die Achseln; kein Zug seines bleichen Gesichtes bewegte sich.

„Willst du wirklich fort von hier?“ forschte sie weiter, und ihr blaues Auge flehte um Antwort.

Der Jüngling nickte.

„Ich kann, ich will dich nicht halten, Peter,“ fuhr sie fort, „aber höre: der Vater will dir helfen; es geht ihm besser.“

In Peters Augen zuckte es, er wehrte mit der Hand.

„Nicht von ihm, von mir sollst du es annehmen, Peter, von meiner Mutter Erbteil; nimm es, ich bitte dich!“

Wie Licht und Schatten dämmerte es über das Gesicht des Unglücklichen. „Ich kann es nicht annehmen!“

„Du kannst es wohl, Peter; du mußt es, bist es mir schuldig!“

Peter zuckte zusammen. Eine Weile besann er sich, dann streckte er ihr langsam die Hand entgegen und sagte mit leisem flehenden Tone: „Für mich ist es nicht nötig, aber wenn du mir noch gut bist, so sorge für meine arme Mutter.“

„Gern, gern, Peter,“ fiel das Mädchen lebhaft ein, „aber es langt für mehr, für viel mehr, nimm auch du: es kommt ja von mir!“

Noch immer hielt sie seine Hand gefaßt. Peter stand in heftiger Bewegung, stürmende Gedanken

hoben seine Brust; er kämpfte und rang nach einem Entschlusse.

Da erklang eine bittere, herbe Stimme. Über der Kirchhofmauer wurde ein rothaariger Kopf sichtbar und eine meckernde Stimme sprach: „Das ist ja schön, Schwesterchen, sehr schön, daß du mit dem da Techtelmechtel treibst, und deinen kranken Vater daheim ganz vergißt! — Kennst wohl das Stücklein von der braven Tochter, die den Vater umbringt, um den Liebsten zu freien. Auf der Orgel wird man es noch hören!“ So klang die Stimme, dann verschwand das Gesicht.

Entsetzt faßte den Jüngling. Er riß sich verzweifelnd los, und ehe das Mädchen sich noch auf sich selbst besann, war er fort auf Nimmerwiedersehen. —

III.

Zehn Jahre waren verfloßen im steten Wechsel zwischen Hoffen und Erfüllen, Ausfällen und Ernten. Vielerlei hatte sich im Städtlein geändert; die Schmiede und Meister Gerhards Geschäft war in andere Hände gekommen; aber auch in Andreas Windelschmitts Haus schauten fremde Gesichter aus den Fenstern.

Um die Herbstzeit war's, der Weinstock stand in Farben, das Korn war geschnitten; alles Grün erbläute allgemach. Da gab's mit einemmale eine Überraschung im Städtchen. Mit lustigen Fanfaren waren stolze Reitersleute um die Mittagszeit eingerückt, drei stattliche Schwadronen, und

kaum waren sie unter Dach und Quartier, da schallte es wieder vom Thorweg her, und mit Getöse und Hufschlag zog die Waffe der heiligen Barbara zum Marktplatz — zwei volle Batterien Artillerie.

Das war ein Leben, ein Lärmen und Schreien ringsum. Sporen klirrten allerwegen, und Säbel rasselten auf dem alten holprigen Steinpflaster. Wie die Kriegersleute die Bärte strichen, und die Mägdelein hinter den Gardinen neckisch hervorlugten! Auf dem Marktplatz standen die Geschütze gerichtet wie nach der Schnur; vor dem Pfarrhaus ging ein Posten auf und ab, denn dort wohnte der älteste Stabs-offizier. Der Bürgermeister aber stand auf der Rathausstreppe mit dem Adjutanten in ein hochwichtiges Gespräch vertieft. Das friedliche Rheinstädtchen war zu einem wahrhaftigen Kriegslager geworden.



Noch immer hielt sie seine Hand gefaßt.

Es war am Spätnachmittag, und an der Ecke des Platzes nahm eine Schwadron Husaren Aufstellung zum Appell. Buben und Mägdelein umlagerten die Truppe; auch manche Ältere schauten von ferne dem ungewohnten Treiben zu. Da bog ein Soldat um die Ecke, dessen Uniform niemand kannte.

„Das ist ein General!“ meinte voller Wichtigkeit einer der Buben, dem Wams und Hosen bedenklich zu kurz waren.

„Der? Der ist vom Generalstab,“ sagte ein anderer.

„Ein Stabstumpeter ist's,“ meinte ein dritter lachend. Der also Gemusterte war ein hochgewachsener, kräftig schöner Mann mit braunem Vollbart; er trug dunkelblauen Waffenrock mit weinroten Aufschlägen. Es war, um es gleich zu sagen, — der Hofarzt des Husarenregiments. Beweglichen Fußes, als wär' er hier daheim, schritt er quer über den Markt; im Vorübergehen grüßte er den dienstthuenden Offizier und nahm seinen Weg durch die schmale Gasse dem alten Thore zu. Zwei der barsüßigen Buben folgten ihm in respektvoller Entfernung. Da er das Thor erreicht hatte, verlangsamte sich sein Schritt, das Auge eilte voraus und haftete an einem Punkte, — an der alten Schmiede. Haus und Werkstatt hatten einen neuen Anstrich erhalten, dem Nachfolger Meister Gerhards schien es gut zu gehen. Der Soldat stand still und sah hinüber nach dem Hause. Traumverloren stand er eine ganze Weile da; er merkte nicht, wie sich zu den beiden kleinen Gefolgsleuten andere sammelten; er fühlte nicht den verwunderten Blick, den das junge Weib auf der Thürstiege drüben, mit dem Knaben auf dem Arme, ihm zusandte, er stand und starrete; Schatten dämmerien ihm über Stirn und Augen.

Nun wurden auch die Werkleute in der Schmiede auf den stummen Beschauer aufmerksam; sie lehnten sich aus Fenster. Da machte jener eine scharfe Wendung und schritt die Straße entlang, zum Orte hinaus.

Wieder suchte und blickte er aus. Da war's! An den Hügel gelehnt, von einem Eisenzaune umschlossen, stand inmitten eines wohlgepflegten Gartens ein Haus, gleich einer Villa, luftig gebaut, reinlich und hell. In den blanken Scheiben spiegelte sich das Gold der Abendsonne, und über Thür und Läden hingen üppige Weinranken voll schwerer Trauben.

Schnell öffnete er die angelehnte Zaunthüre, auf dem Kiesweg knirschte sein Schritt, dann klang der Sporn auf der Steinstiege. Die Hausthüre war offen, ohne Zögern trat er in den saubern, heimlichen Flur.

Eine gebeugte, wohlbeleibte Dame trat ihm langsam Fußes entgegen; unter der Haube erglänzten silberne Locken: das war Tante Rosalie! Der Hofarzt aber grüßte freundlich und fragte nach dem Fräulein. Tante Rosalie hielt die Hand ans taube Ohr; sie verstand die leise gesprochenen Worte nicht, aber sie erriet ihren Sinn. Sie geleitete den Fremden unter Knirzen ins Zimmer und verschwand dann.

Der Arzt hatte die Mütze abgenommen; eine scharfe Linie schied das natürliche Weiß der Ober-

stirne von dem Wetterbraun der Schläfen und des Gesichtes: Ein paar helle Augen hielten kurze Umschau durch das Gemach: Peter war es, unser Peter, der in zehn langen Jahren ein stattlicher, schöner Mann geworden!

Eine kurze Weile verrann; da vernahm er einen leichten Schritt; sein Blick heftete sich fest auf die Thüre, mit der Hand aber lehnte er sich an den Tisch, denn das Herz klopfte ihm, als wollte es plötzlich stille stehen; er bedurfte der Stütze.

Die Thüre ging auf: Adelheid stand vor ihm, Adelheid nach zehn langen Jahren zum blühenden Weibe herangereift. Das braune, schwere Haar, das einst in dicken Zöpfen niederfiel, gab nun dem voller gewordenen Gesichte einen gar herrlichen Aufputz; aber die Wangen waren ein wenig verblichen; in all ihrer unendlichen Tiefe aber leuchtete wie ehemals das Blau der großen Augen! Nur, wo einst der Schelm gespielt, da thronte jetzt ein stiller ernsthafter Friede.

So erschien sie, aber kaum hatte sie den Besucher erblickt, da wechselten die Farben. Erst bleichten die Züge noch mehr, die Augen weiteten sich; dann aber goß sich das wallende Blut über ihre Wangen. „Du, du!“ klang es von ihren Lippen.

„Ja, Adelheid,“ antwortete der Mann mit herzhafter wohlklingender Stimme. Er ergriff ihre Hand und drückte sie innig; seine Linke ruhte auf Adelheids Schulter. So standen beide Aug' in Auge eine kurze Weile einander gegenüber. Dann aber sank sie wortlos an seine Brust; sie schlang ihre Arme um seinen Nacken und suchte seinen Mund. —

„So hab' ich dich endlich wiedergefunden!“ so jubelte er auf; „nun aber laß' ich dich nimmermehr!“

„Ja,“ sagte sie, „jetzt hast du deine Lore am Thore!“ Sie konnte sich nicht satt sehen an dem Wiedergefundenen, und ihr Auge verklärte sich mehr und mehr. Dann aber sann sie einen Augenblick, schüttelte wie ungläubig den Kopf und fragte fast zägend: „Aber sag, wie kommst du hierher? Und in Uniform! Fast häß' ich den hohen Herrn nicht wieder erkannt!“

„Sieh, mein Schatz,“ antwortete Peter lächelnd, „das ist eine lange Geschichte; doch das Ende davon ist gut.“

„Und alles sollst du mir bald erzählen, ja noch heute, mein lieber, lieber Peter! Was wird mir Tantchen dazu sagen? O, sie hat ja keine Ahnung gehabt, wer du bist. Komme, daß wir es ihr sagen.“

Wie ein jubelndes Kind zog sie den Mann mit sich. Tante Rosalie war starr vor Überraschung; sie wollte es nicht begreifen. Draußen in der Laube, bei einer Flasche des besten Weines, den Tantchen im Keller hatte, kam Peter endlich zum Erzählen, nachdem der erste Jubel sich gelegt hatte. Er erzählte, wie er — den entsetzlichen Stachel im Herzen — in die Welt hinausgestürzt sei, um die Vergangenheit auszulöschen, in die Welt, die ihm — wie sie ja alle ihm so oft gesagt hatten — offen stand. „Ich klopfte bei Kaufleuten an, in Fabriken: ein mittelbüßiges Aßelzucken war der Bescheid. Mit der

Klassischen Bildung eines Gymnasiasten baue man keine Maschinen, und mache man keine geschickten Handelsabschlüsse, und zum bloßen Schreiber sei ich doch zu gut. Die Beamtenlaufbahn verschloß mir die unumgängliche Forderung des Ausweises über Familie und Eltern. Ich war und blieb ein halbfertiger Mensch, der noch der Ausbildung, der Lehre bedurfte; dazu aber war Zeit nötig, und Geld — und das hatte ich eben nicht.“

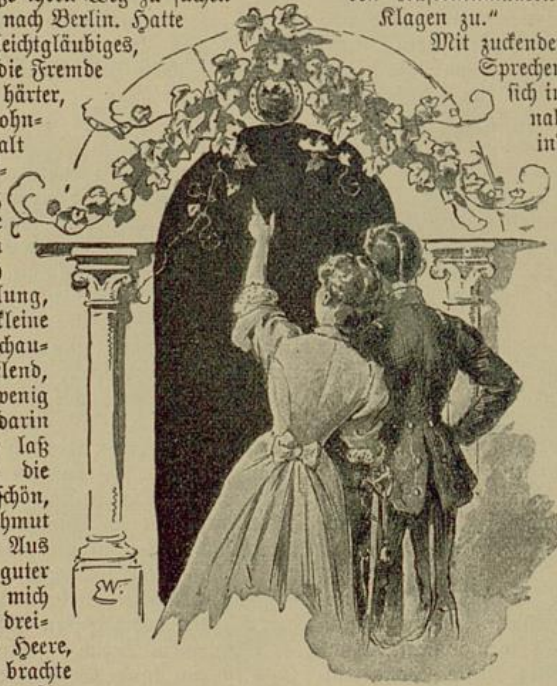
„Aber warum . . . ,“ so wollte da vorwurfsvoll Adelheid einwerfen, doch Peter schnitt ihr mit Liebkosungen das Wort ab und erzählte weiter: „So zog ich umher, und da die Nähe mir verschlossen erschien, strebte ich ins Weite, — dorthin, wo hohe Bahnen hinführen, wohin auch der Pfad derer geht, die neben der Heerstraße ihren Weg zu suchen verurteilt sind: ich ging nach Berlin. Hatte aber die Heimat mein leichtgläubiges, junges Herz betrogen, die Fremde stieß den Fremden noch härter, liebloser zurück. Als Lohnschreiber bei einem Anwalt fand ich endlich Beschäftigung und kargen Lohn; als aber der erkrankte Gehilfe wieder seinen Posten antrat, stand ich wieder brotlos, ohne Stellung, ohne Aussicht. Meine kleine Barschaft war dahin. Schaudernd stand ich vor dem Elend, und wahrhaftig — wenig hätte gefehlt, ich wäre darin untergegangen! Doch laß mich davon schweigen, die Gegenwart ist ja zu schön, ich will sie nicht mit Wehmut und Galle tranken. — Aus dieser Not riß mich ein guter Gedanke: ich meldete mich als Freiwilliger — als dreijährig Freiwilliger im Heere, und ein guter Stern brachte mich nach Thorn zur Artillerie. Mein wohlwollender Hauptmann beschied mich, sobald er meine Papiere gesehen, zu sich und forschte nach meiner Vergangenheit. Die schwere Hand des Schicksals hatte meinen Stolz gebrochen, ich sagte ihm alles, und er versprach und brachte mir Hilfe. Nachdem ich die Ausbildung mit der Waffe erhalten, kam ich zur Schmiede, wo meine alte Liebhaberei mir sehr zustatten kam, auch den knappen Sold um ein geringes erhöhte. Dann ging's nach Berlin zurück, zur Lehrschmiede und auf die Schule. Nach drei Jahren kam ich als Hofarzt zum Regimente zurück, mit bescheidenem Einkommen freilich und mit bescheidenen Aussichten; aber in der Schule des Leidens lernt es sich schon, bescheiden und genügsam zu sein. —

„Nur eines wollte mir nicht leicht werden. So

wenig in den Tagen der schlimmen Not der Gedanke an eine Rückkehr in die Heimat sich regte, so heftig wurden Heimweh und Sehnsucht, als meine Stellung mir zu wünschen und dem Wunsche Erfüllung zu schaffen gestattete. Lange freilich dauerte es, bis die Gelegenheit kam, erst dieser Sommer brachte sie mir: ich wurde in die rheinische Garnison versetzt.“

„Und bist nicht sofort zu mir geeilt, du Böser? Wenn ich dir alles andere verzeihen will“

„. . . so verzeihst du mir auch das noch, mein Lieb!“ so fing mit Rosen der Sprecher den Vorwurf auf. „Als ich zum Regimente kam, stand der Manöverplan schon fest, ich wußte, daß ich bald hierhin kommen würde. Bei meines Mütterchens Tode fehlte mir das Geld, und blutenden Herzens mußte ich dem Begräbniß fernbleiben; den Kasernenmauern schrie ich meine bitteren Klagen zu.“



„Mein Fußsen!“ sprach er leise und mit Nührung.

Mit zuckender Lippe hielt der Mann im Sprechen inne, und eine Thräne stahl sich in sein Auge. Teilnahmsvoll nahm sie ihn bei der Hand, indem sie sagte: „Ja, Peter, sie sind jetzt alle schon tot, die wir beide so herzlich geliebt, und die sich einander so oft befehdet haben. Der Vater liegt auch schon im fünften Jahre drüben auf dem Kirchhofe.“

„Und Sebastian, dein Bruder?“ fragte Peter in plötzlicher Erinnerung.

„O der, der hat schlecht gethan; er hat in wenigen Monaten verbraucht, was der Vater in langen Jahren erworben und erspart hat. Er ist fort in die Welt; niemand weiß, wo er steckt.“

„Und du mein Schatz?“ forschte nun Peter mit schalkhaftem Munde, um den Kummer zu verweisen, der auf Adelheids Stirne

ausstieg. „Was hast denn du inzwischen gedacht und gethan?“

„Ich — ich habe mir das Haus gebaut,“ antwortete sie lustig, „und bin hineingezogen in die Altjungfernburg, — so nennen es die drunten im Städtchen.“

„Du aber wußtest es besser!“ flüsterte Peter ihr zu.

Sie nickte, erhob sich und führte ihren Geliebten an der Hand vor die Hausthüre. Dort wies sie an den Thürbogen. Peter schaute hin: unter Weinranken versteckt erblickte er das Werk seiner Hände, das Eisen, das er einst geschmiedet. Schwaben hatten in seinen Rahmen ihr sicheres Heim sich gebaut.

„Mein Hufeisen!“ sprach er leise und mit Mühe.

„Und es hat mir doch mein Glück gebracht!“ hauchte sie leise hin.

„Amen! — Amen!“ riefen vom Kirchturm herab die Abendglocken.

Heimkehr.

Eine Weihnachtsgeschichte von Waldemar Kadon.

Die Sonne war untergegangen. Am reinen Himmel blitzte hie und da ein Sternlein auf, auch die Gaslaternen wurden allmählich angezündet. Eine unruhige, hastige, lustige Menge füllte die Straße.

Giovanni saß auf einem Steine, wie betäubt, kaum daß er die Stadt wieder erkannt hatte. Der scharfe Nordwind ließ ihn unberührt.

Nach einer dreißigtägigen stürmischen Fahrt von Buenos Aires nach Genua war er, von einem heftigen Fieber gepackt, in einer Locanda letzten Ranges untergebracht worden. Halb genesen erst, müde des Verzugs, hatte er sich in einen Wagen dritter Klasse geworfen und war in Neapel angekommen, erschöpft vom Fieber, voll Heimweh, das ihm seit zwei Jahren hart zugesetzt hatte.

Auf dem Hügelrücken des Vomero geboren, ganz unmündig noch zur Waise geworden, kam er zu einem Gärtner in die Lehre, lernte bei seinem Vaten, der zehn Jahre in Amerika gewesen war und noch heute für dieses Land schwärmte, lesen und schreiben, und wanderte dann, durch die Schilderungen des Alten verlockt, nach dem Westen aus.

Fünf Jahre lang hatte er, die bittere Enttäuschung im Herzen, ruhelos, von schwerer Arbeit fast aufgerieben, geschafft und hatte endlich ein Sümmlinchen von nahezu fünftausend Franken zusammengespart, einige Monate hatte er auch in Argentinien gearbeitet, um sich dann, den Kopf voller Pläne, heimatsahnend nach Italien einzuschiffen.

Etwas anderes noch hatte ihn heimgetrieben: eine große leidenschaftliche, aus den ersten Jahren seiner Jünglingszeit stammende Liebe zu einer jungen, schönen Wäscherin, arm wie damals er. Mit jedem Monat der Entfernung war sie ihm schöner erschienen. Er sah sie vor sich unter der glänzenden Sonne Neapels, den Kopf mit einem weißen Tuche bedeckt, unter dem die schwarzen Kräuselhaare hervordrangen, die großen blizenden Augen, die vollen von der Sonne vergoldeten Arme ausgestreckt, die Wäsche aufzuhängen, mit froher Stimme die alten Lieder singend, den schlanken Körper kokett hin- und herbiegend, dann mit den weißen Zähnen in das Brot beißend. Er hatte oft auf der Mauer gesessen und ihr zugehört. Abends dann hatten sie ehrbar vor ihrer Thür miteinander geplaudert und hatten, alle Hindernisse jugendfroh überspringend, Lustschlösser der Zukunft gebaut.

Um diese der Wirklichkeit näher zu bringen, war er endlich nach den verheißenen goldenen Bergen der neuen Welt abgereist, eine große Eifersucht als Hauptgepack mit sich nehmend. . . .

Giovanni stand auf, reckte die Glieder und machte sich auf den Weg. Eine Stunde noch und er war droben. Wie freute er sich darauf, die bekannten Orte alle wiederzusehen: die Häuser, die Pinien, die Weinberge und Gärten, und die Luft da oben, die keine Krankheit auskommen läßt. Er malte sich zum tausendstenmale das Wiedersehen aus: Graziella größer geworden und noch schöner, und dann die Freunde und Bekannten. . . .

Seit einem Jahre hatte er von Graziella keinen Brief mehr bekommen; das aber quälte ihn nicht, er hatte seinen Aufenthalt zu oft gewechselt und nicht Zeit gehabt, seine Adresse anzugeben.

Immer freudiger wanderte er dahin, sein kleines Kösserchen unterm Arm, oft sich verlaufend in dem Gewirr der kleinen Gassen dieses Viertels. Zwei, drei rasch aufeinander folgende dröhnende Schläge von Pappebomben ließen ihn zusammensucken, die einfache Weise des Dubelsackes mit dem Pastorale der Schalmei im Grunde eines Sackgäßchens erinnerten ihn, daß es Weihnachtsabend war. So würde er sie alle zu Hause und bei Tische finden, dort zu ebener Erde im letzten Hause der neuen Straße San Francesco, wo, wie man ihm geschrieben, die neue schöne Kirche stehen sollte.

Er besand sich in der Nähe der Vicaria, lenkte nach der Piazza Dante ein, um den Toledo hinaufzuwandern. An der Ecke der Domstraße war ein ganzer Stand mit Feuerwerkskörpern und Knallbomben in Brand geraten. Der arme Händler und alle Nachbarn hatten sich auf die andere Seite der Straße geflüchtet, von links und rechts drängte schreiend und jubelnd das Volk heran. Das war ein Schauspiel nach aller Herzen. Die bengalischen Feuer, rot, grün, weiß, beleuchteten die lange Straße und die Häuser bis ins fünfte Stockwerk hinan; dazwischen knatterten die Frösche, trachten die Bomben ohne Unterlaß, und das Holz des Gerüstes, auf dem sie ausgestellt gewesen, flog bis mitten in die Straße hinein. Zuletzt brannte noch die Schutzleinwand, und die Fegen segelten über die Köpfe der Menge dahin. Der Händler fluchte gottsjämmerlich, seine Frau heulte. Die feierten eine schlechte Weihnachten. . . .

Auf der Piazza Dante blieb Giovanni, dem lauten Losen neapolitanischen Lebens entfremdet, erstaunt stehen. Doch wirkte Lärm und Jubel ansteckend, und er mischte sich unter die treibende Menge.

Der Platz war um diese Stunde noch gedrängt voll Käufer und Verkäufer, trotzdem man kaum mußte, wohin den Fuß setzen; so dicht besetzt war alles, auch die ebene Erde, auch der breite Sockel um die Dante-Statue her, mit Blechwaren, Töpfen, Tellern, Gläsern und Lampen. Um seine Ränder herum standen Tische und Bänke mit Spielwaren, Parfümerien, Seifen, Bürsten und Besen, Spiegeln und Stöcken, Glückwunschkarten, Photographien, und Bücher, Bücher zu ganzen Haufen, alles verstaubtes Zeug aus allen Zeiten und Ländern, halb aufgeweicht durch die letzten Regengüsse, aber angepriesen, wie alles andere durch lautes Brüllen,

Durch Trompetenstöße und Fahnenbewegungen. Langsam glitt der Menschenstrom daran vorüber, hier gestaut, dort Wirbel bildend, und Giovanni, vorwärts geschoben, fast willenlos, dachte an sein Mädchen. Er wollte sie überraschen, sich hinter der Thüre verstecken, mit einem Sprunge ihr um den Hals fallen, oder er wollte als Bettler an ihr Fenster pochen. Er lächelte und drückte sein Kösserchen, das seinen Schatz barg, fest an den Leib.

Er schaute zu der Statue hinauf. Der marmorweiße Dante breitete seine Rechte wie segnend über die Menge aus, er erschien ihm wie ein Heiliger.

Weiterhin kaufte er ein paar Geschenke für Graziella: eine Schnalle aus Nickel, einen rotwollenen Shawl, ein seidenes Taschentuch. Im Weiterschreiten überfiel es ihn wie eine plötzliche Angst, es schien ihm, er werde den Ort leer finden und die gekauften Geschenke würden zu nichts dienen. Jetzt beschleunigte er seinen Schritt, er meinte schon zu spät zu kommen, er fühlte, wie ihm die Knie bebten, er vermochte das sich steigende Losen nicht mehr zu ertragen, er sehnte sich nach Stille, nach freier Luft. . . .

In weniger als einer Viertelstunde bog er in die Via dei Mille ein und stand bald vor der großen Treppe des Arco Miralli. Er blieb aufatmend stehen und hörte das laute Pochen seines Herzens. Und wie er die Treppe hinaufstieg, waren die Jahre der Abwesenheit vergessen; er meinte, diese altbekannte Treppe erst gestern gesehen zu haben. Zwischen Vergangenheit und Gegenwart schien ihm nur ein Tag zu liegen. Er ward tief gerührt, als er endlich oben auf der ganz menschenleeren Straße stand. Da überfiel ihn wiederum die Angst, das Gefühl der Leere und Ede.

Er bog in die neue Straße San Francesco ein. Die Thüre an Graziellas Hause war geschlossen, aber Lichter waren drin angezündet, man hörte Tellerklapper, Gläserklirren und lustiges Lachen. Ein Freudenstauer überließ ihn, er trat heran, um kräftig zu pochen. . . .

Langsam Schrittes kam ein Mann, die Pfeife im Munde, die Straße herab; der rief ihn, rief ihn bei seinem Namen. Es war Onkel Agostino der Hüfner, ein rüstiger rumbäckiger Alter.

„Geda, Giovanni, gerade heute bist du heimgekehrt?“

„Ja, zu rechter Zeit,“ und er hob die Hand, um zu klopfen.

„Warte,“ sagte der Alte, „seit wie lange hast du keine Briefe bekommen?“

„Seit etwa einem Jahre,“ antwortete Giovanni, der sein Herz erstarren fühlte.

Onkel Agostino nahm ihn bei der Hand und führte ihn auf die andere Seite der Straße.

„Komm zu mir,“ sprach er, „wir trinken ein Glas Wein miteinander.“

„Aber warum willst du mich nicht da hineinlassen?“

„Komm zu mir, komm zu mir,“ wiederholte der Alte, ihn mit sich ziehend.

„Aber Graziella,“ schrie der Heimgekehrte, „wo ist sie? Wohin ist sie gegangen?“

Da blieb der Alte stehen, nahm die Pfeife aus dem Munde und wollte sprechen, aber die Lippen bebten ihm, und er stammelte nur: „Laß den Mut nicht sinken, Giovannino . . .“

„Ist sie tot?“ schrie da Giovanni mit ersticker Stimme, „tot?“

Sein Kösserchen und alles, was er in den Händen trug, fiel zu Boden und er lehnte an der Mauer mit weitauferissenen Augen, zum Sterben bereit. Der Alte wagte kein Wort.

Der Himmel glänzte in seinen Sternen, wie Silber dehnte sich der schöne Golf nach Sorrento hinüber. In der Stadt drunten brauste es wie ein Meer, ein weißlicher Rauchdunst lag über die Häuser gebreitet. Hier und da blitzte ein Feuerwerkskörper auf, das Krachen



Er lehnte an der Mauer mit weitauferissenen Augen, zum Sterben bereit.

von Bomben tönte durch die Stille der Nacht. . . . dann läuteten die Glocken. . . .

Niemand hatte gewagt, Graziellas Tod hinüber nach Amerika zu melden, man wollte seine Heimkehr abwarten. Die Mutter des Mädchens hatte bald nachher den Ort verlassen. Der Pate Giovanni war von neuem in das Land seiner Sehnsucht ausgewandert; von den wenigen Freunden, die der junge Gärtner damals gehabt, waren einige fortgegangen, andere dienten als Soldaten. Der alte schweigsame Hüfner war der einzige, der ihn noch kannte, der ein Gefühl für den Unglücklichen hatte.

Durch ihn erfuhr er nach und nach alles. Er drückte ihm die Hand, schenkte ihm, was er gekauft,

für seine verheiratete Tochter und sprach: „Nun lebt wohl!“

„Ja, wohin willst du gehen?“

„Nach Amerika. Lebt wohl!“ Mit großen Schritten entfernte er sich. Onkel Agostino schaute ihm kopfschüttelnd lange nach und ging dann schleppenden Schrittes nach seinem Häuschen zurück.

Giovanni irrte wie geistesabwesend die ganze Nacht auf dem Hügelrücken umher. Oft blieb er stehen und schaute auf die leuchtende, ihm fremd gewordene Stadt zu seinen Füßen. Hundert Glocken, große und kleine, helle und tiefe, von Kirchen und Kapellen, verkündeten die Geburt des Welterlösers mit festlicher Stimme durch die feierliche Nacht.

Zum Tode müde, niedergeschlagen, warf sich der Jreunde endlich hinter einem Erdaufwurf zu Boden und hier konnte er weinen . . . er weinte wie bei einem Abschiede, denn das stand fest: er mußte wieder hinüber, arbeiten, arbeiten, solange er die Last des Lebens tragen konnte.

Ihm gegenüber erhob sich einsam und schweigend eine Villa. Ein hohes eisernes Gitterthor sperrete den Vorgarten. In dem schmerzvollen Halbschlummer, der dem Thränenausbruche gefolgt war, sah er eine weibliche Gestalt das Gitterthor öffnen, sah einen in seinen Mantel gewickelten Mann hervantreten, dem sich das Weib lautlos an den Hals warf . . . War es ein verzweifelter Abschied? das Ende einer hoffnungslosen Liebe? In der Stille der Nacht hörte er, wie sie einander küßten . . .

Er erwachte endlich, die Sterne waren erblichen, ein leiser röthlicher Schimmer lag über dem Besuw. Ganz steif und erstarrt erhob er sich. Alles erschien ihm wie ein Traum, wie etwas längst Vergangenes, sein Schmerz hatte sich in den tiefsten Winkel des Herzens verfrachten. Er schritt die Straße hinab und unter den starren Platanen hin, die hie und da noch ihr braunes Laub festhielten. Wenige Schritte vor ihm her ging der Mann im Mantel. Als sie Seite an Seite waren, schauten sie sich lange an, als ob sie sich verstanden hätten, dann boten sie sich den guten Morgen . . .

Giovanni schritt mit gesenktem Kopfe weiter, er fühlte, daß er wie ein Betrunkener schwankte. Ein Gedanke nur begleitete ihn wie eine Trauermusik: er mußte fort von hier, wieder hinüber, arbeiten, arbeiten, solange der Körper vorhielt.

Ein großes lichtiges Morgenrot grüßte den Weihnachtsmorgen, grüßte die Welt im Feste, viele Millionen feierten es in jubelnder Lust. Was ist dagegen das Glend, der Schmerz eines Einzelnen?

Ein schwieriger Fall.

Wachmann: „Herr Kommissär, soeben ist eine Leiche im Flusse gefunden worden, welche ganz in Stücke zerhackt ist.“

Kommissär: „Ist das nur Mord oder Selbstmord?“

Die Rose von Pirmasens

oder

Wie ich mein eisern' Kreuz erwarb.

Von einem, der mit dabei gewesen.



Anno 70 war's, in der Maienzeit, da war ein junges Blut von Jägersmann aus dem deutschen Norden in die Pfalz eingerückt, in die bayerische Pfalz zumal, und zwar als Forstgehilfe beim königlich bayerischen Forstamt zu Pirmasens. Dies Amt, sowie ganz Pirmasens, hatte sich freilich arg gewundert, wie der junge Mann gerade darauf gekommen war, sich um die ledige Stelle zu bewerben, wo er doch Norddeutscher sei und ihn die Pfalz nichts anginge?! Aber die Aufklärung folgte bald; der junge lange Bursche mit dem tiefen Schnurrbartchen und der geraden weißen Stirne

gab sie dem Amte, und wer es sonst hören wollte, gern zum besten.

Sein Urgroßvater stammte aus Pirmasens; er war einer der bekannten „langen Kerle“ gewesen, die sich Friedrich Wilhelm I. von Preußen aus aller Welt, speciell aber aus Pirmasens her verschrieb, um sie in seine Leibgarde einzustellen. Auf Befehl des Königs hatte der lange Rekrut dann ein fast ebenso langes Weibsbild, das seinerseits aber aus dem Spreewalde stammte, geheiratet; und wenn es nach dem Willen des Königs gegangen wäre, hätte es nun ebenso lange oder womöglich noch längere Kerle als Nachkommen geben müssen. Aber Mutter Natur hatte es anscheinend krumm genommen, sich so ins Handwerk pflücken zu lassen, und hatte es umgekehrt so eingerichtet, daß unser Pirmasenser von seiner Spreewälderin eine Nachkommenschaft bekam, die genau ebenso unter dem Normalmaß blieb, wie Vater und Mutter darüber waren. Auch aus der zweiten Generation wurde nichts Rechtes; erst in der dritten glied sich alles wieder aus, und gar in der vierten schien die Sache in die erste Generation zurückzuschlagen: Friedrich August Steigerwald war schon mit 19 und 20 Jahren ein Riese und schien noch einen Tag um den andern aus seiner schönen grünen Uniform nur so herauszuwachsen gleich einem jungen Kastanienbaum; das urgroßväterliche Blut meldete sich wieder.

Kein Wunder drum, wenn der junge Bursche die Sehnsucht in sich trug, doch einmal die Heimat des Urgroßvaters kennen zu lernen, und da sich gerade die Gelegenheit dazu bot, daß das Forstamt zu Pirmasens die besagte Stelle ausschrieb, so meldete

er sich, trotzdem er Norddeutscher war, und erhielt die Stelle auch, wiederum trotzdem er Norddeutscher war, weil er die besten Zeugnisse hatte von allen, die sich gemeldet hatten.

Auf diese Art also war er dahin gekommen, und er bereute es nicht, sich soviel Mühe darum gegeben zu haben, denn es gefiel ihm ausnehmend in den pfälzischen Bergen, im Grün der Wasgenwälder und im Kreise der frühlichen Pfälzer. Freilich, Verwandte fand er nicht mehr da; sein Name aber war trotzdem doch noch vertreten, wenn auch nicht in Gestalt von lebendigen Menschen, so doch in der Gestalt eines Bauernhofes, des Steigerwalder Hofes. Es war dies ein gar stattliches Gehöft, das einen Büchsenchuß weit von der schönen breiten Straße ablag, die von Pirmasens nach Frankreich hinein führt. Es war der letzte deutsche Hof; die Grenze Deutschlands und die Grenze dieses Hofes waren eins.

Es war erklärlich, daß sich Fritz Steigerwald alsbald sagte: dieser Hof sei einstens seiner Familie gewesen; aber niemand wußte etwas davon, und auf dem Hofe lebten jetzt Leute, die von einer Familie Steigerwald nicht das geringste wußten, waren es doch gar keine Deutschen, sondern Lothringer, die eigentlich nach Frankreich gehörten. Er hatte sich sehr bald auf dem Hofe so von ungefähr eingefunden und Bekanntschaft mit den Besitzern gemacht, was um so leichter war, als der Hof in seinem Revier lag.

Besonders freundlich war aber die Aufnahme, die er fand, gerade nicht: der Bauer war grob gegen ihn, die Bäuerin mißtrauisch, der einzige Sohn Antoine, — ein hübscher, frischer Bursch mit einem echten Napoleonsbarte — ausgesprochen feindlich. Unser Freund tröstete sich bald; in der Stadt Pirmasens fand er um so bessere Aufnahme: da war er seiner Schlagfertigkeit wegen bald respektiert bei den Männern und wegen seines ausnahmsweisen Wuchses beliebt bei Frauen und Mädchen. Nur eine mochte ihn nicht leiden, und gerade von der that's ihm weh. Das war Rosa, eines Bauern Tochter. Schon beim ersten Blick hatte sie ihm ausnehmend gut gefallen, und in seinem jugendlichen Übermuth hatte er gemeint, er müßte sie im Umsehen erobern; aber Köschchen hieß sie nicht umsonst, sie steckte etliche garstige Dornen heraus, und daran stach und ritzte sich der junge Grünrock auf eine so schlimme Weise, daß es gar nicht wieder heilen wollte. Als sie beide wieder einmal bei einem Tanze zu Ärger und Streit miteinander gekommen waren, hatte er ihr zugerufen: „Und ich pflücte dich doch noch, Rose von Pirmasens!“

Tropigen Auges hatte sie ihn darauf angeschaut; ihre Wangen waren zuerst farblos wie Elfenbein geworden, dann aber war das heiße Blut wie in hellen Flammen darüber gestutet, und Thränen waren ihr in die Augen getreten; mit zuckenden Lippen stand sie ihm gegenüber. O, wie schön, wie begehrenswert erschien sie gerade in diesem Augenblicke! Aber nun erst recht schien es zwischen ihnen beiden aus zu sein; der Name aber, den er ihr gegeben, sprach sich weiter, und sie behielt ihn. — Der junge Antoine vom

Steigerwalder Hof aber war an ihre Seite getreten und hatte geknurr: „Was will er von dir, der grüne Preuß?“ — —

Etliche Monate vergingen; der junge Forstgehilfe lag seines Amtes ob, patrouillierte die Grenze fleißig auf und ab und schaute nach Wildbuben aus, denn an denen war gerade kein Mangel im Revier.

Weh that es ihm dabei, daß ihm allgemach der Verdacht kam, ob nicht am Ende die beiden fremden Bauern auf seiner Urväter Hof mit unter den Wildbuben steckten? Ihr Treiben war arg verdächtig; aber bevor er noch ganz dahinter gekommen war, traten Ereignisse ein, über die alles andere vergessen wurde: die Vorboten eines Krieges zeigten sich! Und Schlag fiel um Schlag, bis eines Tages die Nachricht in die Stadt und in die Forsterei gelangte: Napoleon hat den Preußen den Krieg erklärt; ganz Deutschland aber steht mit auf der Preußen Seite und zieht wider die Franzosen ins Feld. Nun hätte Fritz Steigerwald sogleich zu seinem Bataillon nach Lübben abmarschieren müssen; aber es kam der Befehl, alle Forstleute, die an der Grenze stünden, sollten vorläufig auf ihren Posten verbleiben; so blieb auch Fritz Steigerwald in seinem Revier; aber er fühlte sich bereits als Soldat; er wußte, daß er die Grenze vor dem Feinde zu bewachen habe.

Das Treiben auf dem Steigerwalder Hof wurde von nun ab aber verdächtiger als je: da mußte mit einemmale viel Zuzug angekommen sein, denn es zeigten sich alle Tage neue Gestalten auf dem Hofe, die niemand bis dahin gesehen hatte; die beiden Bauern aber gingen mit grimmigen Gesichtern umher. Fritz Steigerwald wurde bald der festen Ansicht, daß sich hier ein Nest französischer Spione zusammengefunden habe und daß möglicherweise ein plötzlicher Einbruch in die Pfalz von der unweit davon gelegenen französischen Festung Bitseh her vorbereitet werde; er meldete dies seiner Behörde, und die Folge war, daß eines Nachts der Hof umstellt wurde und die gesamte Forstmannschaft in den Hof eindrang. Wie die Ratten stob da die ganze Gesellschaft auseinander; nur der alte Bauer blieb; er griff nach einem Gewehre und legte auf den Oberförster an; Fritz Steigerwald aber zog rasch seinen Hirschfänger und hieb den Bauer nieder. Da stieß der Sohn Antoine von draußen das Fenster ein, streckte seine Faust drohend herein und rief dem jungen Forstmanne voller Wut zu: „Vengeance, canaille prussienne!“

Tags darauf kam die Nachricht in die Stadt: Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen hat die Franzosen bei Weißenburg und Würth geschlagen; und bald darauf die neue Nachricht, auch bei Spichern sind die Franzosen geschlagen; überall sind sie im Rückzuge. So war die Grenzbewachung in der Pfalz nicht mehr nötig; die Forstgehilfen wurden zu ihren Truppenteilen einberufen.

„Feins Liebchen, ade, ade!
Wer weiß, ob ich dich wiederseh!“

So summte es Fritz Steigerwald in den Ohren, als er zum Bahnhofe ging, um nun in den wirklichen Krieg zu ziehen. Gar zu gern hätte er ihr jetzt noch einige liebe gute Worte gesagt; aber wer sich nicht sehen ließ, war die „Rose von Birmasens“. Vor ihrem Fenster war der weiße Vorhang zugezogen, und freilich war es ihm, als ginge dieser leise hin und her, aber zu Gesichte bekam er nichts. Zögernd blieb er vor dem Bahnhofplatze stehen und schaute sich immer wieder um, als müßte sie sich doch noch zeigen; aber nein, sie war und blieb unsichtbar. Gerade erreichte er noch den Zug; dann ging es fort in den Krieg. Als aber der Zug vor ihrem Hause vorüberfuhr. . . . wie? flatterte da nicht ein weißes Tuch? Oder war es eine Täuschung der Augen, in denen die Thränen standen?! —

Fritz Steigerwald traf sein Bataillon längst nicht mehr in der Garnison, wurde aber alsbald als ortskundig einem Nachschub zugeteilt, der zu dem kleinen Detachement stieß, welches die Festung Bitsch belagern sollte. Diese Festung schien sich nicht ergeben zu wollen, trotzdem die französische Armee längst abgezogen und ringsum alles von Deutschen besetzt war. Auf den Höhen, der Festung gegenüber, hatten sich 4 Batterien eingegraben und schossen Tag und Nacht auf die Festung; aber die Kugeln und Granaten fielen eine um die andere wider die starren Felswände, ohne daß auch der Feind nur an Übergabe dachte, denn der saß sicher und guter Dinge in den unterirdischen Kasematten und spürte von den Kugeln nichts. Endlich wurden die Artilleristen die Schießerei müde und stellten sie ein; dagegen wurde eine Postenkette ausgestellt, welche die Bewegungen des Feindes scharf überwachen sollte. Wochen- und monatelang ließ der Feind nichts von sich merken; er war anscheinend mit der Lage der Dinge ganz zufrieden, saß wie der Hamster im Bau und zehrte in aller Gemütsruhe von dem starken Proviant, den er sich noch kurz vor der Belagerung hatte verschaffen können. So kam es, daß auch den Belagerern die Sache langweilig zu werden begann und die Wachsamkeit etwas nachließ.

Dies sollte verhängnisvoll werden.

Wenn Fritz Steigerwald dienstfrei war, streifte er gar zu gern in dem weiten Forste umher, der die Festung umgab; er stieg die höher gelegenen Bergspitzen und hielt von da aus Umschau nach Osten zu! Da hinaus lag ja sein einstmaliges Revier! Er vermeinte mitunter den Steigerwalder Hof erkennen zu können, wie er mit seinem roten Ziegeldache durch das Grüne leuchtete. Dahinter aber suchte sein sehndes Herz die Stadt, in der es Köstchen mußte, die Rose von Birmasens.

Als er eines Tages so durch den Wald stieg, die Augen sinnend zu Boden geheset, vernahm er plötzlich ein Geräusch neben sich, als ob ein Tier oder ein Mensch schnell durch das Laub schreite, das auf dem Boden lag. Rasch schaute er auf und sah eben noch, wie ein Mensch keine zwanzig Schritte von ihm hinter den Buchen verschwand. Es war an-

scheinend ein Bauer aus der Umgegend; aber eigentümlich berührte es den jungen Krieger, daß der Bauer so schnell im Dunkel des Waldes verschwand.

Wenige Tage darauf, als er wieder Dienst hatte, traf er auf einem Patrouillengange in einem abgelegenen, tief eingeschnittenen Thale anscheinend auf denselben Bauern. Auch diesmal wollte derselbe im Umsehen verschwinden; er wurde aber angerufen und mußte stehen bleiben. Überrascht sahen sich ihrer zwei in die Augen: Fritz Steigerwald und Antoine Thirion, der Bauernsohn des Steigerwalder Hofes, den er seit jener Nacht nicht wiedergesehen hatte. Wild zuckte es dem jungen Bauern um die Lippen; Fritz aber überlegte bei sich, ob er den Menschen nicht verhaften und mitnehmen sollte. Er ließ ihn durchsuchen; da er aber nichts Verdächtiges bei ihm fand, so blieb ihm nichts übrig, als ihn laufen zu lassen. Mit höhnischer Grimasse verschwand der Bauer hinter den Bäumen.

Einige Tage vergingen; der Feind hoch oben auf der Festung schien gänzlich eingeschlafen zu sein, so daß sich auch die Belagerer der wohlverdienten Ruhe überließen. Die deutsche Truppe lag auf einem großen Hofe dicht bei einander und war in Scheunen und Heuböden untergebracht. Der Hofbesitzer hatte trotz der harten Kriegsläufe sein Getreide abgeerntet und eingebracht; nun war Erntefest, und die welschen Knechte und Mägde ließen es sich bei gutem Essen und reichlichem Trunkte wohl sein, während die deutschen Hornisten von der Artillerie sich zu einer Musikbande zusammengesetzt hatten und immer einen flotten Tanz nach dem andern bliesen. Spät am Abend war es, als endlich alles sich auf sein Lager zurückzog, während die ausgestellten Posten verdrossen ihrer Pflicht oblagen.

Fritz Steigerwald hatte die Lustigkeit nur halb mitgemacht; ihm saß die Sehnsucht nach der Geliebten zu tief im Herzen; und außerdem quälte ihn der Gedanke, was wohl der junge Thirion im Schilde führen möge? Er konnte eine unbestimmte Unruhe nicht los werden, als ob eine unvorhergesehene Gefahr drohe.

Er war dienstfrei für die Nacht und hätte sich mit den andern zur Ruhe legen können, und wirklich begab er sich mit diesen in die Scheune; aber der Schlaf floh ihn, während die andern in tiefem Schlummer lagen und laut schnarchten. Mitternacht war da; noch immer hatte sich der Schlaf nicht eingestellt. Er stand auf, öffnete das Thor und schaute in die Nacht hinaus. Sternenklar war der Himmel und eine unsagbare Ruhe und Stille lag über den dichten Wäldern und dem tiefen Thale vor ihm, aus dem die feindliche Festung sich erhob. Deutlich sah er sie als eine dunkle Masse vor sich liegen; auch hier rührte sich nichts; und doch . . . Klang das nicht wie Kommandotöne? Freilich, ganz, ganz leise und gedämpft? Gespannt horchte er; aber nein, es war wohl eine Täuschung seiner aufgeregten Sinne. Da aber sah er plötzlich, wie ein Licht auf der Festung auftauchte und hin- und hergetragen wurde, worauf es wieder

erlosch. Unzweifelhaft, auf der Festung ging etwas vor. Schnell entschlossen, zog er sich wieder völlig an; er nahm sein Gewehr zur Hand und ging in die Nacht hinaus. Mit Weg und Steg genau vertraut, wollte er sich der Festung nähern, um mehr zu erkundschaffen; auf einem Schleichwege, den sonst wohl niemand kannte, stieg er vorsichtig, Schritt für Schritt nach rechts und links spähend, in das Thal hinab.

Inzwischen war es immer lichter und lichter geworden; aber ein dichter Nebel hinderte ihn, weit voraus zu sehen; um so gespannter horchte er, ob er nichts vernähme. Plötzlich war es ihm, als hörte er in unmittelbarer Nähe leichte, schleichende Schritte, und im selben Augenblicke tauchte auch bereits aus dem Nebel eine Gestalt auf, die er wohl zu kennen meinte, und dahinter glaubte er noch andere Gestalten zu bemerken.

„Halt, wer da?“ so rief er unerschrocken mit lauter Stimme, als ob eine ganze Kompagnie hinter ihm wäre. Erschreckt blieb der Angerufene zuerst stehen; dann aber riß er eine Flinte, die er trug, rasch in die Höhe; bevor er aber noch seinen Schuß abgegeben, hatte Fritz sein Gewehr an der Wange . . . ein Knall, und der Angreifer stürzt. Rasch geladen! Ein zweiter Knall . . . und dann behende zurück nach dem Gehöfte und dem Lager!

Hier war durch die Schüsse inzwischen alles munter und lebendig geworden. Fritz fand einen Zug bereits ausgeschwärmt vor; rasch berichtete er dem Leutnant sein Erlebnis; Signale ertönten; das ganze Detachement war auf den Beinen; die Artilleristen

eilten zu ihren Geschützständen und ließen die Geschütze spielen — kurz, als die Rothosen, geführt von verräterischen Bauern, am Rande des Waldes herausstraten, wurden sie mit wohlgezielten Schüssen empfangen, während sie geglaubt hatten, die Deutschen im Schlafe überraschen zu können. Mit großem Verluste mußten sie sich zurückziehen.

Als die Sonne über die grünen Berge gestiegen war, gingen die Sieger, um die Toten und Verwundeten zusammenzufuchen. Fritz aber ging nach der Stelle hin, wo er mit dem Bauern zusammengestoßen war. Da lag auf dem Rücken, mit weit geöffneten, starren Augen der junge Antoine — tot; Fritzens Kugel war ihm mitten in die Stirn hineingegangen. Tief bewegt betrachtete Fritz sich den noch

im Tode schönen, blühenden Jüngling mit dem stolzen Knebelbart, der von seiner Hand gefallen war. — Dann rief er die Träger herzu und ließ den Leichnam wegbringen. Die toten Feinde fanden ihr ehrlich Grab an einer lichten Stelle des Waldes, zur Seite einiger Gräber, in denen bereits deutsche Artilleristen und Jäger ruhten; der verräterische Bauer aber wurde am Raine des Stoppelfeldes, unweit der Scheuer verscharrt.

Wieder vergingen einige Wochen; Napoleon hatte die Schlacht bei Sedan, hatte Land, Thron und Freiheit verloren, aber die Besatzung von Bitsch hielt weiter stand und ergab sich nicht. Noch immer lag das kleine deutsche Detachement ohne Ergebnis vor ihren Wällen und verging vor Ungeduld und Langerweile, während die Kameraden in Frankreich drin so große Thaten verrichteten! Da langte eines Tages ein kleines Paket beim Kommandeur des Detachements an, und dieses enthielt — ein „eisern Kreuz“, bestimmt für den Unteroffizier Fritz Steigerwald, der durch seine Wachsamkeit den geplanten Überfall der Franzosen vereitelt hatte. Ein großer Appell fand statt, und hierbei wurde nach einer passenden Ansprache des Kommandeurs die Auszeichnung dem Unteroffizier überreicht. Alles beglückwünschte den so ausgezeichneten — den einzigen der ganzen Truppe — und beneidete ihn nicht wenig.

Gegen Abend, als Fritz von einem seiner gewohnten Spaziergänge den Weg nach dem Hofe zurücknahm, wunderte er sich nicht wenig, als er schon von weitem sah, daßein offener

Spazierwagen, mit zwei Pferden bespannt, vor dem Hofe hielt. Näher zutretend, sah er, wie eine Dame in tiefem Schwarz, einen großen Kranz tragend, den Wagen verließ. Voller Spannung ging er der Dame nach und fand sie alsbald — über das Grab des erschossenen Bauern gebeugt und in Gebet versunken. Wie gebannt von dem Bilde, blieb er stehen. Da schaute die Knieende auf . . . und jählings wollte auch er in die Knie sinken, denn niemand anders war es, als Rosa, die „Rosa von Birmasens“.

„Rosa,“ rief er und sagte sich wie von Sinnen an die Stirn; „Sie! Und der Mann da, der Erschossene . . .“

„Er war mein Bräutigam . . .“

„Und ich, ich Unseliger . . .“

„Was,“ rief sie da und erhob sich, wie plötzlich



Ein Knall, und der Angreifer stürzt.

alles begreifend, „Sie . . . sein Mörder? O, nun ist alles aus!“ Er wollte auf sie zu, wollte sie umfassen; sie aber stieß ihn mit Gewalt von sich; sie rangen miteinander, als ginge es um Tod und Leben.

„Rosa,“ ächzte er, „so hör mich doch; nicht ein Mörder bin ich . . . nein . . . im Kampfe . . .“

„Seinen Vater schon hast du umgebracht . . . und jetzt noch den! O, welch ein Elend der Welt! Geh, laß mich oder ich bring' dich um mit deiner eigenen Waffe.“

Rasch zog er da seinen Hirschkänger aus der Scheide und bebenden Herzens slog es von seinen Lippen: „Da, nimm's! Gieb mir den Gnadenstoß! O, ich bitte dich! Auf den Knien stehe ich darum! Töte mich! Ohne dich mag und kann ich nicht leben.“ — Wie irre schaute sie ihn da an, die Hände sanken ihr schlaff herab; sie wurde blaß wie der Kalk an der Mauer, an der sie standen, und lautlos fiel sie zur Erde und auf das Grab nieder. Fritz wollte ihr zur Hilfe eilen, aber fremde Leute kamen und drängten ihn weg; sie trugen die Dahnmächtige nach dem Wagen und fuhren rasch mit ihr davon. Fritz wollte ihnen nach, aber mit der Nachricht seiner Auszeichnung war auch diejenige seiner Verletzung in das Stammbataillon eingetroffen; noch am selben Tage hatte er seinen Marsch dahin anzutreten. Verzweiflungsvoll riß er sich los; es war ihm, als sei ihm das Leben des besten Inhalts auf immer beraubt. —

Noch mancher harte Marsch und Schlachttag folgte, und mehr als einmal trat der Tod unmittelbar an ihn heran; aber es war, als schonte er ihn, nur damit das Leben ihm um so schlimmere Qualen biete. Aber der Krieg ging zu Ende, es war wieder Frieden; mit Sang und Klang zogen die Truppen heim und in ihre Garnisonen. Fritz Steigewald, inzwischen Feldwebel geworden, auch er kehrte heil, zwar noch jung an Jahren, in seiner rechenhaften Gestalt ungebeugt und unverletzt geblieben in so und so vielen Gefechten und Schlachten, aber innerlich alt und gereift geworden durch das Erlebnis vor der Feste Wittsch, kehrte heim in seine alte Stelle beim Forstamte zu Birmasens. Die Stelle war ihm nicht nur offen gehalten; nein, er war sogar für einen höheren Posten bestimmt worden und mit freudigem Stolze empfingen ihn alle Grünvögel — Vorgesetzte, Kameraden und Untergebene; aber nur wehmütig lächeln konnte er zu alledem; herzensfrohe Freudigkeit, laute Lustigkeit waren ihm nicht mehr zu eigen.

Rosa hatte die Stadt verlassen; erst nach Jahren kehrte sie dahin zurück, und da erst war es, wo die Herzen der beiden sich wieder fanden. Sie wurden ein Paar, aber wie ein Schatten lag es auf ihrem Glück. Rosa fühlte es, wußte es: es gab keinen Mann auf der Erde, der lieber, treuer, aufopferungsvoller sein konnte als ihr Fritz; und doch — mitunter ging es ihr wie ein Schauer durch die Brust, wenn sie ihn anschaute: Von seinem Hirsch-

fänger war der eine, von seiner Kugel der andere gefallen!

So war es nicht weiter verwunderlich, daß man sie schon einige Jahre darauf unter den kühlen Rasen bettete. Verzweiflungsvoll stand Fritz Steigewald an dem offenen Grabe, und nur der Gedanke an die beiden armen, mutterlosen Würmer daheim hielten ihn aufrecht.

Seitdem ist er längst in Pension gegangen; er hat das Besitztum seiner Urväter, den Steigewald's Hof gepachtet, sitzt darauf wie ein Herr und bewirtschaftet das stattliche Gut mit Sohn und Tochter. Niemals hat er daran gedacht, eine andere in sein Haus zu führen. Wenn er aber an Kaiser's Geburtstag, am Tag von Sedan oder an sonst einem feierlichen Tage seine Brust mit dem eisernen Kreuze schmückt, da will der Stolz darüber nicht aufkommen; er weiß es, was ihm dies Kreuz an Lebensglück gekostet hat.

Wenn die Mächtigen der Erde miteinander rauen . . .



Im Kampfe lagen Sturm und Eiche,
Doch beide blieben unbezwungen.
Ein Nestchen nur aus dem Gezweige
Schlug hart zu Boden — samt den Jungen.

„Euer Durchlaucht!“

Schwammelfingen . . . wer sollte den Ort nicht kennen?! Diese bedeutende Stadt, mitten im Fürstentum Däsigheim-Hechelfingen gelegen und zu Zeiten die Residenz des durchlauchtigsten Fürsten höchstselbst? Deutschland hat sich, das giebt selbst der Tupsen-Toni zu, der sonst immer und an allem etwas auszufetzen hat, in den letzten Jahrzehnten großartig entwickelt; Berlin hat sich mehr als verdoppelt, hat oberirdische und unterirdische Eisenbahnen gebaut; was aber will das gegen Schwammelfingen? Das hat ein Kriegerdenkmal mit 'nem Adler darauf errichtet, einen Park von anderthalb Morgen Aus-

dehnung angepflanzt und eine neue Dohle bis nach dem Bach gebaut. Die Stadt ist rein nicht wieder zu erkennen! Wem aber verdankt sie eigentlich diese großartige Entwicklung! Niemand anderem als Seiner Ehren dem Herrn Bürgermeister, der sich — ein zweiter Bismarck — nicht Ruhe noch Raft gönnte, bis er nach langjährigem Schaffen und Tausenden von unruhigen, schlaflosen Nächten seine gewaltigen Pläne den widerhaarigen Stadtverordneten zum Troste durchgesetzt hatte.

Er hätte nun auf seinen so schwer verdienten Lorbeeren ausruhen dürfen; aber nein — auch für ihn gilt das Wort: „Was rastet, das rostet.“ So faßte er vor etwa drei Jahren den großen Plan zu einem neuen Unternehmen. Er hatte in einem gelehrten Werke, das sich nach Schwammelfingen verirrt hatte, etwas ganz Erstaunliches gelesen. Schwarz auf Weiß, durch lange Reihen vielzifferiger Zahlen stand es da bewiesen, daß die Zahl der Irren in Deutschland auf erschreckliche Weise von Jahr zu Jahr zunimmt, so daß es bald an den nötigen Unterkunfts-räumen für dieselben fehlen würde.

Seitdem ließ ihm ein Gedanke keine Ruhe, der Gedanke, daß in Schwammelfingen — wie überhaupt im ganzen Fürstentum Däsigheim-Hechelsingen — auch nicht ein einziges Irrenhaus bestehe, wo doch die Statistik klar erweise, daß ein solches über kurz oder lang ein dringendes Bedürfnis werden würde. Ein gewöhnlicher Geist hätte sich vielleicht beruhigt und abgewartet, bis das Bedürfnis sich wirklich herausstellte; aber eben nur ein gewöhnlicher Geist! Ein solcher von der Art, wie unser Bürgermeister sich rühmen konnte, ihn zu besitzen, sieht die Dinge schon im voraus und schaut sich um, daß beizeiten für alles gesorgt ist. Auch Moltke hat, als es anno 1870 zum Kriege kam, nicht erst da, sondern sein behutjam schon im voraus dafür gesorgt, daß er die nötigen Soldaten, Gewehre und Kanonen beisammen hatte. Ein volles Jahr lang trug der Bürgermeister den gewichtigen Gedanken bei sich herum; er ließ ihn gehörig ausreifen. Dann aber sprang er mit einemmale damit heraus und den Herren Stadtverordneten direkt ins Gesicht damit. Na, die machten schöne Augen! Die gelehrte Statistik konnten sie freilich nicht widerlegen; sie meinten sogar, sie wäre richtig, genau richtig, und das zeige sich an ihrem Bürgermeister selber, der notwendig — übergeschnappt sein müsse . . .

Durch solch kleinliche Einwände ließ sich aber der große Mann nicht beirren; er hielt an seiner Idee fest und ließ und ließ nicht locker, bis es schließlich wirklich dahin kam, daß der Grundstein zu dem Bau gelegt und nach etlichen weiteren ein bis zwei Jahren das Gebäude fix und fertig da stand; der Plan war gelungen! Wie ein Schloß erhob sich der Bau auf der sanft geneigten bisherigen Entenwiese und ringsum war er in sicherster Weise eingefriedigt. Alle Fenster waren aufs sorgsamste und stärkste vergittert; in dem Hause selbst aber war alles nach den allerneuesten Prinzipien eingerichtet; da waren Bäder aller Art,

kalte und warme; da gab's grobe Douchen und feine, Lobzellen für die bösen Kranken, Spiel- und Lesezimmer für die guten — kurz, es fehlte an nichts. Auch ein Doktor mit zwei Assistenten wartete seines Amtes, und etliche Wärter und Wärterinnen warteten ebenfalls — alles wartete, wartete nämlich auf die Kranken, denn an denen fehlte es, trotz aller Statistik! Es gab in der ganzen Stadt, ja im gesamten Fürstentum auch nicht einen, der reis gewesen wäre für das schöne, neue Irrenhaus. Was für 'ne gesunde Gegend!

Das verdroß unsern Bürgermeister wohl etwas; aber er hielt es einmal mit der Statistik und war fest überzeugt, eines Tages würde man sie hausenweise bringen.

Gerade in dieser Zeit nun lief die Bottschaft vom Fürsten ein, daß er demnächst seiner getreuen Stadt Schwammelfingen einen Besuch abstatten und dabei alle neueren städtischen Anlagen und Unternehmungen besichtigen wolle. Das fuhr unserm Bürgermeister in die Glieder, denn der Fürst war, seit er das Fürstentum und der Bürgermeister die Stadt regierte, nicht in Schwammelfingen gewesen; es fiel dem Bürgermeister also eine wenn auch sehr ehrenvolle, so doch auch wieder hochschwierige Aufgabe zu. Aber der Mensch wächst bekanntlich mit seinen höheren Zielen. So auch der Bürgermeister, er wuchs sichtlich — innerlich, wie äußerlich.

Das innere Wachstum zeigte sich darin, daß er in letzter Stunde noch die gewaltigsten Pläne faßte, um die Stadt nur so recht großartig vor den fürstlichen Augen erscheinen zu lassen; das äußerliche Wachstum aber bewies sich damit, daß der Bürgermeister immer dicker und dicker wurde. Seit der Stunde nämlich, wo die Nachricht von der Ankunft des Fürsten eingetroffen war, litt der Bürgermeister am kalten Fieber, und alle Mittel wollten nichts verschlagen; er fror trotz des hellsten Sonnenscheins, so daß er sich immer stärker und stärker anzog und auf diese Art schließlich einen ganz unformlichen Umfang gewann. Dabei raste er in der Stadt herum und fuhr die Straßengeher, den Laternenanzünder, die Nachtwächter an, als wolle er sie gleich allesamt verschlingen.

Um den Fürsten zu empfangen, wie es sich gehörte, bedurfte es aber auch einer Begrüßungsrede. In der Feder, wie in allem, wohl bewandert, hatte der Bürgermeister sie sich sorgsam aufgesetzt. Um aber zu erproben, wie die Rede wohl wirken werde, las er sie seiner Frau vor. Bedachtsam hörte sie die lange Rede bis zum Schlusse an, dann sagte sie: „Ja, hör mal, ist denn das richtig? Du sagst immer zu ihm Sie? Sagt man denn so? Ich vermein' doch, einen Fürsten darf man nicht so schlankweg mit Sie aureden, genau so wie du den Stadtsekretär auredest!“

„Na, wie denn?“ fragte etwas kleinlaut der Bürgermeister.

„Man spricht immer in dritter Person und sagt Euer Durchlaucht zu ihm,“ war der Bescheid der

Frau, die — wie man sieht — beinahe noch geheimer war, als er, der große Bürgermeister, selber.

„Hm,“ machte er; „da kannst du am Ende recht haben. Na, ich ändere das um.“

Beim Ändern aber merkte er erst, wie schwer das war, und so bekam er eine grausame Angst, daß er sich nicht am Ende in der Rede verhedderte und das Verbrechen beging, den Fürsten einfach mit „Sie“ anstatt mit „Euer Durchlaucht“ anzureden. Aber erst in der Gefahr zeigt sich der große Geist; der Bürgermeister fand rasch ein vortreffliches Mittel aus, um sich zu helfen. Um seiner Sache so recht sicher zu werden, beschloß er, sich an seiner Frau mit der neuen Redeweise einzulüben; er nahm an, daß sie der Fürst sei, und sagte von nun an, zu seiner steten Übung, zu ihr lediglich: „Euer Durchlaucht,“ und mit eiserner Konsequenz führte er dies durch. Wenn er frühmorgens erwachte, sagte er nicht etwa wie früher: „Berthel, lange mir 'mal die Strümpfe vom Stuhle,“ . . . sondern hoch feierlich begann er: „Wollen Euer Durchlaucht geruhen, mir die Strümpfe herüberzulangen.“ Und wenn es ihm mittags schmeckte, sagte er nicht, wie er sonst immer gesagt hatte: „Berthel, reich mir noch einen Klop!“ sondern: „Wollen Euer Durchlaucht die Gnade haben und mir noch einen Klop reichen.“

Das ging bald „wie geschmiert“ bei ihm; nur wenn er spät abends aus dem Löwen heimkam, passierte es ihm wohl noch, daß er, sobald die Alte zu brummen anfing, herausfuhr und sagte: „Ach was, halt die Gock!“ Aber nein, auch da korrigierte er sich rasch wieder und sagte: „Euer Durchlaucht wollen gefälligst das Maul halten.“

Die wirkliche Durchlaucht aber hatten Abhaltungen und verschoben den Tag ihrer Ankunft immer von neuem, was bald einen großen Nachteil hatte. Denn derweilen lebte sich unser Bürgermeister derartig in die neue Sprechweise ein, daß sie zu seiner zweiten Natur wurde: er konnte schließlich gar nicht mehr anders reden und redete erst den Stadtschreiber, dann die Stadträte und schließlich seine Straßenkehrer und Nachtwächter mit „Euer Durchlaucht“ an.

Das gab ein starkes Stutzen in ganz Schwammelfingen, und lange dauerte es nicht, da hieß es, der Bürgermeister ist übergeschnappt. Kaum aber hatte dies der Doktor vernommen, der in dem schönen neuen Irenhause noch immer müßig saß — da stürzte er wie ein Habicht mit seinem gesamten Personal herzu, und im Nu hatten sie den Bürgermeister in dem Hause drin; er war der erste Narr, der hineinkam.

Der Bürgermeister geriet außer sich und wollte durchaus bei gefunden Sinnen sein; aber der Doktor rief sich vergnügt die Hände: „Das behaupten sie alle,“ rief er; „nur immer hinein mit ihm!“

Als aber der Bürgermeister gar zu wüten und zu toben begann, da legte der Doktor die Stirne in

schwere Falten und befahl: „In die Tobzelle mit ihm!“

Mit vieler Mühe und Not gelang es der Frau Bürgermeisterin, den Mann frei zu bekommen, indem sie erzählte, wie das alles zusammenhing; der Doktor freilich wollte es partout nicht glauben; er meinte, er hätte eine ganz neue Art von Verrücktheit entdeckt, und war schon dabei, eine hochgelehrte Abhandlung darüber zu schreiben.

Nach etlichen bösen Tagen saß der Bürgermeister wieder in seiner Amtsstube, aber die Freude am Dekretieren und Regieren war ihm vergällt. Ab und zu passierte es ihm heute noch, daß er „Euer Durchlaucht“ sagt, wo er eigentlich sagen sollte: „Stadtschreiber“ oder „Liebes Berthel.“

Nach ein Stücklein

von unserem Bekannten, dem Herrn Martin.



er etwa von den Lesern den Herrn Martin nicht kennt, der kennt auch seinen Kalender nicht, denn er muß wissen, daß Herr Martin schon im Kalender gestanden hat, und zwar war's im 86er. Herr Martin aber ist noch der nämliche, der er dazu-

mal war; nur sein Bäuchlein ist wohl noch um eine Handbreit voller geworden; aber Spezereiwarenhändler ist er allzumal noch, und in der Kaiserstraße prangt noch immer sein stattliches Schild, wenn er freilich auch im stillen sich nach einem umschaut, der ihm den Laden zu gutem Preise abnimmt, denn vom guten Essen und vielen Trinken ist er ein wenig „hinter den Atem“ gekommen oder er hat — wie's die Doktors gelehrt ausdrücken — das „Asthma“ bekommen. Daher schreibt es sich auch, daß er die letzten Jahre bald nach Pfingsten sich regulär auf die Bahn setzt und sich in ein Bad begiebt. Das Geschäft muß es tragen; es kommt ihm ja auch direkt zugute, denn das Ansehen des Herrn Martin bei der gesamten Nachbarschaft ist gewaltig gewachsen, seit er ins Bad geht. Der lange Schneemann — was der Commis von Herrn Martin ist — hat dann die Instruktion, allen, die es nur hören wollen, beizubringen, daß der Herr Martin ins Bad gereist ist und da vier Wochen zubringt. Was reifen da die Kunden die Augen auf, und währenddem wiegt

dann der Herr Schneemann das Pfund Kaffee oder Zucker noch um vieles knapper als sonst, so daß die Kosten der Badereise leichtlich gedeckt werden.

Letzte Pfingsten aber wollte unser Herr Martin einmal einen besonderen Trumpp ausspielen; eine gewöhnliche Badereise nach Wildbad, Ems oder Schwabach zieht ja heutzutage nicht mehr. Also wurde der Beschluß gefaßt: Herr Martin reist in ein ausländisch Bad, nach Cannes nämlich, von dem er einmal im Blättchen gelesen hatte, wie wunderschön es da sei. Nun liegt besagtes Cannes in Frankreich, und französisch parlieren — das hat Herr Martin nicht gelernt; aber er hatte sich's einmal in den Kopf gesetzt; es mußte nach Cannes gereist sein; er traute es sich zu, mit sämtlichen Franzosen fertig zu werden.

Und richtig, er kam ungefährdet hin und stieg im „Grand Hotel de l'Europe“ ab. Es war gerade um die Mittagszeit, und so fragte ihn der Kellner, der ihm sein Zimmer anwies, ob er ein Diner einnehmen würde. Unser Martin — gewiß, wie er einmal ist, hatte von all dem welschen Wortschwall nur das Wort „Diner“ verstanden; das aber genügte ihm, und voller Geistesgegenwart schnatterte er ein kräftiges: „Wuih.“ Mit tiefem Bückling ging der Kellner darauf ab; Herr Martin aber säuberte sich, that einen frischen Krage sowie einen schönen weißrot karierten Schlips um und begab sich hinunter in den Speisesaal. Gleich stürzte der Oberkellner auf ihn zu, führte ihn zu einem hübsch abseits stehenden gedeckten Tische und überreichte ihm freundlichst ein in roten Sammet gebundenes Buch. „Aha, die Speisefarte“ — so dachte Herr Martin sehr richtig bei sich und nahm das Buch in Empfang. Bis hierher war alles gut gegangen; nun aber fing die Verlegenheit an; die Speisefarte war französisch aufgesetzt und das Französische war ja bei der sonst so vortrefflichen Erziehung unseres Herrn Martin ganz übersehen worden. Aber Herr Martin handelte wie ein gewiegter Feldherr, der ohne Karte eine Schlacht schlagen soll; er tupfte mit dem Zeigefinger auf die erste Zeile der Speisefarte und deutete damit dem Kellner an, was er zu haben wünschte.

Nicht lange dauerte es, und vor Herrn Martin erschien eine niedliche Terrine und aus dieser löffelte ihm alsbald der Kellner eine ansehnliche Portion Suppe mit etlichen zarten gelben Klößen in den Suppenteller.

Herr Martin strahlte. Also ohne ein Wort Französisch zu können, hatte er ganz das richtige getroffen! Das „Diner“ war vortrefflich eingeleitet. Glückauf zum zweiten Gang! — Wieder tupfte er mit dem Zeigefinger auf die Speisefarte; der Kellner verstand, verschwand und kam ein Weilschen darauf wieder und setzte wiederum — eine allerdings etwas größere Terrine auf den Tisch. Herr Martin machte anfangs etwas verdutzte Augen, aber dann dachte er, es sei am Ende hier so Sitte, alle Speisen in Terrinen zu servieren; aber nein — wiederum löffelte der Kellner ihm eine Suppe in den Teller und wiederum eine mit kleinen Klößen, nur mit dem Unterschiede,

daß die Klöße diesmal um eine Idee dicker und nicht gelb, sondern braun waren. Zweimal Suppe? Nein das war Herr Martin nicht gewohnt! Aber er wollte sich auch nichts merken lassen, und so löffelte er seine Suppe aus und rief dann den Kellner von neuem. Diesmal aber wollte er gescheiter sein; strenge vermied er es, den Stellen der Speisefarte zu nahe zu kommen, die er bisher betupft hatte; er zeigte vielmehr mit seinem Finger ganz tief unten hin. Der Kellner warf einen Blick darauf, lächelte verbindlich, wenn auch ein wenig erstaunt — und erschien nicht lange darauf — wiederum mit einer, nur noch etwas größeren Terrine. Das war denn doch aber unserem Herrn Martin zu toll; wütend sprang er auf und schrie laut in den Saal hinein: „Kreuzbombenelement, das ist ja eine versuchte Wirtschaft! Habt Ihr denn hier nichts als Suppen zu saufen?“

Er dachte sich dabei: Hier kannst du leicht grob sein und schimpfen; sie verstehen dich ja doch nicht. — Darin aber hatte er sich arg getäuscht, denn sogleich erschien der Direktor des Hotels und verbat sich im reinsten Deutsch jede Beleidigung seines Hauses — und wenn es dem Herrn hier nicht passe, so möge er gefälligst ein anderes Quartier suchen.

„Ja, das thu' ich auch,“ erwiderte Herr Martin erboßt und stand auf; „gleich und sofort verlasse ich dies Lokal.“

„Aber erst bezahlen!“ so meinte der Herr Direktor; „Sie haben ein Diner, macht 10 Franken, und Wein 4 Franken; macht 14 Franken.“

„Was?“ rief Herr Martin, „drei Suppen, das nennen Sie ein Diner?“

Der Direktor zuckte mit den Achseln, als wollte er damit andeuten, das wäre ja ganz der Geschmack des Herrn Martin gewesen. Der Kellner aber, der die drei Terrinen gebracht hatte, lupfte an der letzten, wie sie da noch auf dem Tische stand, so ein klein wenig den Deckel ab; unwillkürlich warf Herr Martin einen Blick darauf, und was mußte er sehen? Ein zartgelbes Hühnlein, in schneeweißem Reis gebettet; es schrie ordentlich danach, man sollte doch so gut sein und es verpeisen. Aber Herr Martin hatte seine Frankenstücke bereits dahingegeben und sich seinen Hut aufgesetzt. Soweit konnte er sich unmöglich vergeben, daß er sich nun wieder hinsetzte, nur um das Huhn zu verzehren. Nein, das litt sein Stolz nicht!

Zwei Blicke nur hatte er noch zu vergeben: einen zärtlichen auf das Huhn und einen wütenden auf den Kellner. Dann verließ er schnell das Lokal.

Herr Martin ist dies Jahr wieder in ein Bad gegangen, nach Cannes aber nicht.

Etwaß zu frei übersetzt.

„Sag mal, Pauline, was ist eine ‚Garbedame‘?“
Pauline: „Nun, du darfst ja das Wort nur übersetzen: eine Dame, die Wache steht, wenn man mit seinem Geliebten ungestört sein möchte.“

Messen und Jahrmärkte in Baden, der Pfalz und den angrenzenden Ortschaften für 1900.

Abkürzungen: K heißt Krammarkt. — R (oder Rg oder R) heißt Rofs- (oder Pferde-) Markt. — B heißt Viehmarkt. — KB heißt Krams- und Viehmarkt. — KBV heißt Krams- und Pferdemarkt. — VB heißt Vieh- und Pferdemarkt. — KBV heißt Krams-, Vieh- und Pferdemarkt. — Schw heißt Schweinemarkt. — W heißt Wollmarkt. — L heißt Ledermarkt. — F heißt Fischmarkt. — H heißt Hanfmarkt u. s. w.

Koch (N. Engen) KBV 5 April, 28 Mai, 12 Juli, 30 Aug., 4 Okt., 3 Dez. (a. S.), 22 Dez. Nafen (Württ.) K 2 Febr., KB 1 Mai, 25 Juli, 24 Sept., 12 Nov., Schw 4 Juli, 3 Sept., B 3 Febr. Nahren K 17 April, 5 Juni (je 2). Kodelsheim K 5 Febr. (a. Schw.), 6 März, 24 April, 10 Sept., 6 Nov., Schw 8 Jan., 5 März, 2 April, 7 Mai, 11 Juni, 2 Juli, 6 Aug., 3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez. Aglasherhausen K 21 Sept. Aibersweiler K 2 Sept. (3). Altsieheim K 16 Sept. (2). Altsieheim (Württ.) KBV 5 März, 25 Juli, 1 Okt., B 16 Mai. Alpirsbach (Württ.) KBV 27 März, 4 Juni, 22 Okt., K 21 Dez. Altenborn K 2 Sept. Altsen K 4 Juni, 26 Aug. (L), 18 Nov., Freizuchtv n. Handbän. 5 Juli. Altsenau B 1 März, 3 Mai, 2 Aug., 17 Sept., 18 Okt., 26 Nov. Altsenau K 25 März, 15 Juli, 30 Sept. Altsenau (Württ.) KB 3 April, 7 Juni, 31 Juli, 11 Sept., KBV 27 Nov., B 17 Jan., 21 Febr., 10 Okt., 19 Dez. Altsheim K 5 Juni, 11 Okt. Alts (Pfalz) K 26 Febr., 17 Sept., 12 Nov. (je 2), 12 Jan., 30 Mai, 19 Sept., 28 Nov., B Schw 30 Jan., 14 Febr., 14 März, 11 April, 9 Mai, 10 Juni, 11 Juli, 8 Aug., 12 Sept., 10 Okt., 14 Nov., 12 Dez. Amweiler K 25 Febr., 24 Juni, 26 Aug., 25 Nov. Appenweier K Schw 2 April, 5 Nov. Aßberg (Württ.) K 2 Febr., 25 Juli, 24 Juli. Aßmatt K 29 Jan., 13 Juli, 5 Okt. Auggen K 21 Sept. (2). Augsb. (Schwaben) K 22 April, 30 Sept. (je 8), B 11 Juni (4), Schw 23 Febr., 23 März, Schw 25 Juli, 16 Aug., 17 Sept., 30 Okt. Aulendorf (Württ.) K 1 Mai, 29 Febr., KB 11 Okt., 15 Nov., K 30 Aug. Badnang (Württ.) KBV 20 März, 15 Mai, 18 Sept., 18 Dez., K 6 März, 25 Juli, 5 Mai, 20 Febr., 17 April, 19 Juni, 17 Juli, 21 Aug., 16 Okt., 20 Nov. Baden K m. Hanf u. Pferdemarkt am 1. Tage 13 März, 13 Nov. (je 3). Badingen (Württ.) KB 20 Febr., 17 April, 5 Juni, 31 Juli, 25 Sept., 18 Dez., KBV 6 Jan., 9 Jan., 14 März, 19 Juni, 17 Aug., 9 Okt. Ballenberg K Schw 2 April, 2 Juli, 29 Sept. Bartenstein (Württ.) K 16 April, 29 Juni, 21 Sept., B 17 Okt. Basel (Schweiz) Messe 27 Okt. (15), K 15 März, 7 Juni, 20 Sept., 20 Dez. (je 2). Biederbach K 2 Sept. Beerfelden (Pfalz) K 15 Mai, 10 Juli, 8 Nov., B Schw 19 Febr., 30 April, 28 Mai, 9 Juli, 6 Aug., 3 Sept., 8 Okt., B 8, 22 Jan., 5 Febr., 5, 19 März, 2, 17 April, 14 Mai, 11, 25 Juni, 23 Juli, 20 Aug., 17 Sept., 22 Okt., 5, 19 Nov., 3, 17, 31 Dez. Beilsheim, D.M. Marbach (Württ.) KB 16 April, 12 Juni, 30 Nov., Holz 11 April, 12 Juni. Belheim K 18 März, 14 Okt. (je 3). Bellingen (Sigm.) B 6 März, 2 Okt. Bergbaunten K 20 April. Bergabern K 1 April, 5 Aug., 4 Nov. Betsheim (Württ.) KB 24 Febr., 20 Juni, 24 Aug., 29 Okt., Holz 24 Febr., 28 Juni, 24 Aug. Bentelebach (Württ.) KBV 22 März, 1 Nov., B Holz 1 Febr., 7 Juni. Biberach (Württ.) KBV 28 Febr., 6 Juni, 3 Okt., 14 Nov., B 8 März, 5 April, 13 Juni, 22 Nov., K 9 Mai. Bielefeld (Sigm.) KBV 27 März, 21 Aug., 11 Sept. Bietigheim (Württ.) KBV (je tags zuvor Holz), 1 März, 7 Juni, 6 Dez., B 5 April, 2 Aug., 4 Okt., B 4 Jan., 3 Mai, 5 Juli, 6 Sept., 1 Nov., Schw 4 Sept., 6 Nov., 4 Dez. Billigheim (Baden) K 14 Mai, 29 Okt. Billigheim (Pfalz) K 10 Juni (2), 21 Okt. (3). Bingen (Sigm.) KB 14 März, 10 Mai, 10 Juli, 18 Sept., 7 Nov. Bisingen (Sigm.) KB 3 April, 11 Juli, 21 Okt. Birkendorf K Schw 23 Okt. Blandenstein (Württ.) KB 12 März, 1 Mai, 11

Juni, 8 Okt., 12 Nov., 17 Dez., B 5 Febr., 9 April, 9 Juli, 10 Sept., 17 Dez. Blaustetten (Württ.) K 4 Juni (2), B 19 Febr., 20 März, 5 Juli, 17 Juli, 18 Sept., 29 Okt. St. Blasien KB Schw 26 Juni, 14 Sept. Bliestal K 3 Sept., B Schw 4 Sept. Blumberg B 10 Jan., 14 Febr., 14 März, 18 April, 9 Mai, 13 Juni, 11 Juli, 8 Aug., 12 Sept., 10 Okt., 14 Nov., 19 Dez. Böblingen (Württ.) KB 22 Febr., 17 April, 19 Juli, 25 Okt., B Schw 30 Aug., 20 Dez. Bödingheim K 28 Mai, 21 Dez. Bommersfeld KB 3 Mai, 19 Juli, 8 Nov., B 1 Febr., 1 März, 5 April, 7 Juni, 9 Aug., 6 Sept. (vgl. Garten), 11 Okt., 6 Dez. Bönningheim (Württ.) KB (je tags Holz) 22 März, 13 Sept., KB Hanf 30 Nov. Bopfinger (Württ.) K (Hauptstadt) 15 Juli (2), KB 26 Febr., 23 April, 15 Okt., B 16 Juli. Bosenbach K 26 Aug. Borberg K 14 März, 4 Mai, 12 Nov., B 18 Jan., 15 Febr., 22 März, 19 April, 17 Mai, 21 Juni, 19 Juli, 16 Aug., 20 Sept., 18 Okt., 15 Nov., 20 Dez. Brackenheim (Württ.) KB 1 Mai, 1 Sept. (je 2), KBV 12 Nov., Holz 30 April, 31 Aug. Bräunlingen KB Schw 26 Febr., 7 Mai, 23 Juli, 25 Okt., 26 Nov., B 11 Jan., 8 März, 17 April, 18 Juni, 13 Sept., 13 Dez. Breisach KB 27 März, 22 Aug., 29 Okt., B 5 Jan., 9 Febr., 2 März, 6 April, 4 Mai, 1 Juni, 6 Juli, 3 Aug., 7 Sept., 5 Okt., 2 Nov., 7 Dez. Breitenbach K 27 Mai, 23 Sept., B 28 Mai, 24 Sept. Bretten K 28 Febr., 23 April, 16 Aug., 7 Nov., B 8 Jan., 12 Febr., 12 März, 9 April, 14 Mai, 11 Juni, 9 Juli, 13 Aug., 10 Sept., 10 Okt., 12 Nov., 10 Dez. Bruchsal K Gelpfischmarkt Bretten. 28 März, 12 Juni, 28 Aug., 20 Nov. (je 2), B 17 Jan., 21 Febr., 21 März, 18 April, 23 Mai, 20 Juni, 18 Juli, 8 Aug., 10 Sept., 17 Okt., 28 Nov., 19 Dez. Buchau (Württ.) K 27 Febr., 24 April, 31 Juli, 23 Okt., B 2 Jan., 6 März, 1 Mai, 5 Juni, 7 Aug., 4 Sept., 6 Nov., 4 Dez. Buchen K 1 Mai, 25 Juli, 16 Sept. (3), 11 Nov., K 18 Febr., 18 Sept., Schw 15 Jan., 19 Febr., 20 März, 21 April, 21 Mai, 18 Juni, 16 Juli, 20 Aug., 15 Okt., 19 Nov., 17 Dez. Buntenthal K 10 Juni, 4 Nov. Bursheim K 8 März, 13 Nov. Bursfelde (Sigm.) KB 15 Juni, 16 Okt., B 2 März, B 2 Juli (Hessen) K 5 Juni, 24 Sept. Buxtehude K 25 Febr., 27 Mai, 9 Sept. Bütz K (m. B am 2. Tag) 19 Febr., 14 Mai, 6 Aug., 12 Nov. (je 2), B 8 Jan., 12 März, 9 April, 11 Juni, 9 Juli, 10 Sept., 1 Okt., 10 Dez. Böhlerhann (Württ.) K (je tags darauf 1) 1 Mai, 22 Okt., KB 8 Jan., 25 Juni. Calw (Württ.) KBV Schw (je 2 E.) 14 März, 9 Mai, 11 Juli, 12 Sept., 12 Dez., B Schw 10 Jan., 14 Febr., 11 April, 13 Juni, 8 Aug., 10 Okt., 14 Nov. Cambs (Württ.) KBV 15 Febr., 3 Mai, 13 Nov., KBV Schw 27 Sept. (Hesse). Colmar i. G. Messe 1 Juli (2), Christl 23 Dez. Crailsheim (Württ.) Mühlweizen. 6 Juni (3), K 12 Nov., 21 Dez., B 2 Jan., 6 Febr., 6 März, 3 April, 1 Mai, 5 Juni, 3 Juli, 7 Aug., 4 Sept., 2 Okt., 6 Nov., 4 Dez., Schw 12 Sept., 24 Okt. Crailsheim (Württ.) K 27 Febr., 16 April, 4 Juni, 21 Sept., 12 Nov., B 28 Febr., 17 April. Dahn K 1 April, 20 Mai, 19 Aug. (2), 18 Nov. (2), Schw 8 Jan., 5 Febr., 7 Mai, 5 Juni, 2 Juli, 3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez., B Schw 5 März, 17 April, 27 Aug. Dallau K 3 Juli, 29 Okt. Darmstadt (Hessen) Messe 8 Mai, 25 Sept. (je 8). Dörschlag 14 Mai, 10 Okt. (je 3), B 2, 16, 30 Jan., 13, 27 Febr., 13, 27 März, 10, 24 April, 8, 22 Mai, 5, 19 Juni, 3, 17, 31 Juli, 14, 28 Aug., 11 Sept., 2, 23 Okt., 6, 20 Nov., 4, 18 Dez. Dudenfeld K 4 Juni. Deidesheim K 25 Nov. (3). Dertingen (Württ.) K 2 Febr., 16 April, 4 Sept., 19 Nov. Dettingen B Schw 18 Jan., 4 April, 19 Juli, 4 Okt. Dettingen K Heidenheim (Württ.) KB 22 Okt.

Diemeringen (Sigm.) K 20 Juni, 29 Okt., 23 Dez. Dietzschweiler Wöden u. B 14 Aug. Diez (Hess.-Pfalz) KB 28 Jan., 20 Febr., 3 April, 11 Dez., B 19 Juni, B 24 April, 26 Juni, 7 Aug., 18 Sept., 23 Okt. Dirmheim K 9 Sept. Dittigheim K 17 April, 25 Juni, 10 Aug. Ditzingen (Württ.) KB 12 Juli, KBV 8 März, B 6 Sept. Donaueschingen KB Schw 23 April (a. Sam.), 25 Juni, 1 Okt., 12 Nov., B Schw 31 Jan., 28 Febr., 28 März, 11 April, 30 Mai, 25 Juni, 29 Aug., 31 Okt., 12, 27 Dez., B 21 März, Kreisfarren 7 April, 28 Aug. Dornhan (Württ.) KB 8 Febr., 17 April, 13 Juni, 19 Juli, 11 Okt. Dornstetten (Württ.) KB 16 April, 24 Aug., 6 Nov., B 24 Febr., 10 Juli, 21 Sept. Dörzbach (Württ.) K 2 Febr., 1 Mai, 21 Sept., 21 Dez., B Schw 12 Febr., 12 März, 14 Mai, 11 Juni, 2 Juli, 20 Aug., 17 Sept., 5 Nov. Dürheim K 4 Juni, 26 Aug., 30 Sept. (je 2). Durlach K 6 März, 14 Aug., 30 Okt., 12 Dez., B 22 Jan., 26 Febr., 26 März (a. Farrenm. mit Freideert.), 23 April, 28 Mai, 25 Juni, 23 Juli, 27 Aug., 27 Sept., 22 Okt., 20 Nov., 24 Dez. Durmersheim f. Bielefeld. Dürrenmühlbacher (Württ.) KB 22 Febr., 26 April, 29 Nov., B 25 Jan., 29 März, 31 Mai, 28 Juni, 25 Juli, 30 Aug., 27 Sept., 25 Okt., 27 Dez. Eberbach K 2 April, 28 Mai, 30 Aug. (a. Schw.), 29 Nov. (a. HanfSchw), Schw 25 Jan., 8, 22 Febr., 8, 29 März, 5, 26 April, 10, 31 Mai, 28 Juni, 20 Juli, 13, 27 Sept., 11, 25 Okt., 8 Nov., 20 Dez. Eberbach, D.M. Geringen (Württ.) KBV 1 Febr., 14 Juni, 27 Sept., B 4 Jan., B 19 April, 6 Febr. Ebingen (Württ.) KB 13 März, 12 Juni, 24 Juli, 11 Okt., 20 Dez., B 1 Febr., 19 April, 6 Sept. Eckenleben K 1 April, 12 Aug. (je 3). Ecksheim K 16 Sept. (3). Egingen a. d. Don. (Württ.) KB 16 Jan., 17 April, 5 Juni, 18 Sept., 6 Nov., 4 Dez., Schw 28 Juni, Schw 1 Aug., 14 Sept., 22 Okt., B 2 Jan., 6 Febr., 6 März, 3 April, 1 Mai, 5 Juni, 3 Juli, 7 Aug., 4 Sept., 2 Okt., 6 Nov., 4 Dez. Egingen i. Sigm. (Württ.) KB 18 Jan., 4 Juni, 11 Okt. Ehrenstetten K 10 Aug. Eichstetten KBV 8 Mai, 18 Sept. Eichstätt K 4 Juni, 22 Okt., 27 Nov. (a. Feinw.) (2). Eigeltingen KBV Schw 22 Febr., 21 Mai, 23 Okt., 29 Nov. Elmendingen K 1 März, 29 Okt. Elmangen (Württ.) KBV (alte Markt) 8 Jan. (3 Tage), 1 u. 2 Tag B, 3. Tag KB, KB 5, 26 März, 23 Mai, 11 Juni, 13 Aug., 3 Okt., B 23 April, 16 Juli, 10 Sept., 19 Nov., 10 Dez., B 27 März, B 11 Juni (4), Schw 14 Aug., 4 Okt. Emmendingen KB Schw 13 März, 29 Mai, 30 Okt., 11 Dez., B Schw 4 Jan., 1 Febr., 1 März, 5 April, 3 Mai, 7 Juni, 5 Juli, 2 Aug., 6 Sept., 4 Okt., Schw 19 Jan., 16 Febr., 20 April, 18 Mai, 15 Juni, 20 Juli, 17 Aug., 21 Sept., 19 Okt., 16 Nov., 21 Dez. Emplingen (Sigm.) KB 15 März, 12 Juli, 27 Sept., 6 Dez. Endingen K mit W 1 am 1. Tag 27 Febr., 28 Aug., 20 Nov. (je 2). Engen KB 15 März, 17 Mai, 2 Juli, 3 Sept., 8 Okt., 12 Nov., B 1, 8 März, 9 April, 12 Juni, 6 Aug., 27 Dez., K 2 Jan., 25 Juni, 22 Juli (2), Volksefest sog. Eulbacher M 29 Juli, Nachfest 27 Aug. Erlenbach K 16 Sept. Erzingen KB 26 Febr., 3 Sept., 26 Nov. Erzingen (Württ.) KB 16 April, 21 Dez. Erzingen (Württ.) KB 8 Mai, 25 Juli, KB 31 Jan. 30 Nov., K 6 Febr. (Baden)

10, 24 April, 8 Mai, 12, 26 Juni, 10, 24 Juli, 7 Aug., 9, 23 Okt., 13, 27 Nov., 25 Dez., Preisnachdruck f. j. Hofst. 18 Sept., Hauptpreisnachdruck 25 Sept.

Ladenburg k 26 Febr., 20 Aug., k Schw 4 Dez.

Lahr k m. Frucht a. 1. Tag 21 Aug., 18 Dez. (je 2), k m. Frucht a. 1. Tag 3 April, 6 Nov. (je 2), v (Schw) 24 April, 25 Sept.

Laichingen (Würt.) k 16 April, 4 Juni, 23 Okt., 30 Nov., Ludw. 24 Febr. (agl. B.), 28 Mai, 24 Aug., 29 Okt., 16 Juli, 21 Sept.

Laudau k 6 Mai, 9 Sept. (je 3).

Langenbrücken k 2 Okt.

Langensteinbach k 15 März, 29 Mai, 19 Juli, 23 Okt.

Langmühl Buchs 6 Sept. (m. Preisvert.).

Lauda k 27 Dez., k Schw 1 März, 1 Mai, 2 Juli, Schw 27 Jan., 5 Febr., 2 April, 5 Juni, 6 Aug., 3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez.

Lauterbach k 23 April, 12 Aug., 22 Okt., 22 Jan., 26 Febr., 12, 26 März, 9 April, 28 Mai, 25 Juni, 23 Juli, 10, 24 Sept., 8 Okt., 12, 26 Nov., 10, 18 Dez.

Leinfelden (Würt.) k 4 Juni.

Leipzig (Sachsen) Messe 3 Jan. (14), 22 April, 26 Aug. (je 27).

Leinzirk k 5 März, 25 Juni, 2 Okt.

St. Leon k 6 Nov.

Leutenberg (Würt.) k 31 Jan., 10 Mai, 7 Nov., k Schw 13 Febr., 9 April, 25 Juni, 26 Juli, k Schw 3 Okt.

Leutkirch (Würt.) k 19 März, 28 Mai, 22 Okt., 3 Dez., k Schw 2, 29 Jan., 5, 26 Febr., 5, 26 März, 2, 30 April, 7, 28 Mai, 5, 25 Juni, 2, 30 Juli, 6, 27 Aug., 3, 24 Sept., 1, 29 Okt., 5, 26 Nov., 3, 31 Dez.

Lichtenau k 3 Mai, 27 Sept., 29 Nov.

Lindau k 14 März, 16 Juli, 22 Okt.

Lindau (Schwaben) k 4 Mai, 2 Nov. (je 6).

Lipzingen k Schw 26 März, 7 Juni, 10 Sept., 8 Nov.

Löffingen k 14 Mai, 1 Okt., 28 Dez., 8 Jan., 12 Febr., 12 März, 9 April, 11 Juni, 9 Juli, 13 Aug., 10 Sept., 12 Nov.

Lorch (Würt.) k 8 März, 28 Mai, 6 Nov., k Schw 17 Sept.

Lörrach k 21 Febr., 19 Sept. (je 2), 18 Jan., 22 Febr., 22 März, 19 April, 17 Mai, 21 Juni, 19 Juli, 16 Aug., 20 Sept., 18 Okt., 15 Nov., 20 Dez., Jarrenm. (a. Schw.), Schw 4 Jan., 1 Febr., 1 März, 5 April, 3 Mai, 7 Juni, 5 Juli, 2 Aug., 4 Okt., 6 Dez.

Ludwigsburg (Würt.) k 13 Febr., 15 Mai, 6 Nov. (je 2), 18 Febr., 13 März, 22 Mai, 6 Nov., Feb 13 März, 19 Juli, 6 Nov., Hof 15 Febr., 22 März, 17 Mai, 19 Juli, 8 Nov.

Ludwigsbaben a. H. k 29 April, 23 Sept. (je 2).

Ludwigsbaben (Bad.) Schfm. jed. Mont. v. letzten Mont. im Aug. bis einschl. 1. Mont. im Juni.

Malsberg k Schw 26 März, 6 Sept., 26 Nov.

Maisammer k 27 Mai (3).

Mains (Hessen) Messe 19 März, 13 Aug. (je 14).

Malsch (H. Ettingen) k m. Schw a. 1. Tag 13 März, 23 Okt. (je 2), Hofst. 3 Juli.

Malsch (H. Biesloch) k 19 Juni (2).

Malskirchen k 6 Aug., 27 Nov.

Mannheim Messe 1 Mai, 29 Sept. (je 14), Christm 11 Dez. (14), Hauptf. u. B 7 Mai (3), 4, 2, 15 Jan., 5, 19 Febr., 5, 20 März, 2, 17 April, 21 Mai, 5, 18 Juni, 2, 16 Juli, 6, 20 Aug., 3, 17 Sept., 1, 17 Okt., 5, 19 Nov., 3, 17 Dez.

Marbach Stadt (Würt.) k 1 Mai (2), 19 Juli, 22 Nov., 6 März, 3 April, 14 Juni, 28 Aug., Hof 5 März, 30 April, 18 Juli, 21 Nov.

Markoff k 15 Jan., 26 März, 11 Juni, 24 Sept., 10 Nov.

Markgröningen (Würt.) k 24 Aug., k Schw 24 Febr., 16 April, 21 Dez. (je 2).

Marzell (Gem. Schiltberg) k 5 Juni.

Medenbeim k 2 Sept. (3).

Medesheim k 25 März, 8 Sept.

Medesheim k 22 Juli.

Meersburg k 12 Nov., 5 Dez.

Melchingen (Sigm.) k 22 Febr., 31 Mai, 26 Juli, 27 Sept., 22 Nov., 20 Dez.

Memmingen (Schwaben) k 16 Okt. (4), 18 Jan. (3), 17 März, 21 Aug., Schw 4 April, 5 Sept., 3 Okt., 7 Nov.

Mengen (Würt.) k 14 Febr., 11 April, 13 Juni, 12 Sept. (agl. Buchs), 12 Nov., 10 Jan., 14 März, 9 Mai, 11 Juli, 8 Aug., 10 Okt., 12 Dez.

Menzingen k 4 Juni, 17 Sept. (je 2).

Merschingen k 5 Juni (2), Schw 8 Jan., 12 Febr.,

12 März, 9 April, 14 Mai, 11 Juni, 9 Juli, 13 Aug., 10 Sept., 8 Okt., 12 Nov., 10 Dez.

Meingentheim (Würt.) k 5 März, 17 April, 5 Juni, 9 Juli, 12 Nov., 10 Dez. (je 2 Tage, am 2. Tage agl. B.), 14 Juni, 9 Aug., 13 Sept., 11 Okt., Schw 15 Aug., 20 Sept., 18 Okt., 14 Nov., 20 Dez., Schw 4, 18 Jan., 1, 15 Febr., 1, 15 März, 5 April, 3, 17 Mai, 7, 21 Juni, 5, 19 Juli, 2, 16 Aug., 6, 20 Sept., 4, 18 Okt., 1, 1 Nov., 6 Dez.

Merlingen (Würt.) k 16 April, 10 Sept.

Meskirch k 22 März, 31 Mai, 26 Juli, 25 Okt., 13 Dez. (a. Gelpinsh), 18, 15 Jan., 5, 19 Febr., 5, 17 März, 2, 14 April, 7, 21 Mai, 2, 18 Juni, 2, 16 Juli, 6, 20 Aug., 3, 17 Sept., 1, 15 Okt., 5, 19 Nov., 3, 17 Dez., Buchs. 2 Mai, 19 Sept.

Mesingen (Würt.) k 27 Nov., k Schw 6 Febr., 8 Mai, 18 Sept., Hofst. 6 März, 10 Juli.

Miesenbach k 31 Aug.

Mingelheim k 23 Jan. (2).

Mittelberbad k 11 März, 11 Juni, 29 Juli, 17 Sept.

Möhringen k 2 April, k Schw 7 Mai, 18 Juni, 23 Juli, 27 Aug., 1, 22 Okt., 19 Nov., k Schw 29 Jan., 26 Febr., 31 Dez.

Mörschweiler k 19 März, 12 Juni, 23 Juli, 4 Okt.

Mosbach k 26 Febr., 17 April, 25 Juni (a. Reiment), 10 Sept., 8 Nov., Schw 28 Nov., 11 Jan., 6, 27 (a. Schw) Febr., 13 März (a. Schw), 4 Sept., 6 Nov., Schw 9, 23 Jan., 13 Febr., 27 März, 10, 24 April, 8, 22 Mai, 12, 26 Juni, 10, 24 Juli, 14, 28 Aug., 11, 25 Sept., 9, 23 Okt., 13, 27 Nov., 11, 24 Dez.

Mutau k 20 März, 30 Juli, 29 Sept., 12 Nov.

Mühlhausen (Hf.) Messe 5 Aug. (22).

Müllheim k Schw Hofst. 30 Okt. (2), 18 Jan., 19 Febr., 13 März, 17 April, 21 Mai, 18 Juni, 16 Juli, 20 Aug., 17 Sept., 17 Okt., 19 Nov., 17 Dez.

Mündweiler k Schw 4 Nov.

Munderkingen (Würt.) k 11 Jan., 8 Febr., 8 März, 12 April, 1 Mai, 14 Juni, 12 Juli, 30 Aug., 27 Sept., 25 Okt., 29 Nov., 13 Dez.

Münzheim k 7 Mai, 29 Okt. (je 2).

Mühlbach k 10 Juni (3).

Mutterstadt k 9 April, 9 Sept. (je 2).

Nedarbischhofheim k 16 April, 17 Sept.

Nedarck k 4 Juni, 20 Aug.

Nedargemünd k 26 Febr., 25 Juni, 26 Nov. (a. Hst) (2).

Nedargemünd k 15 Mai, 22 Okt.

Neredheim, Stadt (Würt.) k 23 Juli, k Schw 5 März, 16 April, 4 Juni, 8 Okt.

Nersweiler k 19 Aug.

Nerchau k 16 April, 16 Sept.

Nerenburg (Würt.) k 1 März, 31 Mai, 6 Sept. 6 Dez., Schw 14 Febr., 11 April, 15 Aug., 21 Nov.

Neuenstadt a. Kocher (Würt.) k 8 Mai, 11 Dez., k Schw 21 Aug., Schw 27 Febr., 29 Mai, 6 Nov.

Neuenstein (Würt.) k 1 Mai, 21 Sept., 16 Febr., 2 Mai, 27 Nov.

Neustra (Sigm.) k 21 Juli, 8 Okt.

Neustett k 7 Juni, 8 Nov.

Neuhäusen a. d. B. (Würt.) k 1 Mai, 3 Juli, 29 Okt.

Neunkirch (Sigm.) k 23 April, 10 Sept., 10 Dez.

Neunkirchen k 29 Juli.

Neunkirch k 5 April, 12 Juni, 23 Okt.

Neustadt k 22 Jan., 26 März, 28 Mai, 30 Juli, 29 Okt., 10 April, 11 Sept.

Neustadt a. d. B. k 2 Sept. (2), 18 Dez. (3).

Niederfirchen (Kaiserl.) k Schw 24 Sept., 8 Okt.

Niederfirchen (Kaiserl.) k 14 März, 11 Juli, 8 Aug., 14 Nov.

Niedermetlau k 21 Okt.

Niedermetlau (Würt.) k 2 Febr., 1 Mai, 9 Juli, 12 Nov., 18 Jan., 19 Febr., 5 Febr., 5 Aug., 3 Sept., 2 Mai, 4 Juni, 10 Juli, 6 Aug., 3 Sept., 1 Okt., 19 Nov., 10 Dez.

Nörtingen (Schwab.) k 16 Juni (10), 15 Juni (2), 17 Jan., 6 März, 4 Sept., Schw 2 April, 11 Juli, 22 Aug., 18 Sept., 5 Nov.

Nellingen k 8 März, 10 Mai, 12 Juli, 13 Sept., 8 Nov.

Nürtingen (Würt.) k Schw Hofst. 2 Febr., 16 April, 12 Juni, 24 Aug., 23 Okt., 21 Dez., Schw 11 Jan., 8 März, 10 Mai, 12 Juli, 13 Sept., 8 Nov., Schw 15 Nov.

Rufbach k 19 Aug.

Rufloch k 5 Juni, 3 Dez.

Dierbarmerbad k 2 Sept., 21 Okt.

Dierfeldingen (Würt.) k 3 April, 3 Juli, 2 Okt.

Dierkirch k 26 April, 9 Aug., 6 Dez. (je 1*).

Oberlenningen (Würt.) k 20 März, 4 Sept.

Obermoosel k 6 Mai, 8 Juli, 9 Sept. (2), 21 Okt.

Obernberg Stadt (Würt.) k 5 Febr., 12 März, 1 Mai, 12 Juni, 20 Juli, 24 Aug., 1 Okt., 12 Nov., Schw 5, 19 Jan., 16 Febr., 16 März, 6, 20 April, 18 Mai, 22 Juni, 6 Juli, 3 Aug., 7 Sept., 12, 26 Okt., 16 Nov., 7, 21 Dez., 13 Dez.

Oberscheffenz k 11 Juli, 5 Nov.

Oberzieringen (Würt.) k 24 Febr., 8 Sept.

Oberweiler im Thal k 16 Sept.

Obrigheim k 9 Juli, 12 Nov.

Ochsenhausen (Würt.) k 5 Febr., 30 April, 1 Okt., 12 Nov.

Odenbach k Schw Schw 14 März, 11 April, 9 Mai, 13 Juni, 11 Juli, 20 Aug., 12 Sept., 10 Okt., 14 Nov.

Odenheim k 16 Okt. (2).

Offenbach k 30 Sept.

Offenburg k Schw Hofst. mit Schwfrucht a. 1. Tag 7 Mai, 17 Sept. (je 2), 18 Jan., 6 Febr., 6 März (a. Jarren. m. Bräun.), 3 April (a. H.), 1 Mai, 5 Juni (a. H. u. Jarrenm. m. Lettenie), 3 Juli, 7 Aug., 4 Sept., 2 Okt. (a. Jarren m. Bräun.), 6 Nov., 4 Dez., Wein 22 Mai.

Offenburg k Schw 17 April, 14 Sept.

Oggerheim k 2 Sept.

Olmhausen (Würt.) k 29 Jan., 30 April, 28 Aug.

Oppenheim (Hessen) k 27 Aug., 26 Nov. (je 2).

Osterburken k 9 Juli, 16 Okt. (a. Schw), 10 Dez., 19 Febr., 20 März, 23 Juli, 12 Nov., Schw 25 Juni, 30 Juli, 30 Aug., 19 Sept., 9 Nov.

Ostrach (Sigm.) k 7 Febr., 4 April, 4 Juli, 3 Okt., 3 Jan., 7 März, 2 Mai, 6 Juni, 1 Aug., 5 Sept., 7 Nov., 5 Dez.

Otringen k 10 Juli (2).

Ottshausen (Würt.) k 6 März, 3 Juli, 9 Okt.

Otterbach k 20 Sept.

Otterberg k 6 Mai, 2 Sept., 28 Okt.

Pfalzgrafenweiler (Würt.) k Schw 15 März, 12 Juni, 4 Okt., 8 Mai, 28 Aug.

Pfeilsbach (Würt.) k 29 Juni, k Schw 30 Nov., 15 Jan., 5 März, 11 Juni, 24 Sept.

Pfirt (Hf.) k Schw 2 Jan., 6 Febr., 6, 20 März, 3 April, 1 Mai, 5 Juni, 3 Juli, 7 Aug., 4 Sept., 2 Okt., 6 Nov., 4 Dez.

Pforzheim k Schw Hofst. m. Schw am 1. Tag 13 März, 27 Nov. (je 2), Schw 2 Jan., 5 Febr., 5 März, 2 April, 7 Mai, 5 Juni, 2 Juli, 6 Aug., 3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez.

Pfullendorf k Schw Schw 12 März, 7 Mai, 27 Aug., 22 Okt., 10 Dez., Schw 16 Jan., 13 Febr., 17 April, 12 Juni, 17 Juli, 25 Sept., 20 Nov.

Pfullingen (Würt.) k 1 März, 26 April, 14 Juni, 27 Sept., 22 Nov.

Philippsthal k 15 Mai, 23 Okt. (je 2).

Pirmasens k 1 Mai, 4 Sept. (je 2).

Pirmingen (Würt.) k 24 Febr., 16 Juli, 26 Nov. (agl. Jarren).

Plochingen (Würt.) k 14 Mai, k Schw 20 Febr., 22 Nov., 19 April, 10 Sept.

Quirnach k 28 Aug., k Schw 21 Rev., 18 April, 7, 21 März, 4, 28 April, 2, 16 Mai, 6, 20 Juni, 4, 18 Juli, 1 Aug., 5, 19 Sept., 3, 17 Okt., 7, 21 Nov., 5, 19 Dez.

Rabelfzell k Schw 21 März, 30 Mai, 22 Aug., 7 Nov., Schw 3, 17 Jan., 7, 21 (a. Kleejam) Febr., 7 März (a. Kleejam), 4, 18 April, 2, 16 Mai, 6, 20 Juni, 4, 18 Juli, 1, 8 Aug., 5 (a. Hofst.), 26 Sept., 3, 17 (a. Kabis u. Nitten) Okt., 21 Nov., 5, 19 Dez., Centraf. Buchs. der oberbad. Buchs. 18 Sept., Hofst. 19 Sept., Kleejam. 28 Febr., Kabis u. Nitten 24 Okt.

Ramstein k 16 Sept.

Rangendingen (Sigm.) k 28 Mai, 15 Okt.

Rastatt k Dreier m. Frucht Schw a. 1. Tag u. m. B a. 2. Tag 23 April, 17 Sept. (je 2) (a. 2. Tag a. Hofst. m. Verlos.), 11 Jan., 8 Febr., 8 März, 10 Mai, 13 Juni, 12 Juli, 9 Aug., 11 Okt., 26 Nov., 13 Dez.

Rastweiler k 6 Mai.

Ravensburg (Würt.) k Schw 16 Juni, 16 Nov. (je 2), 18 März, 27 Okt., Hofst. 7 Juli, Schw 16 Juni, 18 Okt.

Rehweiler k 6 Mai.

Reichenbach k 14 Okt.

Reichenbach (Würt.) k 4 Juni, 21 Sept.

Reichenbach-Steegen k 30 Sept.

Reinheim k 25 April.

Reipoltskirchen k 5 Aug.

Rendern k Schw 26 März, 22 Okt.

Reutlingen (Würt.) k Schw (je tagdarauf Schw) 13 März, 11 Sept., 30 Okt., 11 Dez., 12 Jan.,

(Barten)

Große Gefahren für Gesundheit und Leben!

Durch alte, schon gebrauchte Bettfedern werden erwiefsener Familien die Ansteckungsgefahr vieler blutiger Krankheiten hineingetragen. Solche gefährbringende Ware wird von unkonigen oder gewissenlosen Händlern leber moßhaft in den Handel gebracht. Es sei daher den geehrten Hausfrauen die Firma **Pecher & Co.** in Herford Nr. 337 B in Westfalen empfohlen. Diese Firma genießt und verdient seit vielen Jahren das volle Vertrauen des Publikums. Unter Garantie der Reueheit werden in allerbeßer Reinigung Bettfedern und Daunnen aller Qualitäten zu den denkbar billigsten Preisen geliefert. Daneben als besonders beachtenswerte Spezialitäten: fertige Betten, Leib- und Bettwäsche, sowie Hemdentuche und Halb- Leinen in gleichfalls unübertroffener Güte und Preiswürdigkeit. Die Firma **Pecher & Co.** gilt nach übereinstimmendem Urteile aus dem Kreise von mehr als

150 000 Familien

mit Recht als **streng reelle u. anerkannt billige Bezugsquelle**

Gänsefedern,

Gänse-daunen, Schwanefedern, Schwanendaunen sowie für alle anderen Sorten Bettfedern und Daunnen in bester unübertroffener Reinigung! Wir versenden tollfrei gegen Nachnahme (jedes beliebige Quantum): **gute neue Bettfedern** v. Pfund für 60 Pfg., 80 Pfg., 1 M., 1 M., 40 Pfg.; **feine prima Halbdaunen** 1 M. 60 Pfg., 1 M. 80 Pfg.; **halbweiße Polarsfedern** 2 M. (geleglich geschüßt); **weiße Polarsfedern** 2 M. 50 Pfg. (geleglich geschüßt); **Silberweiße Gänse- u. Schwanefedern** 3 M., 3 M. 50 Pfg., 4 M., 4 M. 50 Pfg., 5 M. **Echt chinesische Ganzdaunen** nur 2 M. 50 Pfg. u. 3 M. **Nordische Polardaunen** 3 M., 3 M. 50 Pfg., 4 u. 5 M. (geleglich geschüßt)! **Bettberühmte Spezialität** ersten Ranges von aufergewöhnl. Füllkraft, Weichheit u. unübertroffl. Haltbarkeit! **Silberweiße Gänse- u. Schwanendaunen** 5 M. 75 Pfg., 7 M., 8 M., 10 M., 12 und 14 M. per Pfund.

Bettstücke geübte

Oberbetten, Unterbetten, (Pfähle, Kopfkissen etc.)

Reichhaltiges Lager in garantiert federdicthem Bettbarchent, Bettsatin, Flaumenköper etc. Versandt der Bettstoffe auch **meterweise** in beliebiger Länge.

Große Auswahl in Leib- u. Bettwäsche.

Specialität: Männerhemden, Oberhemden, Frauen- u. Kinderhemden, Kissenbezüge, Betttücher, echt westfälische Halbkleinen u. prima Elsässer Hemdentuche in nur vorzüglichen haltbaren Qualitäten. **Billigste Preise!**

Nichtgefallendes bereitet, auf unsere Kosten zurückgenommen. Daher für den Käufer jedes Risiko ausgeschlossen. — An Sonn- und Feiertagen Geschäft geschlossen.

Vietausendfältige Anerkennung!! Täglich zahlreiche Nachbestellungen!!

Pecher & Co. in Herford Nr. 337 B in Westfalen.

Proben nebst Preisliste v. Bettfedern, Bettstoffen, Halbkleinen und Hemdentuchen **unsonst u. portofrei.** — Bei Bestellung von Proben sind gewünschte Sorten **Federn** und **Daunen** näher zu bezeichnen. Auch die Preisliste über **Wäsche** wird kostenlos versandt.

1460

Stilv. Laubsäge, Schnitz-Flach- und Kerbschnitt, Holzbrand- etc. etc. Vorlagen auf Papier und Holz, Anleite, Utensilien, Maschinen, Werkzeuge u. Materialien. Zeitschrift Der Dilettant. Illustr. Preislisten für 30 Pfg. in Briefmarken. **Mey & Widmayer, München.**

Beflag von **Moriz Schauenburg** in Lahr i. B.

Multkalender.

22 Bogen Notizkalender, 9 Bogen Zeit, bearbeitet im Kaiserlichen Statistischen Bureau in Berlin, enthaltend allgemeine statistische Nachrichten über das Deutsche Reich, Bestimmungen über den Verkehr mit Bank-, Post- und Telegraphenanstalten, Verzeichnis sämtl. Reichs-anwälte Deutschlands, der deutschen Konsulate, sowie sämtlicher Reichs-postanstalten.

Preis kart. M. 1.50, in Ganzleinenband M. 2.—

Neu! Neu!

Mandolinen-Zither

— Letzte Neuheit! —

Die beste Volkszith., die je existierte. Entzückende Klangfülle. Doppelte Besaitung, mandolinenartiger Ton, 62 Sait. Col. Spiel. ob. Fortennin. Zither d. Zukunft. Ladenpreis 25 M. Ist vorrätig. Einfind. des Betr. nur **16 Mark 50 Pfennig.** Umtausch gestattet.

H. Drabert, Rostock.

Kaiser Wilhelms-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Altersrenten- und Kapitalversicherung, versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mk.) lebenslängliche Altersrenten oder das entsprechende Kapital.

Auskunft erteilt und Druckfachen versendet **Die Direktion der Kaiser Wilhelms-Spende,** Berlin W., Mauerstraße Nr. 85.



Direkt v. Schwarz-wald bezieht man anerkannt gut und billig **Uhren** aller Art durch das Uhrenverfahngeschäft v. **W. Blumenstock** in Billingen 30b, bad. Schwarz-wald. Regulateur Nr. 351, 75 cm lang, 14 Tag-Geh-u. Schlagwerk, nur 12 M., **Wester** Nr. 303 mit nachts leuchtendem Zifferblatt Mark 3.75, Nr. 100 echt silb. **Chl.-Uhr**, Remont. m. Gelbrand nur M. 10.50. 2-jährige schriftliche Garantie! Reich illust. Preisliste über Uhren und Gold-waren gratis und franco.

V

Verlag von **Moriz Schauenburg** Lahr i. B.

Der heilige Antonius von Padua.

Mit 75 Holzschnitten. 12. Aufl. Preis M. 1.50. Franz. Ausgabe: **Légende de Saint Antoine.** Imité de l'Allemand. Preis M. 2.40.

Wer Musik liebt



aber nicht in der Lage ist, ein Instrument zu erkennen, dem sei hiermit meine sehr bezlebte, dauerhaft und schön gebaute

Drehorgel Amorette

ca. 34 x 26 x 18 cm groß, empfohlen, spielt mittelst auswechselbaren Metallschreiben ca. 500 Musikstücke und eignet sich ihres starken Tones wegen zu Tanz und Unterhaltung für kleine Gesellschaften. Preis mit 6 der allerneuesten Musikstücke, wie z. B. Wienendans, Der Nazi, Frauwalzer, Komm, Karelina, Rattenfänger, Sille Nacht usw. (auf Wunsch auch andere), **Mark 15.50.** Extra-Musikstücke nur 35 Pf. per Stück. Versand 8 Tage zur Probe gegen Nachnahme.

Max Barz in Grössin (Pommern) 11.

Neu! Zauberflöte Neu!

das Neueste in der Mundharmonikafabrikation, wundervolles Instrument in ff. Klappetui. 20 Zungen, edler Ton und gediegene Ausstattung. Preis mit neuester Harmonikaschule zum Selbstunterricht ohne Notenkenntnisse

nur 1 Mk. 60 Pfg.

Bei vorheriger Einsendung (auch Briefmarken) Frankozusendung. Nachnahme teurer.

H. Drabert, Rostock.



Kauft die Uhren mit der Marke „Blitz!“

welche dem Fabrikanten in Paris 1889 mit der Silbermedaille, in Genf 1896 mit der goldenen Medaille prämiert wurden.

Original-Preisliste:

In Metall 19 Ltg. Anker-Mementoir 15 rub.	15 M.
Stahl	25
Silber, ganz weiß	28
mit Gelbrand	30
ganz platt (Neuheit)	35
mit extrafeinem Silber Best	70
Gold je nach der Schwere des Gehäuses in 14 Karat von 120 Mark an.	

Jede Uhr erhält einen Garantiechein für 2 Jahre. Umtausch gestattet! Versand per Nachnahme franco Fracht und Zoll.

Heinrich Vollmar, Uhrenfabrik, Bern, Schweiz.

geläufige Das Sprechen

Schreiben, Lesen u. Verstehen der englischen und französischen Sprache ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die in 54 Aufl. vervollkommenen Original-Unterrichtsbriefe nach der Methode **Coussaint-Langenscheidt.**

Probefriefe à 1 Mark
Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung
Berlin SW. 46, Hallesche Strasse 17.

Wie der Prospekt durch Namensangabe nachweist, haben viele, die nur diese Briefe (nicht mündlichen Unterricht) benutzen, das Examen als Lehrer des Englischen und Französischen a ut bestanden.

Verlag von Moritz Schauenburg, Lehr i. B.

Christliches Gedenkbuch

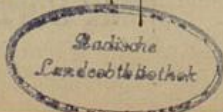
Preis in Leinwand geb. Mk. 1.50.

Klassisches Gedenkbuch

Preis in Leinwand geb. Mk. 1.25.

Klassisches Vergißmeinnicht

Preis eleg. geb. Mk. 1.25.



Wichtig für Hausfrauen!

Gustav Greve, Osterode a./Harz, Wollwarenfabrik, nimmt **Wolle und alte Wollfäcken** zur Umarbeitung an und empfiehlt seine im Tragen sich vorzüglich bewährt habenden Fabrikate: **Daunfedern, Federstoffe, Federstoffe für Herren- und Knaben Garderobe, wolleene Schläse, Reises- und Pferdedecken, Bill. Breite, Hochste Bedienung.** Muster bereitwilligst franco.

Diäet, Aubittafeln z. Berechn. runder u. bechl. Gefäße, auch von Köstern, Kufen u. Bütteln. Gebunden nur 1 M beim Beleger **Moritz Schauenburg, Lehr i. B.**



Meinel & Herold

Harmonikafabr. Klingenthal, Sachs. Nr. 890 versenden direkt per Nachn. ihre vorzügl. **Konzert-Zugharmonikas, m. prächt. Orgelton, offener Klaviatur, langen weiss. Tasten m. Scheibchen u. verbess. Stahlfederung,** f. deren Haltbark. wir **Garantie** übernehmen, **Doppelbässen, Messingbassklappen, 3 teil. (1 Halb.) Doppelbilgen, Balgfalten m. besten**

Metallschutzdecken (Eckenschoner), 34-38 cm hoch, per Stück				
10 Tast, 2 Reg., 50 Stim. M. 6.-	21	Tast, 2 Reg., 108 Stim. M. 13.50		
10 " 3 " 70 " " 8.50	21	4 " 108 " " 21.-		
10 " 4 " 90 " " 10.-	21	6 " 158 " " 27.-		
10 " 6 " 132 " " 25.-	21	8 " 200 " " 39.-		
10 " 8 " 172 " " 30.-	33	6 " 168 " " 48.-		

Unsere Harmonikas sind nicht m. bill. offer. Ware zu verwechseln. Schule u. Kiste zu jeder Harm. umsonst. Harmonik in 85 versch. No. **Bandonions, Mundharmonikas, Violinen, Zithern, Accordzithern, Ocarinas, Drehorgeln und Musikwerke. 2000 Anerkennungen.** Garantie: Zurückn. u. Betrag zurück. Vor anderweit. Einkauf bitten unseren Katalog mit vielen Abbild. umsonst u. portof. zu verlangen.

Verlag von Moritz Schauenburg, Lehr i. B.
Große Manner
in Wort und Bild.
Swanig und geschichtliche Gehalten für die reifer Jugend geschrieben von Adolt Bartheis.
Preis geb. 2 Mf.

Paulus & Kruse
Markneukirchen 658

Tadellos gearb. Instrumente. Ausserst billige Preise.
Weit gehendste Garantie. Reich illust. Katalog.
Hochintr. Hauptkatal. soeben erschienen.

Verlag von Moritz Schauenburg in Lehr i. B.
Altheidelberg, du feine.

Eine Sammlung auf Heidelberg bezüglicher Lieder ersten und heiteren Inhalts. Festgabe zum 500-jährigen Jubiläum der Universität Heidelberg. Mit Klavierbegleitung.

Preis 1 Mark.

Statt Eisen?

Statt Pepton?

Statt Leberthran?

Dr. med. Hommel's Haematogen

(Konzentriertes gereinigtes Haemoglobin [D. R.-P. Nr. 81391] 70,0. Geschmackszusätze: Gem. reines Glycerin 20,0. Malagawein 10,0).
Organischenhaltiges Nähr- und Kräftigungsmittel für Kinder jeden Alters wie für Erwachsene.

Haematogen Hommel wird mit großem Erfolge angewandt:

Statt medikamentösen Eisenpräparaten, weil es als organischenhaltiges*, blätisches Nährmittel jahraus jahrein genommen werden kann, ohne jemals Störungen (selbst nicht im Säuglingsalter) zu verursachen.

* Das im Haematogen Hommel enthaltene Haemoglobin ist die natürliche, organische Eisen-Eiweißverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel, im Gegensatz zu künstlichen anorganischen und organischen Eisenverbindungen.

Statt Pepton, Albumosen (künstlich verdauten Eiweißpräparaten), weil künstliche Retorten-Verdauung gänzlich verschieden von der natürlichen Magen-Darm-Verdauung ist. Durch erstere werden zahlreiche für die Neubildung von Blutz- und Organzellen hochwichtige Keimstoffe vernichtet, welche sich im Haematogen Hommel in ihrem natürlichen unverdauten Zustande vorfinden.

Statt Leberthran, weil, abgesehen von dessen widerlichem Geschmack, Haematogen Hommel dem Leberthran auch in der Wirkung überlegen ist.

Haematogen Hommel ist von sehr angenehmem Geschmack, wird selbst vom schwächsten Magen des Säuglings wie des Greises vorzüglich vertragen, wirkt energisch appetitanregend, hebt rasch die körperlichen Kräfte und beeinflusst dadurch auch in günstigster Weise das Nervensystem.

Nachstehend einige ärztliche Gutachten, soweit dies der beschränkte Raum gestattet:

Herr Dr. med. Steinboff, Spezialarzt für Lungenerkrankte in Berlin, schreibt: „Ich halte Dr. Hommel's Haematogen für eine bisher unerreichte Leistung auf dem Gebiete der Ernährung* und namentlich Nelonbalescentenbehandlung.“

Herr Dr. med. Kolenfeld in Berlin: „Bei einem sehr herabgekommenen Patienten, der lange Zeit verschiedene Eisenpräparate ohne irgend welche Besserung angewandt, habe ich Ihr Haematogen mit so gutem Erfolge gebraucht, daß nach der ersten Flasche der Appetit, welcher ganz darniederlag, und der Kräftezustand sich merklich besserten. Namentlich hob der Kranke den angenehmen Geschmack des Präparates sehr hervor. Nach der zweiten Flasche waren die Kräfte bereits so weit gehoben, daß er seinem Berufe, dem er sich seit langer Zeit hatte entziehen müssen, wieder vorstehen konnte.“

Herr Dr. med. Kupers in Mannheim: „Die Wirkung von Dr. Hommel's Haematogen ist einfach eklatant. Schon nach Verbrauch einer Flasche ist Appetit, Stuhlgang und das sonstige Befinden so zufriedenstellend, wie es seit circa drei Jahren nicht der Fall war. Alle vorher angewandten Eisenpräparate haben in diesem Falle stets fehlerhaft und bin ich glücklich, hier endlich in Ihrem Haematogen ein Mittel gefunden zu haben, welches Heilung verspricht.“

Herr Sanitätsrat Dr. med. Nicolai in Greußen (Thüringen): „Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß Ihr Haematogen speziell bei Lungenschwindsüchtigen von ausgezeichnetem und überraschendem Erfolge war. Ich werde es gerne empfehlen, da die Empfehlung aus meiner vollen Überzeugung stammt.“

Herr Dr. med. Wöck in Dinglingen-Bahr: „Mit Dr. Hommel's Haematogen hatte ich bei Kindern, die an chron. Bronchialkatarrh, an Bronchialdrüsenentzündung, an Rhachitis und an sonstigen, eine Blutarum bedingenden Krankheiten litten — mit Vergnügen schreibe ich es Ihnen — ausnahmslos die besten Erfolge. Wiederholt ereignete es sich, daß man mir, als ich meine Patienten nach 8-14 Tagen wieder besuchte, gleich an der Thür rief: „Aber Herr Doktor, was haben Sie uns da ein ausgezeichnetes Mittel gegeben.“ — Die frische Farbe, die gefüllten Backen, das entschieden gehobene Allgemeinbefinden und vor allem — der enorm gewordene Appetit ließen mich dann erkennen, daß es sich nicht um eine scheinbare, sondern um tatsächliche Besserung handelte.“

Herr Dr. med. Merten in Berlin: „Ihr Haematogen hat in einem Falle von hartnäckiger Rhachitis bei einem zweijährigen Kinde vortrefflich gewirkt. Das Kind, welches vormals nicht gehen konnte, begann schon nach Verbrauch einer Flasche zu laufen, und sein Schwächezustand besserte sich während des Gebrauches der zweiten Flasche zusehends.“

Herr Oberarzt a. D. Dr. med. Tischendorf in Dresden: „Ich kann Ihnen mitteilen, daß Dr. Hommel's Haematogen bei einem 16-jährigen Lehrling, der blutarm und im höchsten Grade nervös war, dessen Appetit ganz darniederlag, von ausgezeichneter Wirkung gewesen ist, und welche ich nicht erlangen, dieses treffliche Mittel in allen geeigneten Fällen anzuwenden und zu empfehlen.“

Herr Dr. med. Meyer in Stoltenburg a. Harz: „Dr. Hommel's Haematogen wandte ich bei einer jungen Dame an, die seit mehreren Monaten an allen gewohnten Mitteln trostloser, hochgradiger Fleischsucht litt. Der Erfolg war ein geradezu ungewöhnlicher. Alle Beschwerden schwanden in kurzer Zeit, die junge Dame bekam ein blühendes Aussehen und konnte als vollkommen geheilt betrachtet werden. Ich bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet und werde bei Fleischsucht jetzt nur noch Ihr Präparat anwenden.“

Herr Dr. med. Sinaupis in Körberberg (Pommern): „Dr. Hommel's Haematogen ist eines der herborragendsten medizinischen Präparate der Jetztzeit und verdient das allgemeine Lob. Ein ungeheurer Fortschritt ist in dem Mittel gegenüber der alten, Magen und Zähne verderbenden Eisenherapie gegeben.“

Neder Dr. Hommel's Haematogen äußern sich außerdem auf's Wärmste empfehlend u. a.:

Herr Professor Dr. Henning in Leipzig; Herr Geheimrat Professor Dr. Victor Meyer † in Heidelberg; Herr Professor Dr. Goldschieber, Chefarzt des Kaisarlichen-Hospitals in Budapest; Herr Privatdozent Dr. Zörggler in Innsbruck; Herr Dr. Lewy, Redakteur des „Médico“ in Berlin; Herr Geheim. Sanitätsrat Dr. Klein in Berlin; Herr Professor Dr. Weber, Direktor der Universitäts-Klinik in Halle a. S.; Herr Dr. J. Schmidt, Sanitätsrat, Chefarzt des Bürger-Hospitals in Frankfurt a. M.; Herr Dr. Arno Krüger, Redakteur der „Mergl. Rundschau“ in München; Herr Oberstabsarzt Dr. Baumbach in Ulm; Herr Sanitätsrat Dr. Lüders in Göttersförde; Herr Geheim. Sanitätsrat Dr. Raschke in Berlin; Herr Krankenhausdirektor Dr. Stiff in Leipzig; Herr Sanitätsrat Dr. Friedrich in Radegast; Herr Dr. Albanus, Direktor des Sanatoriums für Nervenleidende in Blantenburg a. Harz; Herr Dr. Strahler, Geheim. Medizinalrat in Berlin; Herr Dr. Bloch, Spezialarzt für Geburtshilfe und Kraukenkrankheiten in Zürich; Herr Dr. Hessel, dir. Arzt am Diakonissen-Krankenhaus in Bad Kreuznach; Herr Geheimrat Dr. Stöhr in Bad Rissingen; Herr Oberstabsarzt Dr. Ruff in Wehringen; Herr Sanitätsrat Dr. Roenthal in Ratibor; Herr Stabsarzt a. D. Dr. Windenbach, Vize-Direktor in Thale a. Harz; Herr Sanitätsrat Dr. Häring in Ballenstedt; Herr Dr. S. Wichmann, Kaiserl. Rat in Krems a. D.; Herr Sanitätsrat Dr. Dietrich in Diebenhofen; Herr Professor Dr. Neusburger, k. l. Reg.-Rat und Landes-Sanit.-Rat. in Klagenfurt; Herr Sanitätsrat Dr. Reehler in Posen; Herr Sanitätsrat Dr. Seulde in Ebershausen zc. zc.

Preis per Flasche (250 gr.) Mk. 5.— In Oesterreich-Ungarn fl. 2.— ö. W. Depots in allen Apotheken und Drogerien. Litteratur mit hunderten von ärztlichen Gutachten gratis und franco.

Wegen im Handel befindlicher Fälschungen und Nachahmungen unseres Präparates unter ähnlich klingenden Namen, verlange man ausdrücklich **Dr. Hommel's Haematogen.**

Nicolay & Co. Hanau a. Main.
Zürich

Vertriebung für **BLB Karlsruhe** C., 36 & 36a, St. Andrew's Hill.
et 128, New York.



53 48883 7 031

